ISSN: 0933-5315

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2006 (19. Jahrgang)

Schwerpunkt:
Nationalsozialismus und Krieg
in literarischen Autobiographien
30 Jahre „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf

herausgegeben von
Ilse Bürmann, Ortrun Niethammer und Helmut Schmitz

Mit Beiträgen von:
Ilse Bürmann, Christiane Micus-Loos, Kristina Popowa
Helmut Schmitz, Ortrun Niethammer und Gert Dressel

Werner Keil und Alfred K. Treml
„Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh ...“
Johann Heinrich Pestalozzis prekäres Verhältnis zu seinem Sohn
im Spiegel der erhaltenen Briefe

Karin Theilen und Diana Gring
Video-Interviewprojekte der Gedenkstätte Bergen-Belsen

Mitteilungen

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2006 (19. Jahrgang)

Schwerpunkt:
Nationalsozialismus und Krieg in literarischen Autobiographien
30 Jahre „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf

Ilse Bürmann, Ortrun Niethammer und Helmut Schmitz
Einleitung zum Schwerpunkt 171

Ilse Bürmann
Zugleich anwesend und nicht dabeigewesen?
Die Auseinandersetzung mit der Erfahrung von Nationalsozialismus
und Krieg in den Autobiographien von Christa Wolf und Eva Zeller 175

Christiane Micus-Loos
Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert
Zum Porträt einer Generation 205

Kristina Popowa
„Schöne graue Uniformen”.
Bulgarische Kindheitsmuster aus der Frauengeneration von Christa Wolf 233

Helmut Schmitz
Annäherung an die Generation der Großväter:
Stephan Wackwitz’ *Ein unsichtbares Land* und
Thomas Medicus’ *In den Augen meines Großvaters* 247

Ortrun Niethammer
Angst und Anekdote. Zur Struktur autobiographischer Erinnerungsprozesse
in Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ 267

Gert Dressel
„Erinnerungswerkstätten“
Was die zeitgeschichtlich-biographische Forschung und Bildungsarbeit
aus der Lektüre von Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ gewinnen kann 283

Weitere Aufsätze

Werner Keil und Alfred K. Treml
„Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh ...“
Johann Heinrich Pestalozzis prekäres Verhältnis zu seinem Sohn
im Spiegel der erhaltenen Briefe.....300

Projektbericht

Karin Theilen und Diana Gring
Video-Interviewprojekte der Gedenkstätte Bergen-Belsen.....312

Mitteilungen

BIOS-Sonderheft: Festschrift für Alexander von Plato 317

Call for Papers: 15th International Oral Histor Conference 319

Eingesandte Bücher.....321

Autorinnen und Autoren dieses Heftes 323

Einleitung zum Schwerpunkt:

Nationalsozialismus und Krieg in literarischen Autobiographien
30 Jahre „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf

Ilse Bürmann, Ortrun Niethammer und Helmut Schmitz

„Kindheitsmuster“, der autobiographische Roman von Christa Wolf, ist im Oktober 1976 im Aufbau-Verlag, Berlin-Ost, erschienen. Nach dem 16. November 1976, d.h. nach der gerade erfolgten Ausbürgerung Wolf Biermanns und dem – maßgeblich von Christa Wolf initiierten – Aufruf der DDR-Schriftsteller, diese Ausbürgerung zurückzunehmen, hätte möglicherweise diese gewichtige und strukturell neue Autobiographie nicht mehr in der DDR erscheinen können. Wolfs Auseinandersetzung mit den Fragen der Teilhabe am Nationalsozialismus ist in einem spezifischen Zeitfenster – nach der westdeutschen Studentenbewegung 1968 und vor der Wende 1989 – in der DDR erschienen. Dort war sie gänzlich anderen diskursiven Bedingungen und Möglichkeiten unterworfen, als dies in Westdeutschland der Fall war. Eine deshalb kontroverse, aber zugleich äußerst intensive deutsch-deutsche Rezeption und die zahlreichen Übersetzungen in inner- und außereuropäische Sprachen, zuletzt ins Arabische 2006, machen diesen Text über Jahre interessant.

Der westdeutsche Erinnerungsdiskurs der Kriegs- und Nachkriegsgeneration ab Ende der 1970er Jahre ist maßgeblich durch Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ mitbestimmt worden. Sie hat die Bedeutung der Selbstreflexion in minutiöser, selbstkritischer Aufarbeitung ihrer kindlichen und jugendlichen Verstrickungen in den Nationalsozialismus vor Augen geführt und paradigmatisch Möglichkeiten literarischen Erinnerns an diese Zeit erarbeitet. Deshalb ist an dieser Autobiographie von Interesse, wie und auf welche Weise, mit welchen sprachlichen, rhetorischen, textuellen Strategien, Erinnerung und Erinnerungspolitik betrieben wird. D.h. wie wird welche Vergangenheit erinnert – an was soll erinnert werden und damit auch: Aus welcher Gegenwart heraus wird in diesem Text erinnert bzw. um welcher Gegenwart willen?

Ausgehend von Jan Assmanns Vorstellung, dass eine Gesellschaft in ihren kulturellen Produkten sich selber transparent wird, soll die Art und Weise, in der mit und in ihnen kulturelle Identität produziert wird, hinterfragt und ihrerseits zum Gegenstand der Analyse gemacht werden. Literarische Autobiographien von Schriftstellern und Intellektuellen sind in besonderem Maße Performanzen des öffentlichen Erinnerns und damit immer schon Teil eines öffentlichen Diskurses, auf den sie sich häufig implizit oder explizit beziehen. Dies gilt besonders für die Autobiographien der 1990er Jahre, in denen sich verstärkt auch Autoren aus der ehemaligen DDR zu Wort meldeten, und zwar sowohl Angehörige der so genannten Flakhelfer-Generation (z.B. Harig 1990, De Bruyn 1992, Wellershoff 1995, Walser 1998, Kunert 1999, Stern 2002) wie auch der „Kriegskinder-Generation“ (z.B. Maron 1999, Kuczynski 1999, Timm 2003) bzw. der kurz nach dem Krieg Geborenen (z.B. Ortheil 1994, Wackwitz 2003, Medicus 2005). Da in allen diesen Fällen der Nationalsozialismus – entweder der selbst erlebte, oder der von den Eltern bzw. Großeltern durchlebte – Angelpunkt

 © Verlag Barbara Budrich

der Autobiographien ist, bedeuten diese Texte immer auch Teilnahme an einem ihnen selbst präexistenten öffentlichen Erinnerungsdiskurs, der über das jeweilig Private hinausgeht und zur kollektiven Geschichtsdeutung beiträgt.

Die Art des jeweiligen Beitrages zur öffentlichen Erinnerungskultur variiert mit den unterschiedlichen Generationen, aber auch mit dem Geschlecht der Autorinnen und Autoren. Interessant ist daher ein Vergleich der diskursiven oder textuellen Strategien, der Wahrnehmungsweisen und Verarbeitungsformen von Männern und Frauen in ihren jeweiligen autobiographischen Texten sowie die Bedeutung der Generationendifferenz: Gibt es eine Generationstypik des autobiographischen Erinnerns, und woran ist die Konstituierung einer spezifischen Generation festzumachen? In welcher Weise muss Generation und Geschlecht zusammengedacht werden angesichts fundamental verschiedener Erfahrungen von Männern und Frauen während des Zweiten Weltkriegs? Inwiefern haben die erzählten, berichteten, verschwiegenen, verdrängten Erfahrungen der Elterngeneration, beispielsweise der Verluste der männlichen Linie, Einfluss auf das gegenwärtige Erleben der Kinder und Enkel, welches diese wiederum deutend strukturieren und in den öffentlichen bzw. literarischen Diskurs als geschichtliche Erinnerung einbringen?

Insbesondere durch den – von ihr selbst dargestellten und reflektierten – oft stockenden und durch mehrfache Brechungen mühevollen Schreibprozess hat Christa Wolf die starke seelische und soziale Verwicklung der HJ- und BDM-Generation in die Strukturen des nationalsozialistischen Systems und deren Langzeitfolgen dargestellt. Auffällig an dieser Darstellung ist die starke Tribunalisierung von Erinnerung, in der sich wohl auch der Einfluss der westdeutschen Studentenbewegung von 1968 mit ihrer scharfen moralischen Abgrenzung von den Eltern niedergeschlagen hat. Während in Westdeutschland diese Tribunalisierung Teil eines öffentlichen Diskurses wird, in dem die Erinnerungen der älteren Zeitgenossen des ‚Dritten Reiches' zunehmend delegitimiert werden, haben diese äußeren Muster bei Christa Wolf eine Wendung nach innen erfahren: Sie werden in die eigene Person hinein genommen. Indem sie sich einem „Kreuzverhör mit sich selbst" unterzieht, spielen bei Christa Wolf die Vorwürfe an die ältere Generation eine weniger zentrale Rolle; sie nimmt Abschied von den lauten und lärmenden Formen der Distanzierung vom Nationalsozialismus und den in ihn verstrickten Personen. Die fast pietistisch anmutende Form der Selbstzermarterung ist auch eine spezifische Form der autobiographischen Traditionsübernahme (vgl. Niggl 1977).

In der Erkundung der Zusammenhänge zwischen Faschisierung des Subjekts, Gewalterfahrung und Traumatisierung, d.h. der für diese Generation typischen Prägung durch Schuldbewusstsein *und* Leidenserfahrung, ist Wolfs Text dem polarisierten und extrem politisierten Erinnerungsdiskurs in Westdeutschland, der diesen Komplex erst um die Jahrtausendwende aufbricht, um gut zwei Jahrzehnte voraus. Erst seit den 1990er Jahren werden – sowohl wissenschaftlich als auch literarisch – die traumatischen Langzeitfolgen von Nationalsozialismus, Krieg und Gewalt und deren Weitergabe an die folgenden Generationen zum Thema (Eckstaedt 1992, Moser 1993, Rosenthal 1993, Ortheil 1994, Treichel 1999). Damit kommt Wolfs „Kindheitsmuster" sowohl eine Sonderstellung im (literarischen) Erinnerungsdiskurs um das ‚Dritte Reich' zu als auch eine paradigmatische Funktion im Bereich der Autobiographie gerade dieser Generation. Während Wolfs Erinnerungsmodell mit seinem detailversessenen Selbstmisstrauen in der Literaturlandschaft der DDR zunächst ohne Nach-

folge geblieben ist, melden sich nach 1989 wichtige Autoren aus der ehemaligen DDR selbstreflexiv-autobiographisch zu Wort (De Bruyn 1992, Heiner Müller 1992, Kunert 1999). Auch westdeutsche Angehörige dieser Generation beziehen sich in ihren Erinnerungen implizit entweder nachfolgend (Harig 1990, aber auch Grass 2006, zuvor auch schon Zeller 1981, 1986) oder ablehnend (z.B. Walser 1998) auf die „Kindheitsmuster".

Das Spannungsverhältnis zwischen Faktizität und Fiktionalität von Erinnerung sowie die Bedeutung der Literarisierung – und d.h. auch Verkomplizierung angesichts so genannter einfacher Wahrheiten – wurde auf unterschiedlichen wissenschaftlichen Diskursebenen mehrfach erarbeitet und problematisiert. Die performative Struktur, die Literatur eingeschrieben ist, und die große öffentliche Wirkung, die autobiographische Erinnerungen haben können, wurden gerade kürzlich wieder deutlich angesichts der Diskussion um die Autobiographie von Günter Grass.

Zudem bieten solche Texte für eine internationale und interdisziplinäre Arbeitsgruppe zu Autobiographien hinreichend Anschlussmöglichkeiten für fachübergreifende Perspektiven und politisch-kulturell differente Erfahrungs- und Diskurslinien. Die Arbeitsgruppe besteht aus Ilse Bürmann (Erziehungswissenschaft, Schwerpunkte „Bildungstheorie" und „Autobiographieforschung", Universität Osnabrück), Gert Dressel (Geschichtswissenschaft, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Universität Wien sowie IFF Wien, Fakultät für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung, Universität Klagenfurt, Österreich), Christiane Micus-Loos (Erziehungswissenschaft, Schwerpunkt „Gender Studies", Humboldt-Universität Berlin), Hans-Rüdiger Müller (Erziehungswissenschaft, Schwerpunkt „Theorie und Geschichte der Bildung und der pädagogischen Anthropologie", Universität Osnabrück), Ortrun Niethammer (Literaturwissenschaft, Schwerpunkte „Literarische Autobiographien vom 18.-20. Jahrhundert, Mythos und Gender", Universität Osnabrück), Kristina Popowa (Südosteuropäische Geschichte, Schwerpunkt „Soziale Arbeit im historischen Kontext", Südwest-Universität Blagoevgrad, Bulgarien) und Helmut Schmitz (Literaturwissenschaft, Schwerpunkt „Literatur und Vergangenheitsbewältigung", Universität Warwick, Großbritannien).

Die Verarbeitung und Tradierung von Erfahrungen mit Nationalsozialismus, Krieg und Gewalt stehen im Mittelpunkt der Beiträge des folgenden Schwerpunkts.

Ilse Bürmann vergleicht eröffnend ausführlich die wenig später als „Kindheitsmuster" in der BRD erschienene Autobiographie Eva Zellers mit dem Text von Wolf und analysiert dabei die Struktur familialer Generationenbeziehungen im politisch-historischen Kontext sowie das Spannungsfeld von Anpassung und Selbstvorbehalt.

Christiane Micus-Loos erweitert die vergleichende Analyse von Autobiographien mit Texten von Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert und entwickelt den Entwurf eines Generationenportraits, indem sie ausgehend von den Textanfängen die Struktur von Erinnerungsprozessen analysiert und diese auf Fragen der Identitätsentwicklung der Autoren bezieht.

Kristina Popowa untersucht wiederum vergleichend die Autobiographien der Wissenschafterin und Schriftstellerin Wera Mutafchieva (Bulgarien) und Christa Wolf und stellt heraus, dass geographisch und politisch-kulturell weit entfernte weibliche Kindheiten generationale Gemeinsamkeiten aufweisen können.

Der Text von Helmut Schmitz beschäftigt sich mit den Spätfolgen von Krieg und Nationalsozialismus in der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration und stellt die

Thematisierung intergenerationeller Traumatisierung in der gegenwärtigen Erinnerungsliteratur in den Vordergrund.

Ortrun Niethammer richtet Fragen an die Bauformen von „Kindheitsmuster" und untersucht exemplarisch die Struktur eines spezifischen Kapitels des Wolfschen Textes, in dem der Zusammenhang von Angst und Anekdote im Zentrum steht.

Gert Dressel schließlich beleuchtet die Form des Erinnerns im Text von Wolf und setzt diese in Beziehung zur Praxis der Biographieforschung, Oral History und Biographiearbeit und damit zum Prozess mündlicher Lebenserzählungen und populärer Autobiographien.

Für finanzielle Unterstützung der Tagungen der Arbeitsgruppe danken wir der Universitätsgesellschaft sowie der Universität Osnabrück, dem Fach Allgemeine Pädagogik der Universität Osnabrück und der Abteilung für Kultur- und Wissenschaftsanalyse an der IFF Wien (Universität Klagenfurt).

LITERATUR

Assmann, Jan (1997): Das kulturelle Gedächtnis. München
De Bruyn, Günter (1992): Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin. Frankfurt/M.
Eckstaedt, Anita (1992): Nationalsozialismus in der ‚zweiten Generation'. Frankfurt/M.
Grass, Günter (2006): Beim Häuten der Zwiebel. Göttingen
Harig, Ludwig (1990): Weh dem, der aus der Reihe tanzt. München
Kuczinski, Rita (1999): Mauerblume. Ein Leben auf der Grenze. München.
Kunert, Günter (2003): Erwachsenenspiele. Erinnerungen. München.
Maron, Monika (1999): Pawels Briefe. Frankfurt/M.
Medicus, Thomas (2005): In den Augen meines Großvaters. München
Müller, Heiner (1992/1994): Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Eine Autobiographie. Köln
Moser, Tilmann (1993): Politik und seelischer Untergrund. Frankfurt/M.
Niggl, Günter (1977): Die deutsche Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung. Stuttgart
Ortheil, Hanns-Joseph (1994): Das Element des Elephanten. Wie mein Schreiben begann. Frankfurt/M.
Rosenthal, Gabriele (1993): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Gießen
Stern, Carola (2002): Doppelleben. Reinbek bei Hamburg
Timm, Uwe (2003): Am Beispiel meines Bruders. Frankfurt/M.
Treichel, Hans-Ulrich (1999): Der Verlorene. Frankfurt/M.
Wackwitz, Stephan (2003): Ein unsichtbares Land. Familienroman. Frankfurt/M.
Walser, Martin (1998): Ein springender Brunnen. Frankfurt/M.
Wellershoff, Dieter (1995): Der Ernstfall. Innenansichten des Krieges. Köln
Wolf, Christa (1976): Kindheitsmuster. Berlin-Ost
Zeller, Eva (1981): Solange ich denken kann. Autobiographischer Roman. Stuttgart
Zeller, Eva (1986): Nein und Amen. Roman einer Jugend. Stuttgart

Zugleich anwesend und nicht dabeigewesen?

Die Auseinandersetzung mit der Erfahrung von Nationalsozialismus und Krieg in den Autobiographien von Christa Wolf und Eva Zeller

Ilse Bürmann

1. Vorbemerkung

> *Sie will nicht – noch nicht – erklärt haben, wie man zugleich anwesend und nicht dabeigewesen sein kann, das schauerliche Geheimnis der Menschen dieses Jahrhunderts. (51)*

Diesen Satz schreibt Christa Wolf in ihrer Autobiographie „Kindheitsmuster“[1] mit Blick auf die Tochter „Lenka“, die in ihrem Text die jüngere Generation verkörpert.

Christa Wolf macht sich – ebenso wie Eva Zeller – in ihrer Autobiographie in mühsamer Erinnerungsarbeit daran, dieses Geheimnis aufzudecken und beispielhaft an sich selbst das „Dabeigewesensein“ aufzuspüren. Beide Autorinnen sind bemüht, sich die abgespaltenen Erfahrungen aus der Zeit vor 1945 schreibend wieder anzueignen. Und beide sind in ihrer Schreibintention zugleich auf die jüngere Generation gerichtet: mit der Absicht, politisch aufzuklären, sowie mit der Absicht, die traumatischen Erfahrungen nicht unbegriffen weiter wirken zu lassen. Beide Autorinnen widmen ihre Autobiographien ihren Kindern.

Christa Wolf (geb. 1929) und Eva Zeller (geb. 1923) gehören einer Generation[2] an, die den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg als Kinder und Jugendliche erlebt haben. Beide verbinden das Ende des Krieges mit der Erfahrung von Flucht bzw. Ausquartierung und russischer Besatzung. Sie schreiben ihre Autobiographien nach 1968 (Studentenbewegung) und vor 1989 (so genannte Wende): Erscheinungszeitpunkt von Wolfs „Kindheitsmuster“ ist 1976, von Zellers „So lange ich denken kann“ 1981, von Zellers „Nein und Amen“ 1986[3]. Sie schreiben sie aber von unterschiedlicher Position im politisch-historischen Kontext aus: Christa Wolf in der DDR, Eva Zeller in der Bundesrepublik. Somit sind sie in unterschiedliche Kulturen des kollektiven Vergessens und Erinnerns eingebunden. Das hat weit reichende Folgen für die Akzentsetzung der politischen Reflexionen und auch für die Positionierung gegenüber der nachfolgenden Generation.

---

1 Ich zitiere aus der 5. Auflage 1978, erschienen in Darmstadt (Luchterhand-Verlag).

2 Die Frage der Generationszugehörigkeit ist allerdings nicht eindeutig zu beantworten (s. auch Abschnitt 4.1).

3 Ich zitiere den ersten Band aus der 4. Auflage 1983, erschienen in Stuttgart (Deutsche Verlagsanstalt), den zweiten aus der ersten Auflage 1986, erschienen ebendort. Ich kennzeichne Zitate aus diesen Bänden mit I und II.

 © Verlag Barbara Budrich

Im Folgenden werde ich zunächst die Autobiographie von Christa Wolf und sodann die zweibändige Autobiographie von Eva Zeller in getrennten „Fallanalysen" vorstellen. Dabei arbeite ich einerseits zentrale inhaltliche Thematiken heraus, die die einzelnen Texte bestimmen. Andererseits setzte ich bereits Schwerpunkte auf die Aspekte, auf die ich meinen im letzten Abschnitt dieses Aufsatzes vorgenommenen Vergleich ausrichte: auf die Kategorien Generation und Geschlecht. Die Fallanalysen strukturiert als pädagogische Perspektive das besondere Interesse an Kindheit und Jugend, hier speziell an Prozessen der Bildung des Subjekts im Spannungsfeld von Anpassungserwartungen und Selbstvorbehalt, sowie an Generationenbeziehungen.

Wenn ich die Analyse der Autobiographie von Christa Wolf voranstelle, ist das mit dem früheren Erscheinungsdatum und der ungleich größeren wirkungsgeschichtlichen Bedeutung ihres Buches begründet, das sicherlich auch Einfluss auf Eva Zeller gehabt hat.

2. Christa Wolf: Erinnerungsarbeit als politisch-moralische Spurensuche

2.1 Kennzeichnung der Autobiographie

Die Autobiographie umfasst den Zeitraum von ca. 1934 (Geburt des Bruders) bis 1946 und wurde im Zeitraum von 1971 bis 1976 geschrieben. Sie beginnt in der Schreibgegenwart mit der Schilderung eines zweitägigen Besuchs in der Heimatstadt Landsberg an der Warthe (im heutigen Polen) im Sommer 1971, den die Autorin zusammen mit ihrem Bruder, ihrem Mann und der Tochter „Lenka" gemacht hat. Hierin liegt ein mächtiger Stimulus für das Erinnern längst vergessener Erfahrungen aus Kindheit und Jugend, der durch die Anwesenheit und Gespräche mit dem jüngeren Bruder und die Nachfrage der Tochter noch verstärkt wird.

Formales Kennzeichen des Textes ist eine nicht-lineare Erzählweise (Szenen vom Landsberg-Besuch werden mit der Schilderung von Erinnertem aus der Kindheit verknüpft, unterbrochen durch Reflexionen aus der Schreibgegenwart). Auch die Erzähllinien selbst werden durch Vor- und Rückgriffe in der Chronologie unterbrochen. Vor allem aber ist die Trennung des Ichs der Autorin und des „erzählten Ichs" (des Kindes und der Jugendlichen) durch dessen Darstellung in der dritten Person akzentuiert worden: Es wird von „Nelly" erzählt und zusätzlich in der Selbstreflexion neben dem „Ich" der Erzählerin ein angesprochenes „Du" eingeführt.

Das behandelte Geschehen ist die Kinder- und Jugendzeit von Nelly in ihrer Einbettung in das familiale, schulische und außerschulische sowie das (von der Autorin zum Teil akribisch auf die lokalen Bedingungen hin recherchierte) politische Geschehen. Im Januar 1945 – unmittelbar vor der Eroberung des Gebiets durch die Rote Armee – bricht die am Ort lebende Familie (insgesamt 14 Personen) zur Flucht auf (Mutter und Onkel kommen gesondert nach) und verbringt nach mehreren Zwischenstationen eineinhalb Jahre in einem Dorf im Westen Mecklenburgs, das zunächst von Amerikanern, dann von Briten und zuletzt von Russen verwaltet wird. Dort erlebt Nelly auch die Rückkehr ihres Vaters aus russischer Gefangenschaft. Sie übernimmt verantwortliche Funktionen im Bürgermeisteramt und geht schließlich – örtlich getrennt von ihrer Familie – in ein städtisches Gymnasium. Mit der Schilderung ihrer Genesung von einer TBC-Erkrankung schließt die biographische Erzählung ab.

2.2 Kindheitserfahrungen: Soziale Anpassung als Prozess der Abspaltung von Wahrnehmungen, Gefühlen und Gedanken

Christa Wolf versucht, sich von eigenen unter Verfälschungsverdacht stehenden Bildern über das Kind, das sie einmal war, gedächtniskritisch zu lösen und sich – verstärkt durch die Erfahrung scharfer Fremdheit bei gleichzeitig tiefer Vertrautheit der Örtlichkeit ihres Aufwachsens – mit neuem, fremden Blick ihrer Kindheit zu nähern. Sie trägt dabei einen kritischen, auf das Gegenläufige und Widerständige gerichteten Impuls an ihre Erinnerungen heran. Sie schaut auf die „dunklen" Seiten ihrer Kindheit: auf die Ängste, Schuldgefühle, Konflikte und Anpassungsprobleme, denn sie will in ihren eigenen Erfahrungs- und Erinnerungsbeständen ergründen, wie die Prozesse aussahen, die eine Involvierung in nationalsozialistisches Denken, Fühlen und Handeln möglich machten, und wie es zu einer Abspaltung dieser Erfahrungen kommen konnte bzw. genauer: wie es möglich war, die Wirklichkeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft nicht zur Kenntnis zu nehmen und „zugleich anwesend und nicht dabeigewesen zu sein" (51).

Dabei spürt sie ihre frühen Anpassungsprozesse zunächst im familialen Umfeld auf. Frühe, um die Geburt des Bruders sich gruppierende aggressive Phantasien und Handlungen der Fünfjährigen gehen mit Schuldgefühlen und Ängsten einher, die zu erstem Verschweigen führen und ersten Bemühungen um erwünschtes (fröhliches) Verhalten. Angesichts von vor der Mutter verborgenen ängstigenden und aggressionshaltigen Phantasien, die das Kind schweigen machten, schreibt die Autorin:

> *Der Mutter schien es wohlzutun, ihre Tochter ‚tapfer' zu nennen. Es lag ihr nicht daran zu erfahren, wie sie in ihrem Innersten war. Nelly hatte das trostlose Gefühl, daß auch der liebe Gott selbst an dem tapferen, aufrichtigen, klugen, gehorsamen und vor allem glücklichen Kind hing, das sie tagsüber abgab. Wörter wie ‚traurig' oder ‚einsam' lernt das Kind einer glücklichen Familie nicht, das dafür früh die Aufgabe übernimmt, seine Eltern zu schonen. Sie zu verschonen mit Unglück und Scham. (33)*

Zunächst gegenüber inneren Impulsen, dann aber vor allem gegenüber seiner Wahrnehmung der äußeren Realität liegt die leidenschaftliche Wahrhaftigkeit des Kindes im Widerstreit mit sozialer Erwünschtheit. Aber die „unbedingte Strenge" (52) des Bestehens auf dem Wahrgenommen schwindet. Das Kind lernt, diesen Konflikt zu entschärfen. Einerseits identifiziert Christa Wolf in diesem Prozess, um dessen möglichst genaue Erfassung sie sich bemüht, als Phänomen den Rückzug in sich selbst, der eine Spur von Schuld und Verschweigen, aber auch ein Moment der „Opposition" (178) in sich birgt:

> *Es galt, vielleicht, den eigenen geheimen Bezirk zu erweitern. Denn des Kindes gerader wahrheitsliebender Sinn – du bist für mich durchsichtig wie eine Fensterscheibe, pflegte Charlotte zu ihrer Tochter zu sagen – hatte ihm selbst verborgene Trübungen und Verstecke ausgebildet, in die es sich zurückziehen konnte, um mit sich alleine zu sein. Die Zudringlichkeit der anderen ist der Ursprung für das Geheimnis, das sich zum Bedürfnis, schließlich zur Gewohnheit entwickeln, üble Laster und große Gedichte erzeugen kann. (71)*

Andererseits stellt sie bei dem Kind mit zunehmendem Alter ein wachsendes Meiden der als gefährlich indizierten Gebiete der Neugier fest. Sie sind über „Glitzerworte" (71) vermittelt, Worte, bei denen die Erwachsenen ein Glitzern in den Augen haben, das Gefahr anzeigt (beispielsweise unnormal, triebhaft, artfremd, geschlechtskrank). Und allmählich stellt Nelly auch das Fragen ein: Sie hört von Todesfällen im Ostarbeiterlager. Auf einen erschrockenen Blick der Mutter hin stellt sie keine Frage dazu.

> *Kein Wort. Nelly weiß, was zu tun ist. Sie stellt sich taub und unwissend. Dann wurde sie es. Behielt nur eine Erinnerung an diesen Blick, für den sich kein Zusammenhang finden ließ. Der Anlass war vergessen. (84)*

Doch neben der schleichenden Anpassung des Kindes und der zunehmenden Einkapselung des Selbstvorbehalts erinnert sich die Autorin an eine Reihe von Szenen, in denen das Kind sich bewusst verstellt und sich geradezu als gespalten erlebt. Eine ist ein Kindergeburtstag in einer Fabrikantenfamilie, in der sie sich nicht wohl und funktionalisiert fühlt: Sie lügt aus Selbstschutz und verlässt die Feier. Eine andere ist bewusstes Lügen und Experimentieren mit Verstellungen in der Schule. „Man muss sich beliebt machen, um geliebt zu werden" (184) ist die erlernte Verhaltensregel, die schon in der Familie eingeübt wurde und die sich im erweiterten gesellschaftlichen Raum der Schule fortsetzt. Sie erfordert die Bereitschaft zur Selbstverleugnung und Verstellung.

Der Vorgang der Einpassung in die sozialen Erwartungssysteme, der die implizite Lektion beinhaltet, dass nur die sozial bestätigten und akzeptierten Erfahrungen zum konfliktfreien Bestand der Person werden, wird von Christa Wolf sehr genau unter dem Aspekt des damit verbundenen Wahrhaftigkeitsdilemmas rekonstruiert und reflektiert. Für das mit der Einpassung verbundene Ausgrenzen von Erfahrungen macht sie das Nicht-Wissen-Wollen des sozial als gefährlich Indizierten als Bedingung aus. Der Vorgang impliziert für sie die Schritte „überhören, übersehen, vernachlässigen, verleugnen, verlernen, verschwitzen, vergessen" (176). Der emotionale Grundvorgang, der dem zugrunde liegt, ist das Verleugnen der Gefühle vor sich selbst, ein Geschehen, das in der Sicht der Autorin durch Angst erzeugt wird. Christa Wolf entwickelt diesen Gedanken anlässlich von bildhaften Erinnerungsbruchstücken an den Brand der Synagoge von Landsberg, die sie im Alter von neun Jahren gesehen haben muss.

> *Um ein Haar wäre Nelly eine unpassende Empfindung unterlaufen: Mitgefühl. Aber der gesunde deutsche Menschenverstand baute seine Barriere dagegen, als Angst.* – Dennoch: *Nelly hat die fremden bärtigen Juden unter die Unglücklichen eingereiht. (190)*

So gelingt es Christa Wolf immer wieder, an den Grabsteinen eingeebneter Wahrnehmungs- und Empfindungskonflikte der eigenen Kinderzeit zu rütteln und aus Bruchstücken Indizien werden zu lassen für ein „Dabeigewesensein".

2.3. Familiale Konstellation, politische Machtstrukturen und die Bedeutung außerfamilialer Identifikationsangebote

Nelly wächst in einem eher kleinbürgerlichen Milieu auf: Ihr Vater ist Besitzer eines Lebensmittelgeschäfts, in dem die Mutter (gelernte Buchhalterin) in arbeitsteiliger Gleichberechtigung mitarbeitet. Der Vater ist trotz äußerer Tüchtigkeit nachhaltig geschwächt durch physische und psychische Folgen des ersten Weltkrieges: Er war bei Verdun verschüttet, danach in französischer Gefangenschaft und nach zwei Fluchtversuchen fast verhungert. Er wird geschildert als sozial eingestellt, sozialdemokratisch wählend und als ein Mann der leisen Töne, der zurückhaltenden Äußerungen. Von ihm hebt sich seine Frau Charlotte, Nellys Mutter, durch Vitalität, Selbstbewusstsein, offensiven Lebenspragmatismus und vor allem verbale Expressivität ab. Beide Eltern stehen dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber, versuchen dies aber durch äußere Unauffälligkeit und Zurückhaltung mit politischen Äußerungen nicht zu einer Gefahr für die Familie werden zu lassen. Beide Eltern erfahren punktuell Gestapo-Kontrollen und kennen die Gefahren oppositioneller Äußerungen. Sie sind darauf bedacht, Nelly gegen die Wahrnehmungen von nationalsozialistischen Gewalttaten abzuschirmen, und führen keine politischen Gespräche. Sie sind sehr absorbiert durch ihre Arbeit, die sie zu gewissem Wohlstand führt (Bau eines Hauses, Eröffnung einer Filiale).

Die Schilderung der Eltern lässt insgesamt das Bild eines eher schwachen, sich ganz auf Arbeit reduzierenden Vaters und einer vitalen, lebenstüchtigen, starken, klugen (aber nicht intellektuellen) Mutter entstehen. So sind es in den folgenden Jahren auch Frauen, nicht Männer, die von Nelly als Identifikationsfiguren gewählt werden.

Die Schilderung der Eltern erfolgt trotz zahlreicher Details und der Zitation typischer Aussprüche eher distanziert. Nelly wird weniger in ihrer Identifikation mit der Mutter als in ihrer Auseinandersetzung mit den mütterlichen Zumutungen und Erwartungen geschildert.

Auf dieses sich auf Privatheit und Reproduktion reduzierende Elternhaus trifft, so stellt es die Autorin dar, nun die Schule als öffentliche Sozialisationsinstanz und wichtige Einflussgröße. Nelly erweitert ihren Erfahrungskreis und wird politischen Einflüssen ausgesetzt, die den Werthaltungen und politischen Orientierungen ihres Elternhauses entgegenstehen. Während Nelly sich mit den ideologischen Botschaften ihres als nicht integer und gerecht wahrgenommenen Volksschullehrers noch kritisch auseinanderzusetzen vermag, verfällt die sich durch Bestleistungen auszeichnende Schülerin des Gymnasiums ganz den Identifikationsangeboten ihrer nationalsozialistisch überzeugten Lehrerin „Julia“. Diese nutzt Nellys jugendliches Bedürfnis nach Hingabe an Ideale[4] und nach persönlicher Auszeichnung dazu, sie an sich zu binden. Die Autorin schildert den Vorgang als eine Art Selbstunterwerfung, als Hörigwerden.

4 Vgl. hierzu immer noch maßstabsetzend Erik H. Eriksons „Charakterisierung der Jugendphase“ ([7]1979). In diesem Buch wird im übrigen mit großer Prägnanz der Nationalsozialismus als eine Jugendbewegung beschrieben, die sich in deutlicher Entgegensetzung zur Autorität sowie den Werten und Traditionen der Erwachsenengeneration definierte (die vor allem durch den Chauvinismus des Kaiserreiches und den Verlust des ersten Weltkrieges an Glaubwürdigkeit eingebüßt hatte (9. Kapitel: Die Legende von Hitlers Kindheit).

> *Nelly mußte Julia zustimmen, wie sie ihr immer zugestimmt hatte. Aber soll man mit dem blassen Wort ‚Zustimmung' bezeichnen, was doch viel eher ein Bündnis war, ein Einverständnis von Grund her, dabei allerdings doch auch, soweit es Nelly betraf, eine Art von Gefangenschaft? Nelly lernte die Liebe zuallererst als Gefangenschaft kennen. (259)*

Nach Kriegsende ist es auch wiederum eine Lehrerin, Maria Kranhold, die Nelly entscheidende Denkanstöße für eine politisch-moralische Neuorientierung gibt und die sie auch über Julia und über sich selbst nachdenken lässt.

Neben der Schule und die in ihr für Nelly relevant werdenden Lehrerpersönlichkeiten sind es die nationalsozialistisch geprägten außerschulischen Jugendverbände, die eine mächtige Wirkung ausüben, da hier die Positionierung in der Peer Group mitverhandelt wird. So ist es die „Anwartschaft" auf das Amt der Jungmädelführerin, mit der Nelly gelockt wird, weiter dabeizubleiben. Denn die inneren Konflikte, die aus dem Anspruch, hart gegen sich selbst und hart gegen die anderen zu sein, erwachsen, führen bei Nelly zu somatischen Reaktionen: Selbstverletzungen (Wegzupfen der Haut um das Nagelbett der Finger) und Krankheit. Dennoch setzt Nelly ihr weiteres Mitmachen gegen die Mutter durch. Die Autorin kommentiert:

> *Nelly ließ sich auf ein Kompensationsgeschäft ein und man möchte fast annehmen, sie wusste es, denn sie weinte, als sie von der Mutter die Erlaubnis dazu ertrotzte: Anerkennung und verhältnismäßige Sicherheit vor Angst und übermächtigem Schuldbewusstsein werden ihr garantiert. Dafür liefert sie Unterwerfung und strenge Pflichterfüllung. Sie hat erlebt, daß sie den Zweifeln nicht gewachsen ist. Sie nimmt sich jede Möglichkeit zu zweifeln, vor allem an sich selbst. (228)*

Die Gewaltförmigkeit, mit der sie sich zu einer vereindeutigenden Übereinstimmungshaltung nötigt, impliziert eine Selbstüberforderung, die bei Nelly kurz vor der Flucht zu einem persönlichen „Zusammenbruch" führt: Angesichts der Wahrnehmung des Elends der eintreffenden Ostflüchtlinge, speziell beim Anblick einer um ihren erfrorenen Säugling weinenden Mutter, verlassen sie die Kräfte. Sie weint unbegrenzt und fällt in hohes Fieber.

2.4. Zusammenfall von Kriegsende und Ablösungsprozess: Gewaltsame Veränderung von innerer und äußerer Welt

Der persönliche Zusammenbruch Nellys fällt zusammen – das wird von der Autorin deutlich unterstrichen – mit dem militärischen Zusammenbruch des Deutschen Reiches. Innere Spannungen und äußere Bedrohung stehen in der autobiographischen Darstellung wiederholt in Zusammenhang mit gesundheitlichen Krisen. Das gilt für eine Typhus-Infektion im mecklenburgischen Bardikow, die allerdings nur am Rande erwähnt wird und die in die Zeit der größten Ängste vor den Überfällen marodierender russischer Soldaten fällt. Vor allem aber gilt es für die TBC-Infektion, die Nelly in eine ganz isolierte Sanatoriumswelt führt. Neben detailliert geschilderten Beziehungserfahrungen mit verschiedenen Patienten gewinnt der Sanatoriumsaufenthalt den Charakter eines Sinnbilds für Krise, Genesung und Neuanfang trotz eines Kontextes von Sterben und Tod. Der Lebenswille ist es, so schildert es die Autorin, der

sich für Nelly (trotz aller Ansteckungsgefahr, in die sie sich fortwährend bringt) als rettend auswirkt.

Dem Sanatoriumsaufenthalt gehen eine Reihe von Erfahrungen voraus, in denen Nelly auf sich allein gestellt ist und das begrüßt: Das kennzeichnet schon die noch durch die Mutter initiierte verantwortliche Tätigkeit im Bürgermeisteramt von Bardikow, es trifft aber auch zu für den Gymnasiumsbesuch in der Stadt, in der sie von der Familie getrennt Unterkunft nimmt.

Dieser äußeren Selbständigkeit, die die erst 16-jährige Nelly gewinnt, korrespondiert die innere Ablösung von den Eltern. Sie wird nicht als Ablösungskonflikt dargestellt, sondern als eine Abwendung. Und zwar als eine Abwendung weniger von den Personen als Individuen, sondern als Abwendung von einer ganzen Generation, von den „Älteren", die die Verluste der Vergangenheit nicht zu überwinden vermögen und die, wenn sie nicht auf der Flucht gestorben sind (wie mit einer Ausnahme sämtliche Großeltern von Nelly), sich aufs bloße Überleben konzentrieren und keine Zukunftsperspektiven mehr entwickeln.

> *Nelly war auf einmal mit einem scharfen Schnitt von den Älteren abgetrennt. Sie sah, für jene war Besitz und Leben ein und dasselbe. Sie begann sich der Komödie zu schämen, die sie zuerst vor anderen, am Ende vor sich selbst spielten. (348)*

Generationendifferenzierend hatte die Autorin zuvor formuliert:

> *Die Alten damals, die wußten, wie bald sie vergangen oder verweht sein würden, verhielten sich kindisch oder still. Ihre Söhne und Töchter fühlten sich als die eigentlich Betrogenen, die eigentlichen Verlierer, und daher leiteten sie das Recht her, zu jedermann ungerecht zu sein, besonders aber zu den Alten, die ihr Leben gelebt, und zu den Jungen, die es noch vor sich hatten. Sie aber, sie hatten sich das Leben sauer verdienen müssen, aus dem man sie nun vertrieb. (348)*

Nelly gehört zu den Jungen, und über sie wird berichtet, der Verlust von allem, selbst der Kleidung, soweit sie sie nicht am Leibe getragen habe (und die ihr von marodierenden Soldaten gestohlen worden war), hätte für sie auch einen befreienden Aspekt gehabt (440).

So ist die Abwendung von den Eltern, die nach der Rückkehr des Vaters aus der Kriegsgefangenschaft nicht mehr harmonisch zusammenfinden, ein Akt der Selbstbehauptung und des Lebenswillens.

Der Vater ist bei seiner Heimkehr nicht wieder zu erkennen und Nelly hat das Gefühl von Fremdheit.

> *Was da (...) vom Wagen kletterte, war ein altes verhutzeltes Männchen mit einem Bärtchen auf der Oberlippe, mit einer lächerlichen Nickelbrille, die hinter den Ohren von schmutzigen Leinenschlaufen gehalten wurde, mit einem kurz geschorenen, eisgrauen runden Kopf, von dem die Ohren abstanden, angetan mit einer schlotternden Montur und zu großen, entsetzlichen untauglichen Stiefeln. Wenn ein Fremder eintrifft, kann ja von Rückkehr keine Rede sein. Auch*

> *von Wiedersehensfreude nicht, höchstens von Verlegenheit und Mitleid. Von Erbarmen. Das ist es aber nicht, was die Siebzehnjährige für den heimkehrenden Vater empfinden will. (465)*

Sie ist abgestoßen – und dabei ist sie „über sich selbst entsetzt" (467) – von dem auf kreatürliche Bedürfnisse zurückgeworfenem Verhalten eines fast Verhungerten, der sich „immer noch in Gefangenschaft, immer noch gefesselt von den Bedürfnissen seines Leibes" (467) verhält.

Und auch über die Beziehung zur Mutter, der sie zugesteht, ein Gewissen behalten zu haben und einfühlsam geblieben zu sein, heißt es:

> *Nelly fühlte, daß ihre Mutter ihr fremder wurde durch ihr Schicksal, das sie um keinen Preis mit ihr teilen wollte: eine gut aussehende, lebenspralle Frau von fünfundvierzig Jahren verwandelte sich in einem Jahr zu einer grauhaarigen ausgemergelten Alten. (381)*

Ihre Abwendung äußert sich im Bedürfnis nach räumlichem Abstand und Kontakt zu anderen Menschen.

> *Es war Nelly nicht unlieb, den Platz im Sanatorium zu bekommen, als es kälter wurde. Sie wollte unter die Leute, bei allen Anlässen. (467)*

Der Lebenswille und das Bewusstsein, noch eine Zukunft zu haben, führt zur Distanzierung von den Eltern (und zur Heilung). Aber dieses Verhalten, das Christa Wolf als eine Art Selbstrettung beschreibt, hat auch seinen Preis. Nelly ist um ihre Jugend gebracht, und das formuliert die Autorin als generationales Schicksal:

> *Nelly hat nie erfahren, wie man mit sechzehn ist. Sie kam nicht dazu, sechzehn oder siebzehn zu sein. Ihr Ehrgeiz war es, mindestens wie zwanzig auszusehen und sich keine Blöße zu geben, keine Schwäche zu zeigen. Mühsam holte ihre wirkliche Lebenszeit den Vorsprung, den sie sich abgezwungen hatte, später wieder ein. Aber die Jahre fehlen, für immer. Die Kinder haben es mit Eltern zu tun, die selbst nicht jung gewesen sind. Ruth, Lenka, ohne es zu wissen (vielleicht auch bewußt), belehren ihre Mutter über das Fremdwort Jugend. Lehren sie den Neid, mildern ihn durch die Gelegenheit zur Mitfreude. (395)*

Für Nelly hat das gewaltsame Erwachsenwerden selbsteinschränkende Folgen, die als Selbstentfremdung, Strenge und Nüchternheit beschrieben werden.

> *Nelly also: Ein Fall von Notreife, mit sich selbst sehr unbekannt. Erzogen und gewohnt, Notbremsen zu ziehen: Strenge, Konsequenz, Verantwortungsbewußtsein, Fleiß. Unbekannt, was sie damals geträumt haben mag. Sie gab nichts auf Träume. Dafür nahm sie sich tragisch. Lernte erst viel später, davon abzulassen. (407)*

Die Trauer, von der angesichts des vielfältigen Sterbens um Nelly herum die Rede ist, ist nicht Nellys Trauer, sondern die der Autorin. Sie erscheint jedoch nicht so sehr als

Trauer um den Verlust bestimmter Menschen, sondern als Trauer um den Verlust von Leben, den diese Menschen zu Lebzeit erlitten haben. Und um ungenutzte, vorenthaltene Lebensmöglichkeiten, schließlich auch um die Vergänglichkeit des Lebens allgemein. Die Autorin schreibt in einer eingeblendeten Passage, in der vom Tod ihrer Mutter im Jahr 1968, vom Herbst, vom Altern, vom Tod Pablo Nerudas die Rede ist:

> *Aber du weinst nicht um ihn. Du weinst um alles, was einmal vergessen sein wird – nicht erst nach dir, mit dir zusammen, sondern solange du da bist und von dir selbst. (351)*

Sie geht über in eine Beschreibung von Lebensverlust während des Lebens, von Alternsphänomenen. Sie defokussiert den konkreten Anlass zur Trauer, hebt die Verlusterfahrung ins allgemeine und bezieht sie auf die Intensität des Lebens, deren Nachlassen zu Lebzeiten sie bei sich selber aufspürt.

2.5 Schwierigkeiten mit der Kohärenz der eigenen Person: autobiographische Rekonstruktion als Versuch der Rückgewinnung abgespaltener Erfahrungen

Das so kompliziert und in Unterbrechung der Erzählstränge durch Zeitsprünge und Reflexionen geschriebene Buch sucht einem nicht minder komplizierten und äußerst mühsamen jahrelangen Prozess schriftstellerischen Ausdruck zu geben. Dadurch wird er transformiert in einen gestalteten literarischen Text, der gerade in formaler Hinsicht innovativ ist und auf die Geschichte autobiographischen Schreibens Einfluss gewonnen hat.

Es geht der Autorin inhaltlich um den Versuch, durch kritische Erinnerungsarbeit sich vorzuarbeiten in Bereiche des Vergessenen und Verdrängten, von deren Freilegung und Integration in ihr Bewusstsein sie sich die Wiederbelebung abgetöteter Zonen der Person und damit eine Überwindung der Spaltung erhofft, die sie zwischen sich als schreibender Person und dem Kind, das sie einmal war, empfindet. Dem verschafft sie in der formalen Gestaltung auch Ausdruck. Ihr Buch beginnt mit den Worten: „Das Vergangene ist nicht tot. Es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen uns von ihm ab und stellen uns fremd." (9)

Anders als im Modell der psychoanalytischen Bearbeitung von Traumata, das dieser Gedankenfigur zugrunde liegt, geht es bei Christa Wolfs Bemühungen darum, bereits in der Rekonstruktion das Allgemeine im Einzelfall deutlich werden zu lassen. Andererseits macht sie es zum Gestaltungsprinzip, dass sie zugleich auch die ihr zur Verfügung stehenden Reflexionen auf das Allgemeine an diesen ihren Einzelfall beständig heranträgt. Das ist eine der vielen Spannungen, unter denen dieser Text geschrieben ist.

Das Allgemeine, von dem die Rede ist, ist der politisch-historische Kontext ihres Aufwachsens: Nationalsozialismus, Krieg, Völkermord an den europäischen Juden, Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten. Dieses Geschehen nun ist in der Sicht der Autorin in einer Weise mit realer kollektiver Schuld beladen, dass sie bei der Rekonstruktion der individuellen Erfahrung eines Kindes und einer Jugendlichen das Thema Schuld, Verantwortung und persönliches Versagen nicht ausklammern kann und will, geht es ihr doch um das „moralische Gedächtnis" (48). Das Thema Scham, das das Problem der eigenen Betroffenheit vielleicht am ehesten tref-

fen könnte, wird bezeichnender Weise nicht angesprochen.[5] Christa Wolfs Selbstkonfrontation erfolgt durch die eingangs beschriebene Fokussierung auf die „dunklen" Seiten ihrer Kindheit und die Zwiespälte ihrer Jugend, um sich in diesen der nachträglichen Glättung unterworfenen Konfliktzonen der eigenen Lebendigkeit zu nähern und sie für sich zurück zu gewinnen. Diese Konflikte werden beständig im Blick auf Anpassungsmechanismen an das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus und seine Ideologie von der Höher- und Minderwertigkeit von Menschen beschrieben. Dabei zeigt sich, dass die Konflikte des Kindes und der Jugendlichen von äußeren Anpassungswiderständen zu inneren Spannungen und Konflikten umgewandelt werden, auf die Nelly mit Überforderung und mit körperlichen Zusammenbrüchen reagiert. Schließlich geht sie – nach dem „äußeren Zusammenbruch", dem Kriegsende – in einem Zugleich von autonomer Neuorientierung und dem Durchstehen einer lebensgefährlichen Krankheit – „geheilt" – daraus hervor.

Dies geschieht allerdings um den Preis der Abwendung von der Vergangenheit (und ihrer Familie) und der Unterdrückung der Selbstwahrnehmung ihrer inneren Empfindungen. „Notreife" ist hier das Stichwort.

Die Wiederannäherung an dieses Kind gelingt der Autorin aber nicht in einer eindeutigen und klaren Weise.

> *Und die Vergangenheit, die noch Sprachregelungen verfügen, die erste Person in eine zweite und dritte spalten konnte – ist ihre Vormacht gebrochen? Werden Stimmen sich beruhigen? Ich weiß es nicht. (473)*

Die Autorin hat weiterhin damit zu kämpfen, dass die wirkliche Übereinstimmung von Wahrnehmungen und Empfindungen mit ihren Gedanken und dem, was sie sagen kann, nicht gegeben ist und ein Traum, eine Utopie bleibt. Die „Erlösungshoffnung" (227), von der sie unter Rückgriff auf den polnischen Autor Brandys spricht, bewahrheitet sich nicht; sie wird jedoch auch nicht aufgegeben, sondern in den Bereich ihrer Träume verschoben. So endet der Text mit einer Defokussierung und Entgrenzung der eigenen Person in einer Öffnung zur Traumwelt:

> *Nachts werde ich – ob im Wachen oder im Traum – den Umriß eines Menschen sehen, der sich in fließenden Übergängen unaufhörlich verwandelt, durch den andere Menschen, Erwachsene, Kinder ungezwungen hindurchgehen. Ich werde mich kaum verwundern, dass dieser Umriß auch ein Tier sein mag, ein Baum, ein Haus sogar, in dem jeder, der will, ungehindert ein- und ausgeht. Halbbewußt werde ich erleben, wie das schöne Wachgebilde immer tiefer in den Traum abtreibt, in immer neuen, nicht mehr in Worte faßbare Gestalten, die ich zu erkennen glaube. Sicher, beim Erwachen, die Welt der festen Körper wieder vorzufinden, werde ich mich der Traumerfahrung über-*

5 Scham ist schwerer als Schuld zu ertragen, ist es doch das Erleben der Bloßstellung in den Augen Anderer und des Herausgefallenseins aus der sozialen Zugehörigkeit. In der aktuellen Diskussion um Günther Grass und dessen spätes Eingeständnis seiner Mitgliedschaft in der Waffen-SS wird von ihm selbst im ARD-Interview mit Ulrich Wickert, (gesendet am 17.8.06) betont, die Scham sei es gewesen, die diese Barriere geschaffen habe. In „Kindheitsmuster" taucht Scham nur ein einziges Mal als Begriff auf (bereits von mir zitiert), und zwar im Zusammenhang von Nellys Kindheit und ihrem Bestreben, die Mutter davor zu verschonen, sich ihres Kindes schämen zu müssen. (33)

> *lassen,* ***mich nicht auflehnen gegen die Grenzen des Sagbaren****. (477, Hervorhebung I.B.)*

Ausgespart bleibt – und das ist Christa Wolf vielfach vorgeworfen worden – eine explizite Auseinandersetzung mit den „Grenzen des Sagbaren" angesichts des kommunistischen Herrschaftssystems, in dem sie lebte und mit dem sie eine kritische Identifikation verband. Sie tut es nur in Andeutungen und unter Zuhilfenahme von Traumberichten oder ins Abstrakte gehobenen Reflexionen. Denn die Schwierigkeiten, Wahrnehmungen, Fühlen, Denken und Sagen in Übereinstimmung zu bringen, sind ja nicht nur Probleme, die die Autorin intrapersonal zu bearbeiten hatte, sondern sie schrieb in einem politischen Kontext, der ihr Rücksicht und Selbstzensur abverlangte. So ist die Gewinnung der Kohärenz der eigenen Person nicht nur eine Frage der Wiederaneignung der Vergangenheit, sondern auch eine der gelebten Gegenwart, die Christa Wolf aus der von ihr thematisierten Problematik – wie sie selbst sieht – nicht entlässt.

3. Eva Zeller: Autobiographisches Schreiben als Selbstoffenbarung und Zeugenschaft

3.1 Kennzeichnung der Autobiographie

Die Autobiographie umfasst zwei Bände, deren erster („Solange ich denken kann") die Jahre von Eva Zellers Geburt 1923 bis 1941, ihrer Flucht aus dem Arbeitsdienstlager, beschreibt. Der zweite („Nein und Amen") schildert die Jahre 1941 bis 1945 und beschreibt ihre erste Liebe, Heirat und Geburt ihrer Tochter und die komplizierte Verwicklung des privaten Geschehens in die Kriegsereignisse.

Auch Eva Zeller wählt verschiedene Modi von Distanz und Nähe zur Protagonistin und beschreibt die Kinderjahre in der dritten Person, die aufgespalten wird in „das Kind" und „E-M" (die Abkürzung, die ihr Vater in Briefen für sie verwendet und die sie selber wählt für die Beschreibung des Kindes im väterlichen Einflussbereich). Mit dem Größerwerden des Kindes wechselt die Autorin in die Ich-Perspektive und lässt keinen Zweifel daran, dass es ihre eigenen – wenn auch im Prozess des Erinnerns bearbeiteten[6] – Erfahrungen sind, über die sie berichtet (gestützt u. a. auf ihre Tagebücher). Sie macht deutlich, dass sie in der Schreibgegenwart teilweise entsetzt ist über das, was sie einmal empfunden und gedacht hat.

Die autobiographische Erzählung erfährt auch bei ihr eine deutliche literarische Überformung: Gelegentliche Unterbrechung der Chronologie durch zeitliche Vorgriffe, sinnbildliche Überhöhung der Anfangs- und Schlussszene der Autobiographie, Arbeit mit kontrastierenden Gestaltungselementen sowie Einschüben von Kommentaren und erinnerungskritischen Reflexionen. Dennoch entsteht der Leseeindruck eines Berichts von Erfahrungstatsachen. Die Dominanz narrativer Teile führt zu erlebnisaktivierter Gegenwärtigkeit der Schilderungen, deren Anschaulichkeit noch durch den fließenden Einbau kursiv gedruckter Zitate von Aussprüchen aus ihrem Umfeld sowie

6 Wenn Eva Zeller formuliert „Sich erinnern heißt, nach Worten dafür suchen, wofür man noch keine Worte hatte" (I, 260), wird jedoch nicht nur der Überformungs- und Bearbeitungsaspekt des Erinnerns betont, sondern auch das produktive Moment: Beim autobiographischen Schreiben gewinnen wichtige Erfahrungen erstmalig eine sprachliche Symbolisierung und werden damit vom Subjekt gewissermaßen erst hervorgebracht bzw. in die Verfügbarkeit des Bewusstseins gehoben.

von Tagebuchstellen, Gedichten und Sprüchen, Verlautbarungen und Dokumenten gesteigert wird. Der Impuls der Autorin ist es, zu zeigen, wie es wirklich gewesen ist in jenen außergewöhnlichen Zeiten – jenseits von Legendenbildung und Rechtfertigung (vgl. unten 4.1). Sie verbindet in ihrer Autobiographie berichtende Zeitzeugenschaft und selbstoffenbarende Aufdeckung ihres Denkens, Fühlens und Handelns im Kontext dieser Ereignisse.

Da sie zum Verständnis meiner weiteren Ausführungen notwendig sind, stelle ich Informationen über die familiale Situation der Protagonistin und die inhaltlichen Schwerpunkte der Autobiographie meiner Analyse voran.

Die geschilderte Familiensituation ist folgende: Als einziges Kind ihrer ein Jahr nach ihrer Geburt geschiedenen Mutter verbringt Eva Zeller ihre Kindheit im Herkunftsort ihrer mütterlichen Familie, dem Dorf Görzke am Fläming. Sie lebt in einem Drei-Frauen- und Drei-Generationenhaushalt: mit der Großmutter mütterlicherseits (einer verwitweten und verarmten Rittergutsbesitzerfrau) und ihrer Mutter, die Klavierstunden gibt, um den Lebensunterhalt zu verdienen oder doch zu ergänzen. In Görzke lebt zunächst auch der Bruder der Mutter mit Frau und zwei Kindern. Das Gutshaus, der ehemalige Familiensitz, der im Ort liegt und in dem Eva Zeller ihre ersten Kindheitsjahre verlebte, hatte während der Weltwirtschaftskrise verkauft werden müssen und steht leer. Dennoch führt die Familie zwar ein etwas abständiges, aber gleichwohl selbstverständlich in den Ort integriertes Dasein, ohne Not zu leiden.

Mit dem geschiedenen Vater ihres Kindes steht die Mutter und ihre gesamte Sippe auf Kriegsfuß, da dieser sich allen von der Familie und ihrem Umfeld vertretenen moralischen Maßstäben entzieht. Trotz erheblichen Wohlstands (er ist ein angesehener und international bekannter Wissenschaftler, Spezialist für Technikgeschichte) ist er nicht oder nur punktuell bereit, materiell für seine Tochter aus zweiter Ehe aufzukommen (er lebt bereits in vierter Ehe und hat mehrere Kinder verschiedenen Alters von verschiedenen Frauen). Aber mehr noch ist es – so sieht es die Autorin – sein egozentrisch arbeitsorientiertes und zugleich offensiv genussorientiertes und sexuell ausschweifendes Leben, seine Bindungslosigkeit und sein persönlicher Egoismus, der die gesamte mütterliche Herkunftsfamilie schockiert. So wird überliefert, dass er nicht nur die Mutter Eva Zellers bei einer ersten Schwangerschaft vor der kurzen Zweckehe zur Abtreibung genötigt hat und auch Eva nur gegen seinen Willen zur Welt gekommen ist: Auch eine junge Kusine der Mutter wurde parallel zu diesen Ereignissen von ihm schwanger und beging daraufhin Selbstmord. Die kurze Ehe wird von der Mutter als „Hölle“ (I, 17) bezeichnet und ist offenbar seitens des Vaters nur aus ökonomischen Kalkulationen eingegangen worden (das Rittergut war seinerzeit noch nicht verkauft). Seine ehemalige Frau, so wird es geschildert, ironisiert er in ihrem traditionellen und familienorientierten Lebenskonzept, sucht sie lächerlich zu machen und zu demütigen. Mehr noch: Er bekämpft sie und sucht sie aggressiv dort zu treffen, wo sie am verwundbarsten ist, an der Liebe zu ihrer Tochter. Er setzt auf gerichtlichem Wege durch, dass der Mutter ein amtlicher Erziehungsbeistand zur Seite gestellt wird und dass seine Tochter während aller ihrer Schulferien nach Berlin zu kommen hat. Gleichzeitig kommentiert er in regelmäßigen Berichtsbriefen an die Mutter, die der Autorin viele Jahre später in die Hände fallen, das gehemmte und abweisende Verhalten der Tochter als Ergebnis ihrer Erziehungsunfähigkeit und sucht sie darüber hinaus mit negativen Nachrichten über diese immer wieder zu verletzen und mit Interventionsandrohungen zu ängstigen.

Diese komplizierte und feindselige Konstellation führt nun dazu, dass die Protagonistin einerseits mit höchster Identifikation in den überschaubaren Familienbeziehungen und dörflichen Sozialbeziehungen ihres Herkunftsortes „zu Hause" ist, andererseits trotz negativer Voreinstellung gezwungen ist, alle Ferien im Berliner Haushalt ihres Vaters und dessen neuer Familie zuzubringen. Dieser will ihr die Weltstadt und einen anderen kulturellen Horizont nahe bringen und wertet ihr ländliches Dasein als hinterwäldlerisch ab. Sie fühlt sich in Berlin nicht nur nicht wohl, sondern entwickelt aus Heimweh und Widerwillen chronische Darmstörungen, die in späteren Jahren zu akuter Gefährdung (Darmkrebs) führen. Auch die Information über diese Gefährdung wird vom Vater gegen die Mutter (Dramatisierung) und später auch gegen die Tochter (zur Verhinderung ihrer Heirat) als Waffe eingesetzt.

Die Auseinandersetzung mit dem abgelehnten Vater, nach dessen Anerkennung und Liebe sie sich trotzdem sehnt (wie sie berichtet), ist einer der bestimmenden Schwerpunkte besonders des ersten Bandes der Autobiographie.

Im zweiten Band spielt die Auseinandersetzung mit dem Vater zwar weiter eine Rolle, sie tritt jedoch als Thema zunehmend zurück gegenüber der Beschreibung der Liebesgeschichte der Protagonistin mit dem jungen Soldaten namens Dirk (er kommt bei Kriegsende ums Leben), auf den sie ihre autonomer werdenden Strebungen nahezu vollständig ausrichtet. Als er wegen einer Hepatitisinfektion im Lazarett in Bad Kissingen liegt, gelingt es ihr, für sich selbst eine Kur dort durchzusetzen, um in seiner Nähe zu sein. Im Weiteren verlegt sie ihre Studienorte – sie studiert Germanistik und Kunstgeschichte – in die Region seiner inländischen Dienstorte (Dirk ist nicht mehr fronttauglich). Sie studiert in Würzburg, Marburg, Greifswald und Berlin. Sie schildert kontrastierend die zunehmende Abspaltung der privaten Beziehungserfahrungen von den eskalierenden Ereignissen des Krieges, der nun auch die deutsche Zivilbevölkerung trifft. Als die Protagonistin 1944 schwanger wird, heiraten sie. Mit Fortschreiten der Schwangerschaft erfolgt eine weitere Abschirmung ihrer Wahrnehmungen des politischen und kriegerischen Geschehens zugunsten der Geburtsvorbereitung und -sicherung, die auf Initiative der Mutter trotz allgemeiner Fluchtbewegungen nicht in Görzke, sondern in Osterburg bei Stendal erfolgt. Danach kehrt sie mit ihrer Mutter wieder zurück nach Görzke, wo beide den Einmarsch der Russen und die Verwandlung ihres ehemaligen Gutshauses in die russische Kommandantur erleben.

3.2. Basiserfahrungen des Kindes: Angst und Absonderungsbedürfnis

Die Autobiographie beginnt mit der Schilderung von Schlüsselereignissen, auf die die Autorin im weiteren Text wiederholt zurückkommt. Das erste ist die Angst des Kleinkindes vor dem sich aufplusternden Puter; das zweite ist ein Sich-tot-Stellen der Mutter, um die Liebe ihrer Tochter auf die Probe zu stellen; das dritte ist ein eigenwilliges Sich-weg-Stehlen des Kindes während des Schützenfestes, um im verlassenen Dorf allein zu sein.

Bestimmend für den Anfang der Autobiographie ist zunächst die *Angst* des kleinen Mädchens, die beschrieben und gedeutet wird als Angst *vor* dem Vater und Angst *um* die Mutter. Das Verhältnis zum Vater ist in der die Autobiographie einleitenden Szene mit dem Puter, der in einem engen Gang den Weg in den Garten versperrt, versinnbildlicht.

> *Meine grellfarbigste Erinnerung ist ein Puter, der sich aufführt in der Sonne, indes ich in einem schwarzen Gang stecke und das Gepränge mit ansehen muss. (I, 7)*[7]

Zugleich wird dies als reale Erfahrung eines kleinen Mädchens vor dem Drohverhalten eines aggressiven Tieres beschrieben.

> *Sich mit kleinen Schritten durchs Dunkle gehen sehen. Ich will in den Garten, ich will immer in den Garten, es führt aber kein anderer Weg dorthin als durch den Gang. (...) Ich bin schon in der Gangmitte, wo es am dunkelsten ist. Es wird noch dunkler. Der Puter kommt. Zu beiden Seiten der Ziegelsteine sind Rinnen zum Abfließen der Jauche. Ich falle oder werfe mich hin. Der Puter ist zu plump zum Fliegen. Er flattert den Gang entlang. Er pumpt. Ich schreie. Er fliegt in den Wirtschaftshof, ich an den Hennen vorbei, in den Garten. Im Nu reifen die Stachelbeeren. Im Garten kann das Kind schreien so laut es will, niemand hört es hier. (I, 8)*

Eva Zeller beschreibt darauf hin ihr Reaktionsmuster:

> *Mitten im schönsten Schreien abbrechen, das Gartentor zumachen, den eisernen Riegel vorschieben zwischen sich und dem Puter, ein Stehaufmännchen sein – also du bist das reinste Stehaufmännchen – die Flucht nach hinten in den Obstgarten antreten, leise sein, sich tot stellen, sich den Mund voll Stachelbeeren stopfen, unter Tränen die süße grüne Grütze aus den Schalen suckeln, die Schalen auslutschen, ausspucken oder auf die Stacheln spießen, erfinderisch sein im Sichselbertrösten. (I,9)*

Um sich selbst in ihrer Gegenwart besser zu verstehen, spürt Eva Zeller den Erfahrungen ihrer Kindheit nach, die erst wieder freigelegt werden müssen und sich der geläufigen Sicht, diese Kindheit sei eine glückliche gewesen, nicht fügen.[8] Sie vereindeutigt sie aber andererseits auch keineswegs zu einer unglücklichen und berichtet auch von beglückenden Erfahrungen und Geborgenheitsgefühlen.

Die zweite Schlüsselszene des Autobiographiebeginns beschreibt die verzweifelte Angst des kleinen Mädchens um die Mutter, die leblos daliegt, um die Liebe der Tochter auf die Probe zu stellen. Angst um die geliebte Mutter und Rücksicht auf sie sind ein bestimmendes Element ihrer Kindheit. Sie beschreibt das folgendermaßen:

---

7 In die darauf folgende detaillierte Beschreibung des sich aufplusternden Puters fließen Formulierungen ein, die die deutlich sexuelle Komponente dieses Bildes betonen.

8 Im Blick auf die zitierte Szene reflektiert sie: „Runtergeschluckte Angst, verschmerzter Kummer. Hat es sich etwa nicht um ein glückliches Kind gehandelt, dessen Geschichte das Gedächtnis bloß lange genug wiederkäuen muss, um sie schmackhaft zu finden? Sind wir gar nicht gewesen, was wir meinen gewesen zu sein? Wir müssen unbedingt wissen, wer wir gewesen sind, um zu begreifen, daß wir so haben werden können, wie wir uns zur Zeit der Erinnerung zu unserem Erstaunen wiederfinden: so wunderlich geworden, so spinnefeind allem Aufgeplusterten, so in sich gekehrt, so versessen auf Stille.“ (I,9)

> *Es handelt sich um eine Tochter, die ihrer Mutter nie Kummer bereiten darf. Ich habe nichts weiter auf der ganzen Welt als dich. Das darfst Du nie vergessen. (I, 12)*

Für das Kind Eva gilt ohne Einschränkung das selbstauferlegte Gebot der Rücksichtnahme im emotionalen Verhalten, um die Mutter zu schonen. Sie schreibt:

> *Kindertränen bringen Mütter nicht aus dem Gleichgewicht. Erst die ungeweinten, nun bald an den Ferienanfängen, sind die wahren Tränen, die, die der Mutter nicht zuzumuten sind. Das Kind hat nicht mehr lange gut weinen. (I, 47)*

Die dritte Schlüsselszene des Autobiographieanfangs, die Absonderung vom Schützenfest, steht für die eigensinnigen und sozial nicht teilbaren Erfahrungen:

> *Wegen nichts und wieder nichts vom Schützenplatz weg in das Dorf zurück, das verändert ist durch die Abwesenheit aller. Umso anwesender ist das Kind. Es muß eine zu Herzen gehende Veränderung erlebt haben, weshalb sonst hätte es sich abseits gehalten, alle Jahre wieder, wenn es hier nicht ganz neue Gefühle zu entdecken gäbe, an die sie sich erinnert, als eine angenehme Irritation, eine Umkehrung des Gewohnten.*
> *Das verlassene Dorf hat nichts Gespenstisches. Es verrätselt sich aber. An keinem anderen Tag des Jahres kann man das erleben. An keinem anderen Tag glänzt der graue Trittstein des gegenüberliegenden Hauses so blank, da, wo er am tiefsten eingetreten ist. Das Kind kann sich nicht vorstellen, nicht laufen zu können. Es geht weiter durch die Straßen, an dem geschlossenen Postamt vorbei, an Schule, Kirchen, Tonwarenfabriken. Steht in folgenden Jahren am geschlossenen, schmiedeeisernen Tor des Gutshofes und kommt sich sehr groß vor, weil es hier einmal klein gewesen ist. Es kostet den Triumph aus, allein zu sein. Niemand ist da, der ihm zuschauen könnte, wie es mit seiner umflochtenen Weidenrute geht, um Stille zu wünscheln. (I, 37 f.)*

Durch die Absonderung und die Tatsache, dass sie den Weg des Schützenzuges – und des gewohnten sozialen Lebens – „gegen den Strich" zurückgeht und das Gewohnte verfremdet wahrnimmt, erlebt das Kind sich selbst in einer Sonderbeziehung zu seiner Umgebung. Es scheint dabei zugleich selbstvergessen und voll ungewohnten Selbstgewahrseins – wie es zugleich bei den Dingen und beim Imaginieren des Nichtlaufen-Könnens im Rollstuhl und beim Größergewordensein am Tor des Gutshofes ist. Durch das Heraustreten aus dem Gewohnten und Gemeinschaftlichen spürt und verhält das Kind sich selbst neu und anders. Es ermöglicht sich einen eigensinnigen Zugang zur umgebenden Welt und erlebt die „Verschwörung der Dinge"(39).

Das damit angesprochene Thema: Eigensinn und Eigensein, Nichtmitmachen, sich Verstecken, taucht in der Autobiographie immer wieder auf. Es gewinnt dabei, je weniger sich die soziale Welt auf die Familie beschränkt, auch einen kritischen Aspekt als Distanzierung von den Zumutungen des politischen Gemeinschaftslebens.

War jedoch beim Verlassen des Schützenfestes durch das Kind ein freies Experimentieren mit im Spiel, so tritt bei den meisten geschilderten Rückzugssituationen[9] das Moment der Flucht hinzu, ein Verhaltensmuster, das einerseits defensiv ist und von Angst bestimmt, andererseits jedoch weiterhin das eigenwillige Bedürfnis nach Abständigkeit zum Ausdruck bringt.

Angst ist – neben der Liebe – das beherrschende emotionale Thema der Autobiographie. Der Text beginnt mit einer Angst auslösenden Szene, und beide Teile enden jeweils mit dem Thema Angst: mit dem Bericht über das Verhalten des Vaters angesichts der Darmoperation, die auf die Angst der Mutter um das Leben der Tochter zielt, im ersten Teil und im zweiten mit der Angststarre der jungen Frau vor der Willkür der russischen Offiziere im Gutshaus Görzke.

3.3 Das Zusammenwirken der familialen Konstellation mit den politischen Machtstrukturen: Vereinseitigte Loyalität und blockierte politische Aufklärung

Eva Zellers Familiensituation teilte sich – wie bereits eingangs beschrieben – auf: einerseits in eine Mutter- und Großmutterwelt der Geborgenheit, Überschaubarkeit und Vertrautheit, die bedingungslose Loyalität von der Tochter erwartete und mit hoher Identifikation ausgestattet wurde, andererseits in eine Vaterwelt, die als aufgezwungen und fremd erlebt wurde und die aus Loyalität zur Mutter und zur mütterlichen Familie in jeder Hinsicht, vor allem aber moralisch, abgelehnt werden musste. Das Kind hatte sich, so schildert es die Autorin, mit dem Pendeln zwischen der ländlich mütterlichen und der großstädtisch väterlichen Welt seit dem zweiten Schuljahr an zwei grundverschiedene soziale Erwartungssysteme anzupassen bzw. hatte mit der geforderten Anpassung an die väterliche Welt zu kämpfen. Es gerät dabei in eine Spannung, die sich auch somatisch niederschlägt und sich mit ihrer Neigung zu Fluchtverhalten verbindet: Sie leidet an chronischen Bauchschmerzen, hat Ansätze von Essstörungen („Kummerspeck“) und tendiert zur Flucht in die Krankheit.

Die durch die Nötigung zur einseitigen Parteinahme für die Mutter bestimmte Auseinandersetzung der Tochter mit dem Vater ist, je älter sie wird, immer stärker eingebunden in den politisch-historischen Kontext, den sich durchsetzenden Nationalsozialismus. Dieser dringt einerseits zunehmend in den privaten Bereich ein, holt aber auch das Kind (und die Jugendliche) aus dem privaten mütterlichen Rückzugsbereich heraus, indem er es der ideologischen Gemeinschaftserziehung unterwirft. Im Hinblick auf den Nationalsozialismus, seine Ideologie und Machtpolitik, bilden die beiden Welten, in die das Dasein des Kindes gespalten ist, krasse Gegensätze.

Während die Mutter unpolitisch angepasst dem erstarkenden Nationalsozialismus unkritisch gegenübersteht, die Großmutter aus ihrer christlichen Grundüberzeugung heraus eine wortkarge Reserviertheit an den Tag legt und beide mit mehr oder weniger Unterstützung zulassen, dass die Tochter bzw. Enkelin sich mit zunehmender Identifikation als Jungmädelführerin bewährt, profiliert sich der Vater als scharfsichtiger, treffsicher analysierender Kritiker gegenüber dem Nationalsozialismus und

9 Es sind dies das Absondern von der väterlichen Familie in Berlin durch Rückzug in die Küche zum Küchenmädchen Rieke, mit der sie eine andere Sicht auf die soziale Welt teilt; das Verlassen des Jungmädellagers in Trassenheide; die Rückkehr nach Hause wegen Krankwerdens im Ertüchtigungslager in Stolberg, das Verstecken hinter dem Vorhang im Chemiesaal in Droyssig und das unabgemeldete Umherschweifen in der Umgebung des Internats sowie schließlich die Flucht aus dem Arbeitsdienstlager.

seinem Machtapparat. Er verbietet seiner Tochter in Berlin sogar den Hitlergruß und nimmt ihr die Jungmädeluniform weg. Diese Konstellation führt zur Verstärkung der Parteinahme des Kindes für den Nationalsozialismus und zu einer doppelten Tabuierung von Kritik (durch die Herrschenden wie durch das Gebot der Ablehnung des Vaters). Dies gilt besonders auch für die für den Vater typischen Distanz schaffenden lockeren Sprüche, Witze und Ironisierungen.[10] Die Tochter entwickelt wiederholt Phantasien und Impulse, ihren Vater zu denunzieren, was sie jedoch nicht in die Tat umsetzt. Obwohl sie tabuiert sind, graben sich die Distanz schaffenden Sprüche des Vaters und die Möglichkeit einer ironischen Sicht auf die Ideale und Rituale des Nationalsozialismus nachhaltig in das Gedächtnis der Tochter ein und stehen ihr später als Denkmöglichkeit zur Verfügung.

Verstärkt wird die ideologische Einschwörung des in die Pubertät kommenden Mädchens auf den Nationalsozialismus noch durch die Tatsache, dass es mit zwölf Jahren auf das zunächst christliche, dann aber sich verstärkt nationalsozialistisch profilierende[11] Mädcheninternat Droyssig in Sachsen geschickt wird. Die Gemeinschaftserziehung wird nahezu total, und ideologische Überhöhung bestimmt viele zentrale Unterrichtsinhalte. Dies trifft bei der schwärmerischen und sehnsuchtsvoll gestimmten Heranwachsenden auf bereitwillige Aufnahmebereitschaft. Umfangreiche Lektüre von Autoren wie Hesse, Jünger, Rilke, Carossa, Binding etc. unterstützt die Bereitschaft zur Identifikation mit der nationalsozialistischen Ideologie. Andererseits kann das gleichermaßen vorhandene Bedürfnis nach Rückzug und Privatheit nur noch über Regelverstöße (Verstecken, unabgemeldet Weggehen) der Institution abgetrotzt werden. Abweichendes Denken ist zunehmend tabuiert und wird für die Jugendliche durch die aversive Vaterbeziehung in der politischen Dimension zusätzlich blockiert und in dieser Zeit nicht entwickelt.

Erst während erlebter Schikanen im Arbeitsdienst nach dem Abitur und aufgeschreckt durch die Notwendigkeit, bei einer zu verheimlichenden Geburt einer minderjährigen Kameradin Nothilfe zu leisten, wird der Protagonistin der Widerspruch zwischen überhöhten Worten und inhumanen Strukturen und Verhaltensweisen kurzzeitig bewusst. Es bricht sich Distanzierung Bahn beim Fahnenappell im Anblick des „leer gebluteten“ (I, 385) Mädchens, das sich nichts anmerken lassen darf.

> *Dort ist Marias rundes Gesicht. Wir sehen uns oft an. Sie kippt nicht um. Ein Lied. Ein Spruch. Das ganze Trallala. Kann mir einer vielleicht sagen, was ich hier soll? Ich habe dieses Unbehagen immer doppelt unterdrückt, einmal, um nicht anders zu sein als alle, schon gar nicht mitten im Krieg, mehr noch, um bei Gott nicht einer Meinung mit meinem Vater zu sein. Zwei Seelen – ein Gedanke. Alles könnte meinetwegen eintreten, nur das nicht. So weit kommt es noch, daß ich ihm direkt in die Arme laufe, wohin ich am allerwenigsten gewollt habe. Jetzt bin ich bloß zu unausgeschlafen, um dieses Unbehagen unter-*

10 Goebbels-Reden nennt er „Rumpelstilzchens Märchenstunde“, Göring wird charakterisiert mit dem Kabarettvers „Rechts Lametta, links Lametta, und der Bauch wird imma fetta“, BDM heißt bei ihm „Bubi drück mich“, er spricht von „Pimpfonie in Bal-Dur“ sowie von den „Himmlerschen Heerscharen“. Deutschland heißt für ihn „Zwei Silben Hysterie“ und Hitler „der wildgewordene Gefreite“.

11 Dieser Übergang wird nach außen sichtbar, wie Zeller berichtet, durch die Ersetzung des segnenden Thorwaldsen-Christus in der Eingangshalle durch ein Hitler-Portrait.

> *drücken zu können. Jetzt geht mir alles auf die Nerven, das Lied, der Spruch, die Führerin. Die am allermeisten. (I, 383)*

Aber auch ein Baldur-von-Schirach-Spruch, den sie plötzlich nicht vollständig über die Lippen bringt und der einen Machtkampf mit der Führerin auslöst, ruft blockierende Aversion hervor:

> *Mit einem Male zeigen die Wörter mir ihre stinkigen Eingeweide. Es stinkt mir. Das ganze Trallala. (I, 385)*

Die Entwicklung von Widerstand, die in der Flucht aus dem Arbeitsdienstlager gipfelt, führt die Protagonistin folgerichtig dazu, sich erstmalig von sich aus an ihren Vater zu wenden, in ihrer illegalen und zugleich auch wieder durch Krankheit geschwächten Situation. Allerdings ist der Vater ihr keine wirkliche Hilfe, da er ihr vorschlägt, zu ihm nach Kassel (wohin sein Archiv ausgelagert wurde) zu kommen und seine Mitarbeiterin zu werden, und in keiner Weise auf die Bedürfnisse seiner Tochter eingeht. So kommt es – wie der zweite Band der Autobiographie beschreibt – zu keiner nachhaltigen Annäherung. Die eingespielte Widerständigkeit gegenüber den nicht nachlassenden Bemühungen des Vaters, durch politische Gespräche seine Tochter dazu zu bringen, nicht ihr „deutsches Gemüt, sondern ihren Verstand zu trainieren" (II, 44), setzt sich weiterhin fort.

3.4 Liebe und Mutterschaft als neues Sinnzentrum: Abspaltung der Kriegsrealität aus der Wahrnehmung und schwindende Identifikation mit dem Nationalsozialismus

Die äußerliche Anpassung an Rollenerwartungen, die schon in der Kinderzeit vor allem in Berlin eingeübt wurde, dort aber nie zufrieden stellend gelang, wird von der Protagonistin während ihrer Ersatztätigkeit für den Arbeitsdienst, der Arbeit für das Deutsche Frauenwerk, perfektioniert. Zugleich zieht sie ihre Identifikation aus der von ihr dort zu verbreitenden Nazi-Ideologie immer mehr ab. Grund ist weniger eine wachsende politische Kritik (obgleich sie vieles im Frauenwerk lächerlich zu finden beginnt), sondern umfassende Verliebtheit, die ihr die Entwicklung eines intimen Selbstausdrucks und geteilter Privatheit jenseits der Beziehung zu Vater oder Mutter ermöglicht. Ihre Liebe wird zum neuen Sinnzentrum. Alle anderen emotionalen Besetzungen und Identifikationen werden gelockert und sämtliche emotionalen Kräfte auf den Partner gerichtet. Dieser ermöglicht ihr das überwältigende Erlebnis, sich bedingungslos akzeptiert zu fühlen:

> *Dirk erwartet keine Rolle von mir. Er will mich genauso wie ich bin, als habe er die ganze Zeit auf mich gewartet. Dieses Eingetauchtsein in die Zustimmung eines Mannes ist mit nichts bisher Erfahrenem vergleichbar und ist durch nichts Späteres zu korrigieren, weil es kein Späteres für uns geben wird, kein Nach-dem-Krieg. (II, 158f)*

Naziherrschaft und Kriegsgeschehen werden als komplizierende und zunehmend bedrohliche „äußere Welt" abgespalten vom rauschhaften Erleben gemeinsamer Absonderung, der „Zweisamkeit" der Liebenden. Die Autorin beschreibt diese Aufspaltung von privater und öffentlicher Welt und die Reduktion ihrer Wahrnehmung des

Weltgeschehens klarsichtig und pointiert durch Einschub zahlreicher, das private Leben kontrastierender Detailinformationen über das parallel ablaufende Kriegsgeschehen in dem Text, z. B.:

> *Während deutsche U-Boote im Atlantik, in den amerikanischen Küstenmeeren, im Nord- und Mittelmeer im Monat Juli 110 alliierte Handelsschiffe und insgesamt 455.800 Bruttoregistertonnen versenken, rennen wir Hand in Hand ins Meer, treiben ein silenisches Spiel mit einem Element, das uns trägt und vorm Untergang rettet (…) Der Krieg umschließt uns wie das Wasser den Schwimmer, aber er dringt nicht in uns ein, sonst würden wir untergehen. (II, 134)*

Diese Abspaltung des immer bedrohlicher werdenden Kriegsgeschehens von der privaten Erlebniswelt erfolgt trotz der Tatsache, dass der geliebte Partner überaus kritisch gegenüber den Nazis eingestellt ist. Sie führen offenbar kaum politische Gespräche miteinander. Die Protagonistin setzt ihre beziehungsorientierte Erlebensweise, die schon Kindheit und Jugend bestimmt hat, fort und neigt eher zu einem Verdrängungsverhalten, als dass sie Reflexions- und Analysefähigkeit entwickelte. Die Autorin sieht darin eine Überlebensfunktion: „Sonst würden wir untergehen." (II, 134)

Dieses Reaktionsmuster erfährt noch eine Steigerung während ihrer Schwangerschaft im letzten Kriegsjahr und vor allem in den letzten Monaten des Krieges. Hier gerät die junge Frau, die nach Görzke zurückgekehrt ist, geradezu in eine Regression und in eine neue Abhängigkeit zu ihrer Mutter, die energische Initiativen entwickelt und mit ihr nach Berlin und später zur Entbindung nach Stendal aufbricht in allem Flüchtlingschaos, um professionelle ärztliche Betreuung zu sichern und einer vermuteten Evakuierung Görzkes zuvorzukommen. Beide Vorhaben setzen sie wiederholter Lebensgefahr aus. Eva Zeller schreibt zum zweiten Aufbruch:

> *Ich nehme Öl, Watte, Wundcreme, Nabelbinden mit. Ich denke an alles, nur nicht an das, was man die Weltlage nennt. Außer Angst und Trauer um den Vermißten beschäftigt mich nur noch meine Schwangerschaft und die bevorstehende Geburt. Mich gehen nur noch Sterben und Geburt etwas an. Zerstreute Aufmerksamkeit, verteilte Geschäftigkeit, gemischte Gefühle kann ich mir – so stellt es sich mir rückwirkend dar – nicht leisten. Alles ist auf einen kleinen Kreis gerichtet, der für mich der Weltkreis ist. (II, 264)*

Diese Selbstabschirmung und Umgewichtung von Prioritäten ist ein Phänomen, das gerade bei Erstgebärenden vor der Geburt verbreitet ist und auch als biologischer Schutzmechanismus verstanden werden kann. Die aus zeitlicher Distanz berichtende Autorin konstatiert das Verhalten der Protagonistin, bewertet es aber nicht.

> *Die Frage, ob die Nabelbinde des Kindes richtig sitzt, ist jetzt wichtiger als die, wohin die Bomber in dieser Nacht fliegen. Vollkommen umweltlos liege ich da und zähle, dass meine Tochter an jeder Hand fünf Finger hat. (II, 286)*

Zurückgekehrt nach Görzke praktiziert der Frauenhaushalt in den letzten Kriegswochen abwartendes Stillhalten.[12] Die Protagonistin bewegt sich im Spannungsfeld vom verbotenen Hören der BBC-Nachrichten und Horchen auf die Psalmengebete der Großmutter. Sie erkrankt an schwerer Mastitis, was dazu führt, dass ihr „die letzten Kriegstage entgehen" ("Ich fiebere dem Frieden entgegen"; II, 293). So ist sie der Wirklichkeit enthoben.

Die dramatischen Ereignisse beim Ankommen der Russen schildert die Autorin zwar zunächst detailliert und entwickelt dabei teilweise einen verfremdenden Blick. Sie bricht ihre Darstellung aber abrupt ab auf dem dramatischen Höhepunkt der genau beschriebenen Angst der jungen Frau, vergewaltigt oder erschossen zu werden, indem sie mit einer sich ins Déjà-vu und ins Märchenhafte verwandelnden Beschreibung ihres Eintritts in die Küche des Guthauses ein Sinnbild gestaltet: Das Erwachen aus der Verzauberung des Dornröschenschlafes und das Wieder-lebendig-Werden des Küchenpersonals. Mit dieser Verschiebung ins Märchenhaft-Symbolische, mit der sie zugleich den Anfang ihrer Autobiographie im Gutshaus Görzke und ihre frühesten Kinderjahre wieder aufgreift, schließt die Autorin ihren Text ab. Das Mythische und das Märchenhafte passen zum magischen Denken des Kleinkindes. Es knüpft aber auch an die antirationalen Strömungen der Zeit an, die Eva Zeller geprägt haben. Sie verzichtet auf resümierende Reflexionen und Kommentare. Sie wählt damit nicht den Weg der Analyse und Stellungnahme, sondern ein Bild, das mehrdeutig bleibt und das Moment der Widerfahrnis in den Vordergrund stellt.

3.5 „Nein und Amen": Gebundensein in Ohnmacht und Angst

„Nein und Amen" ist der Titel des zweiten Bandes ihrer Autobiographie. Eva Zeller schildert darin eine Szene, in der diese Formulierung fällt. Es handelt sich um ein Gespräch mit einem Pastorenehepaar in Buckau kurz nach dem 20. Juli 1944, das anlässlich der Vorbereitung ihrer Trauung in einer umblühten Gartenlaube stattfand.

> *Simons haben zwei Söhne, die beide noch zur Oberschule gehen. Sie werden auch noch eingezogen. Davon sind die Eltern überzeugt. Das ist unabwendbar. Den Wehrdienst verweigern kann keiner. Weil wir einfach alle nicht wagen, uns zu weigern, müssen wir Ja und Amen sagen. Sogar wer Nein denkt, muß Amen sagen. Nein und Amen. Um diesen Satz rankt sich Kapuzinerkresse mit Orangeroten kapuzenähnlichen Blüten. Frau Simon sagt ihn und schenkt mir Kaffee nach. Reichlich versehen mit selbstgeerntetem Honig, mit Eiern und Segenswünschen radele ich nach Hause. (II, 211)*

Idylle und Ohnmacht liegen hier in tragischer Weise unmittelbar nebeneinander. Ausgangspunkt war das Gespräch über den Bräutigam, der Musik studiert und Gefreiter ist – und auch nicht mehr sein will (und der trotz alledem Soldat ist, der im Krieg umkommt, wie die Autorin, nicht aber die Protagonistin, weiß). Die Segenswünsche werden nicht helfen, „weil wir einfach alle nicht wagen, uns zu weigern". Selbst die integre und zum Nationalsozialismus kritisch Abstand haltende Großmutter ist nicht auf Seiten der Attentäter des 20. Juli, sondern verurteilt den Anschlag als „Eid- und

12 Die Situation wird von der „unverwüstlichen" Großmutter mit dem Gustav-Schwab-Zitat kommentiert „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind / in dumpfer Stube beisammen sind" (II, 300).

Treu- und Rechtsbruch“ (II, 210), ist sie doch Mutter eines im Ersten Weltkrieg gefallenen Offiziers, mit dessen Ehre und Tapferkeit sie sich über den Verlust getröstet hat.

Der lebensbedrohliche Konflikt mit der Macht, die sich nach dem 20. Juli brutal in Szene setzt, wird auch im Denken nicht wirklich angetreten. Das ist vielleicht die wichtigste Aussage dieser Szene. Eva Zeller beschreibt das Phänomen der Selbstzensur sehr genau.

> *In diesen Jahren gibt es ja eine ganz bestimmte Weise zu denken, zu reden, sich zu geben, einen ganz bestimmten Stil des Diskurses, mit dem man wohl vertraut zu sein hatte, von dem man tunlichst selbst seine Träume nicht allzu weit abirren lassen sollte. (II, 182)*

Die wenigen expliziten Kommentare Eva Zellers zu ihrem eigenen Verhalten und dem ihrer Generation, auf die ich im vergleichenden Teil noch ausführlicher eingehen werde, nehmen sich auf den ersten Blick wie Rechtfertigungen aus.

> *Man war jung. Ein Satz, der besagt, jeder meiner Generation habe zwei Leben, eines vor, eines nach 1945, und das zweite ist eine ständige Rechtfertigung des ersten, ein Zurechtrücken von Missverständnissen, eine Wegräumen von Verfälschtem. Daß eine ganze Generation die eigene Jugend widerlegen muß, ist ohne Vorbild, denn noch nie ist einer Jugend dermaßen viel versprochen und so wenig gehalten worden. (II,163)*

Es wäre vorschnell, man läse aus diesem Zitat, die Autorin begebe sich in die Opferrolle oder stehle sich aus der Verantwortung. Sie weist vielmehr, das zeigt der Kontext der Aussage, auf die realen Bedrohungen durch den NS-Machtapparat hin, unter denen ihre Generation gestanden hat und die die nachfolgenden Generationen (zumindest in Westdeutschland) so nie kennen gelernt haben.

Die Autorin versucht, in der umfassenden Rekonstruktion der sozialisatorischen Einflüsse die „sanfte Gewalt“ der vor allem durch Sprache vermittelten Prägungen des Fühlens und Denkens nachvollziehbar zu machen. Sie veranschaulicht, dass sich die Entwicklung der Überzeugungen einer Person nicht primär „von innen“ her vollzieht, sondern dass der Weg ganz maßgeblich von „außen“ nach „innen“ geht, vermittelt über personale Beziehungen sowie Rituale und vor allem über Sprache. Die Erfahrungsschilderungen des Textes sind durchsetzt mit Zitaten, mit denen nicht nur Personen charakterisiert, sondern Atmosphären aktualisiert werden, etwa die im Mädcheninternat Droyssig oder in der Arbeitsstelle des Deutschen Frauenbundes.

Dass andererseits der Prozess der politischen Sozialisation jedoch auch in einem totalitären Staat kein passiver war, sondern ein zwar nicht frei gewähltes, aber durch aktives Mitwirken und Sich-Identifizieren bestimmtes Geschehen, davon ist Eva Zellers Text ein beredtes Zeugnis. Die Intention der Autorin ist eine doppelte: sich mit ihren Erfahrungen, Verstrickungen und Verdrängungen im Bemühen um Wahrhaftigkeit zu offenbaren, um sich dabei selbst besser zu verstehen, und verstanden zu werden. Zugleich leistet sie aus ihrer Erfahrungsperspektive heraus eine präzise Beschreibung der historischen Extrembedingungen, unter denen ihre Kindheit und Jugend so vielfältigen Ängsten, Spannungen und Brüchen ausgesetzt war.

4. Vergleich der Autobiographien im Hinblick auf die Kategorien Generation und Geschlecht

Die beiden „Fallinterpretationen" sind bereits unter dem Gesichtspunkt vergleichbarer Aspekte fokussiert worden. Wichtige Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Autobiographien dürften dabei deutlich geworden sein. Im Folgenden soll darüber hinaus nach generationstypischen und nach geschlechtstypischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden gefragt und vor diesem Hintergrund der Stellenwert beider Autobiographien für die Bearbeitung der Erfahrung von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg für den Prozess kollektiven Erinnerns reflektiert werden.

4. 1 Zur Frage der Generationstypik der Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg und ihrer Verarbeitung in den Autobiographien

Beide Autorinnen lassen in ihren Reflexionen und Kommentaren zum rekonstruierten Geschehen erkennen, dass sie aus einem generationalem Bewusstsein heraus schreiben, sich also im soziologischen Sinne als Angehörige einer historisch-politischen Generation begreifen (vgl. Mannheim 1928/29).

Christa Wolf formuliert das besonders deutlich im Zusammenhang von Nellys verfrühter Übernahme von Verantwortung und Schritten in die Autonomie („Notreife"), die einen Verlust an „Jugend" zu Folge hatte. Dieser lässt die Autorin in der Schreibgegenwart um die verlorenen Jahre trauern:

> *Aber die Jahre fehlen, für immer. Die Kinder haben es mit Eltern zu tun, die selbst nicht jung gewesen sind. (395)*

Von der Generation der „Älteren" (ihrer Eltern) und der „Alten" (ihrer Großeltern) hebt sich Nelly – die Jugendliche der erinnerten Gegenwart – dadurch ab, dass sie ihr Leben noch vor sich hat, während die Eltern sich dessen beraubt fühlen und die Alten es bereits hinter sich haben. Nelly erfasst Generationalität zunächst also genealogisch. Doch in die Beschreibung der jammernden und sich streitenden Elterngeneration (vor allem der Tanten), die sich als Opfer des Kriegsgeschehens empfinden, geht der kritische Blick auf den politisch-historischen Kontext mit ein, für den die Elterngeneration nicht in die Verantwortung tritt und von der sich Nelly eher abgestoßen fühlt. Damit wird die Elterngeneration implizit einer massiven Kritik ausgesetzt und im soziologischen Sinne als politische Generation charakterisiert, wenn auch nur in skizzenhafter Andeutung.

Die Merkmale, mit denen die Autorin die als „notreif" gekennzeichnete Nelly beschreibt: fleißig, streng, verantwortungsbewusst, konsequent und allen Träumen gegenüber verschlossen, sind Merkmale, wie sie für die von Helmut Schelsky (1963) bereits in den 1950er Jahren beschriebene „skeptische Generation" charakteristisch sind. Die Kenntnis dieser Studie ist möglicherweise in diese Beschreibung mit eingeflossen. Diese Merkmale passen allerdings nicht ohne weiteres zu den utopischen Zukunftshoffnungen vieler überzeugter junger Kommunisten beim Aufbau der DDR.

Zukunftshoffnung in Christa Wolfs Autobiographie äußert sich bemerkenswerter Weise nirgends explizit als eine politische. Sie ist vielmehr „verkörpert" in der Tochterfigur der Lenka und richtet sich somit auf die weniger belastete und weniger ir-

gendwelchen „Glaubenszumutungen“ ausgesetzte jüngere Generation. Die Autorin reflektiert:

> *Dir fiel ein, daß Lenka das Wort ‚gläubig’ nie auf sich beziehen mußte. Dir fielen die grundverschiedenen Glaubensbekenntnisse ein, die du, in Abständen von wenigen Jahren, abgelegt hast. Du überlegtest, daß die Zumutungen, denen deine Generation ausgesetzt war, vielleicht einmalig sind – ein Gedanke, der dich etwas entlastete. (441f.)*

Lenka wird beschrieben als freimütig, jungendlich-locker, politisch nachdenklich und engagiert, autonom im Verhalten, sich empörend und reibend an den Problemen des Weltgeschehens (Vietnamkrieg) und dennoch in der Grundstimmung optimistisch. Allerdings ist auch Lenka irritiert durch Erfahrungen in einem sozialistischen Betrieb, in dem inhumane Verhältnisse herrschen, und stößt an die Grenzen des von ihr Beeinflussbaren. Sie geht damit aber robuster um als ihre Mutter.

> *Es gibt Sachen, die unlösbar sind. Und das muß nicht einmal an dir selber liegen – oder?*
> *So ist es, sagst du. Antagonistische Widersprüche.*
> *Sie sagt: ‚Hör auf.’ (319)*

Lenka verbindet sichere humane und sozialistische Grundüberzeugungen mit konstruktivem Lebenspragmatismus, während es der Autorin, so bezeugen die reflexiven Passagen des Textes, aufgrund ihrer generationalen Prägung nicht gegeben ist, anders als träumend aus dem Leiden an den inneren und äußeren Widersprüchen, Spannungen und Brüchen herauszufinden.

Christa Wolf widmet das Buch ihren beiden Töchtern. Auch das kann als Ausdruck ihrer Hoffnung auf die nachfolgende Generation verstanden werden.

Auch Eva Zeller widmet die zwei Bände ihrer Autobiographie jeweils einem ihrer vier Kinder. Und auch hier ist zu vermuten, dass darin neben der spezifischen Botschaft an die jeweiligen Individuen auch ein Bemühen um Verstandenwerden von der jüngeren Generation impliziert ist. Ihr Text, den sie „Roman einer Jugend“ nennt, hat bei aller literarischer Überformung und trotz des Einbezugs moderner Formelemente etwas stark Selbstoffenbarendes und Bekenntnishaftes und stellt sich damit mehr in die Traditionslinie herkömmlichen autobiographischen Schreibens als Christa Wolf, in deren Text diese Tradition eine dezidiert moderne „Brechung“ erfährt.

Eva Zeller deckt schonungslos ihre eigene Weltfremdheit auf, ihre idealistische Überspanntheit und hingebungsbereite Eingebundenheit in die nationalsozialistische Ideologie und lässt erkennen, wie die entwicklungstypischen Sehnsüchte einer literarisch sozialisierten Jugendlichen mit bildungsbürgerlichem Hintergrund disponierte für ein Einstimmen in den überhöhten Weiheton nationalsozialistischer Sprüche, Lieder und Texte und die darin enthaltenen visionären Größenphantasien. Sie zeigt auf, wie sie diese Passung selbst mit hervorgebracht hat. Es ist ihr aber vor allem wichtig, darauf hinzuweisen – und hier wird ihre intergenerationale Botschaft explizit –, dass speziell im gesellschaftlich organisierten Generationenverhältnis und hier vor allem in der Schule auf diesen Passungseffekt gezielt hingearbeitet wurde, der somit

auch gesellschaftlich „hergestellt“ worden ist. So jedenfalls lässt sich ein Kommentar auch lesen, der auf den ersten Blick wie eine Rechtfertigkeit aussieht:

> *…Und nun, da ich das Unsägliche [die Rede zu ihrem Abitur 1941, I.B.] schwarz auf weiß besitze, soll es bezeugen, was meine Generation nicht zu sagen wagt: Daß wir nämlich keine Geständnisse ablegen können für etwas, das wir nicht getan haben, sondern daß man mit uns etwas getan hat. (I,364)*

Die beiden Motti, die sie ihrer Autobiographie voranstellt, lauten „Wer die Vergangenheit verleugnet, ist in Gefahr, sie zu wiederholen“ (George Santayana) sowie „In der Herrschaft durch Sprache ist ein Herrschaftsgrad von Menschen über Menschen erreicht, demgegenüber physische Gewalt geradezu harmlos und veraltet ist“ (Helmut Schelsky).

Das zweite Motto steht für das, was man der Generation „getan“ hat, einer Generation von Heranwachsenden, die in ein „Sprachbad“ (Lacan) getaucht wurde, das in der Autobiographie durch ständige, in Kursivschrift eingebaute Zitate präsent wird. Deren pointierte Verwendung enthält viel mehr Charakterisierungen und Distanzierungen als die relativ sparsamen Kommentare der Autorin.[13] Im ersten Motto ist die Aufgabe der Erinnerungsarbeit angesprochen, der Tendenz zur Verleugnung entgegenzuarbeiten, um damit der Gefahr von Wiederholungen zu entgehen – auch eine Aufgabe nicht nur von Individuen, sondern der an Nationalsozialismus und Krieg beteiligten und von ihm betroffenen Generationen. Wie bereits oben etwas verkürzt zitiert, äußert sich Eva Zeller zu ihrer eigenen Generation an einer Stelle sehr deutlich:

> *Man war jung. Ein Satz, den man oft hört, wenn von jenen fatalen Zeitläufen die Rede ist. Man war jung. Ein Satz, der um Nachsicht bittet. Man war jung. Ein Satz, der besagt, jeder meiner Generation habe zwei Leben, eines vor, eines nach 1945, und das zweite ist eine ständige Rechtfertigung und Korrektur des ersten, ein Zurechtrücken von Mißverstandenem, ein Wegräumen von Verfälschtem. Daß eine ganze Generation die eigene Jugend widerlegen muß, ist ohne Vorbild, denn noch nie ist einer Jugend dermaßen viel versprochen und so wenig gehalten worden.*
>
> *Freilich belassen es die meisten Leute bei unüberprüfbaren Legenden. Oder sie sagen: Was anderes hätten wir denn sein sollen als Nationalsozialisten oder wenigstens Mitläufer oder stumme Ja-Sager oder Angepaßte, Verführte, Mißbrauchte. Was wäre denn passiert, wenn wir in Sprühdosenschrift, die's damals noch gar nicht gab, eine andere Meinung an die Mauern geschrieben hätten? (II, 163)*

Eva Zeller belässt es im darauf folgenden Text nicht bei unüberprüfbaren Legenden, sondern berichtet detailgenau über Kontrollvorgänge, Bespitzelung, das „Verschwinden“ und die Ermordung oppositioneller Personen. Sie berichtet, dass Dirk Schieß-

13 Auf die mächtige mentalitätsgeschichtliche Wirkung des durch die Nazis vorangetriebenen Wandels von Leitbegriffen und den damit implizierten Deutungsmustern hat Victor Klemperer in seiner bereits während der Nazi-Zeit verfassten, 1946 erstmals veröffentlichten Studie LTI (Lingua Tertii Imperii) scharfsichtig hingewiesen. (Klemperer 1982)

übungen macht, um sich gegebenenfalls selbst verstümmeln oder umbringen zu können (vgl. II, 220). Sie zeigt die Ohmacht auf, gerade auch die der kritischen Personen wie Dirk oder der Pastorsfrau und wehrt sich gegen die Anmaßung einer pauschalisierten Beurteilung aus der Außenperspektive und den damit verbundenen Rechtfertigungszwang (wie er ja im Kontext der Studentenbewegung sehr verbreitet war). Sie nimmt das Geschäft der Recherche und des Berichtens selbst in die Hand und formuliert eine durch Erfahrung begründete eigene Sicht auf die Verstrickungen und das Schicksal ihrer Generation.

Es bleibt allerdings dennoch zu fragen, ob Christa Wolf und Eva Zeller wirklich derselben Generation zuzurechnen sind. Gabriele Rosenthal (1979) hat darauf aufmerksam gemacht, dass in Bezug auf die Erfahrungen im zweiten Weltkrieg oft der Unterschied von ganz wenigen Jahren ausreicht, um verschiedene Generationen zu konstituieren. In Bezug auf Christa Wolf und Eva Zeller ist dabei folgende Differenz festzustellen: Christa Wolf gehört ihrer eigenen Sicht nach einer Generation an, die um ihre Jugend gebracht worden ist und die in einem Bruch zur Vergangenheit lebt, der sie sich nicht zugehörig fühlt.

Eva Zeller sieht sich einer Generation zugehörig, die ebenfalls einen Bruch in ihrem Leben erfahren hat, sich aber von den Jungen genötigt sah, sich immerfort auf ihre Vergangenheit beziehen zu müssen. Dadurch wurde sie in ein Rechtfertigungsverhältnis zur Vergangenheit gedrängt. Dieser Unterschied markiert jedoch eher die Differenz der verschiedenen Diskurszusammenhänge, denen die Autorinnen angehörten und die bedingt sind durch den unterschiedlichen politischen Kontext der Autorinnen: DDR oder Bundesrepublik. Einen Generationsunterschied begründet das nicht. Der Bruch mit der Vergangenheit, der in der für die Entwicklung politischer Orientierungen sensiblen Lebensphase erfolgte, ist das Verbindende und Generationsstiftende.

Anders sieht es allerdings aus, wenn man die Generationenkonstituierung mit Oevermann (2001) unter dem Gesichtspunkt des Ablösungsprozesses betrachtet. So ist für Christa Wolf/Nelly charakteristisch, dass das Kriegs*ende* und die Abwendung von den Eltern genau zusammenfallen. Mit einem Schlag verlieren ihre Eltern bzw. die gesamte ältere Generation ihre Autorität für Nelly und jegliche Identifikation mit ihnen bzw. Orientierung an ihnen wird aufgegeben. Nelly ist trotz der beschriebenen „Notreife" nach Kriegsende nicht erwachsen, sondern eine Jugendliche im Aufbruch.

Nicht so Eva Zeller. Die Lockerung der Bindung an Mutter und Großmutter erfolgt zu Kriegs*anfang* mit der Hinwendung zum Partner; die Auseinandersetzung und Distanzierung gegenüber dem Vater, die die Jugendjahre bestimmt hat, wird in dieser Phase abgeschwächt, aber nicht aufgelöst. Mit Heirat und Schwangerschaft erfolgen Schritte in Richtung Übernahme der Erwachsenenrolle. Zum Ende des Krieges ist Eva Zeller durch die äußeren Fakten (Mutterschaft und Verlust des Ehemanns) mit den Aufgaben einer Erwachsenen konfrontiert. Über eine neue Positionierung zu sich selbst, zur Familie und zur Welt wird nicht mehr berichtet.

4.2 Geschlechtstypische Aspekte zentraler Erfahrungen und Reaktionsmuster

Betrachtet man die untersuchten Biographien unter dem Aspekt der Geschlechtstypik, so fällt im Hinblick auf die familiale Welt zunächst auf, dass die inter- und intragenerationalen Beziehungen zwischen den Frauen weitaus intensiver, mit größerer Bindung und höherer Identifikation ausgestattet sind als die zu den Männern oder zwi-

schen den Männern. Der Eindruck „matrilinearer" Bedeutungsdominanz entsteht.[14] Die Väter sind entweder geschwächt (Christa Wolf) oder werden als bedrohlich abgelehnt (Eva Zeller). Die von ihnen vertretenen Werte (Tüchtigkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit – Nellys Vater; Intellektualität und Libertinage – Evas Vater) spielen eine geringere oder zwiespältigere Rolle als die in der weiblichen Linie verkörperten und vertretenen der Bezogenheit und des Mitgefühls (Nellys Mutter), der Fürsorglichkeit (Evas Mutter), der auf Gläubigkeit gegründeten Integrität und des Gerechtigkeitsgefühls (Evas Großmutter) sowie des Altruismus (Nellys „Schnäuzchen-Oma"). Für die jugendlichen Frauen werden dann Freundinnen und Lehrerinnen bedeutsam, welch letztere in den Augen der Jugendlichen Ideale vertreten, die auf einen größeren Zusammenhang gerichtet sind. Sie bieten sich zugleich über die Herstellung einer persönlichen Beziehung als Identifikationsfiguren an.

Die Schwächung der männlichen Position in den familialen Beziehungen wie in den inneren Repräsentanzen ist – die untersuchten Einzelfälle übersteigend – ein häufig konstatierter Prozess im 20. Jahrhundert. Sie ist u.a. als eine Folge der beiden Weltkriege zu betrachten oder doch durch diese verstärkt und beschleunigt, legt man für den übergreifenden Modernisierungsprozess die sozio-ökonomische Entwicklung als Ursache zugrunde. Diese Schwächung geht einher mit der Stärkung der öffentlichen Artikulationsbereitschaft von Frauen im Hinblick auf ihre Erfahrungen gerade auch während der Kriege, die sie aus anderer Perspektive erlebt haben als die Männer. Zugleich mussten sie sich kriegsbedingt auch in neue Aufgaben und Rollen einarbeiten.[15]

Betrachtet man das geschilderte Selbsterleben der Protagonistinnen unter dem Gesichtspunkt geschlechtstypischer Wahrnehmungsmodi, Reaktionsmuster und Verarbeitungsweisen, so ist zunächst eine hoch entwickelte Fähigkeit zur Introspektion, verbunden mit der Bereitschaft zur Offenbarung auch schambesetzter persönlicher Gefühlslagen festzustellen. Diese ist, betrachtet man die Geschichte autobiographischen Schreibens, selbstverständlich keine Disposition, die nicht auch bei männlichen Autoren anzutreffen wäre. Doch die spezifische Bereitschaft, sich selbst als zwiespältig, widersprüchlich und vor allem als verstrickt wahrzunehmen, ist bei den beiden Autorinnen in besonders hohem Maße ausgebildet und zu einem Zeitpunkt mutig in die jeweiligen Diskurse um die nationalsozialistische Vergangenheit eingebracht worden, an dem Fremdzuschreibung von Schuld oder Rechtfertigung das dominante Muster darstellte.

In beiden Autobiographien ist das Erleben von *Angst* ein zentrales persönliches Thema. Bei Christa Wolf wird sie im Sinne psychoanalytischen Denkens zunächst als Schuld-Angst begriffen, auf der die weiteren geschilderten Ängste, vor allem die Angst vor Verlust der sozialen Zugehörigkeit in Familie, Schule und Jugendorganisation dann aufruhen.

Demgegenüber spielt die Real-Angst, die die Protagonistin auf der Flucht, dann angesichts der wechselnden Präsenz der Siegermächte und speziell eines zwielichtigen russischen Kommandanten und marodierender russischen Soldaten empfindet,

14 Vgl. hierzu auch meine Ausführungen anlässlich einer Analyse einer Autobiographie der „Kinder"-Generation von Wolf/Zeller (Bürmann 2004).

15 Christian Graf von Krockow (1988) nennt pointiert die letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges und die Zeit danach, die von seiner Schwester aus der Erfahrung einer Gutsbesitzerstochter aus Hinterpommern detailliert berichtet wird, „Die Stunde der Frauen".

nur im 17. Kapitel eine Rolle – und hier wird sie ins Groteske und Humoristische verschoben und anekdotisch beschrieben. Dies wird von der Autorin als Bearbeitungsform gesehen, als Befreiungsakt: „Schreibend den Rückzug der Angst betreiben. Die noch unbefreiten, von Angst besetzten Gebiete: Vorgeschichte." (415)

Doch auch die Erzählerin der Schreibgegenwart ist durchaus nicht von Angst befreit, was sich vor allem in den immer wieder in den Text eingebauten Berichten über Träume ausdrückt. Demgegenüber wird Nelly als Jugendliche in der Zeit der Abwendung von den Eltern und im Durchgang durch das Sanatorium als unerschrocken und mit einem Lebenswillen ausgestattet beschrieben, der Angst und Krankheit hinter sich zu lassen vermag, allerdings um den Preis einer Abspaltung ihrer Gefühle. Als wirklich angstfrei und entspannt wird nur Lenka geschildert.

Bei Eva Zeller verknüpft sich die Real-Angst des kleinen Mädchens vor dem drohenden Puter von Anfang an mit der Angst vor dem Vater. Dieser wird die Angst um die Mutter an die Seite gestellt – und durch diese beiden Ängste ist die Problematik der gespaltenen Welt ihrer Kindheit geprägt. Später hat sie begründete Angst um ihren Mann. Eva Zeller schildert weitaus genauer und ausführlicher als Christa Wolf die reale Bedrohung allen abweichenden Denkens und Handels durch den nationalsozialistischen Machtapparat und sucht plausibel zu machen, dass privater wie öffentlicher Widerspruch und innerer Widerstand, den sie zunehmend entwickelt, aus begründeter Angst nicht geäußert werden konnte.

Anders als Christa Wolf schildert sie ihr Angsterleben in extremer persönlicher Bedrohungssituation durch russische Soldaten sehr präzise; sie verschiebt die Beschreibung zum Schluss der Autobiographie dann aber nicht ins Groteske wie Christa Wolf, sondern ins Unwirkliche. Beide Autorinnen markieren damit eine Grenze der Beschreibbarkeit des emotionalen Erlebens unmittelbarer Bedrohung von Leib und Leben und bilden damit möglicherweise das Phänomen der Abspaltung von Gefühlswahrnehmungen unter Bedingungen extremer Bedrohung strukturell im Text ab.

Das Erleben von Angstsituationen ist als Kriegserfahrung natürlich keineswegs frauentypisch – im Gegenteil: Die Männer waren als Soldaten mindestens so großen, zumeist wohl noch größeren Gefahren um Leib und Leben ausgesetzt. Aber der Umgang mit Angst scheint mir in diesen weiblichen Autobiographien spezifisch zu sein. Sie wird als Gefühl vor sich selbst nicht in dem Maße unterdrückt, wie das von Männern gerade im militärischen Kontext verlangt wird, und vor allem ihre Thematisierung ist für Frauen weniger tabuiert. Sie schreiben differenziert über ihre Ängste und zeigen sich damit in ihrer Verletzlichkeit und Bedrängnis, ohne auf dem Gestus der Souveränität durch Selbstdistanz zu bestehen. Dort, wo sie sich, wie Christa Wolf im 17. Kapitel, um eine solche Distanz bemühen, wird dieser Vorgang als solcher durchschaut und beschrieben.

Ähnlich ist es mit den in beiden Autobiographien beschriebenen *Flucht- und Rückzugstendenzen,* die als defensives – aber auch widerständiges – Verhältnis zur Welt der sozialen Zumutungen beschrieben werden kann. Als solches stehen sie weiblichen Verhaltensmustern näher als den traditionell männlichen, denen ein offensiver Selbstbehauptungsimperativ eingeschrieben ist (vgl. Connell 1999). Der Rückzug impliziert zugleich, das ist zu betonen, in beiden Autobiographien (wie oben geschil-

dert) auch eine subversive, selbstbewahrende und sogar oppositionelle Komponente: eine Selbstvergewisserung und Selbstbehauptung ohne Kampf.[16]

Das Muster des Rückzuges lässt sich besonders deutlich im Zusammenhang der geschilderten Erkrankungen ausmachen: *Krankheit* fungiert in beiden Autobiographien als Folge von Selbstüberforderungen und Schwierigkeiten mit der Ausbalancierung innerer und äußerer Konflikte. Eva Zeller berichtet ganz offen über den Entlastungscharakter ihrer Erkrankung im Ertüchtigungslager in Stolberg, die ihr Rückzug und eine Phase von Regression und Regeneration ermöglicht; ähnlich beschreibt auch Christa Wolf Nellys Ausfälle bei den Jungmädeln. Bei letzterer wird die Schilderung von Krankheit allerdings durch ihre Verwendung als Metapher für Krise stärker überformt. Aber auch ihr ist es kein Problem, ihr Alter Ego Nelly zusammenbrechend oder in die Welt der Fieberphantasien entweichend zu beschreiben.

Schließlich kann auch die in beiden Autobiographien festzustellende spezifische *Sensibilität für die appellative wie für die selbstoffenbarende Dimension sprachlicher Mitteilungen* als frauentypisch gelten. (vgl. Tannen 1990) Beide Autorinnen setzen in ihren Beschreibungen von Personen und Situationen Zitate typischer individueller Redewendungen, literarischer Formulierungen und von Propagandasprüchen ein. Speziell bei Eva Zeller ist dies ein hoch entwickeltes Stilelement ihres Textes. Ihr ist es dabei vor allem (aber keineswegs nur) um den Nachvollzug des Herrschaftsmoments zu tun, das über Sprache transportiert wird.

4.3 Schlussüberlegungen

Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass es weibliche Autorinnen waren, die mit einer kritisch sich selbst befragenden Offenlegung ihrer Beteiligung am Nationalsozialismus den Anfang machten.

Bereits 1963, deutlich bevor die westdeutsche Studentenbewegung ihre Anklage gegen das Schweigen der Elterngeneration erhob und von ihnen die Offenlegung ihrer Verstrickungen einforderte und diese auch selbst betrieb, erschien in Westdeutschland der bemerkenswerte und radikal selbst-analytische autobiographische Text von Melita Maschmann, einer 1918 geborenen exponierten Amtsträgerin in der Reichsjugendführung, mit dem Titel „Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch“. Für dieses – durch Briefform literarisierte Buch – war aber offenbar der Erinnerungsdiskurs noch nicht „reif“;[17] es erfuhr nicht die ihm gebührende breite Beachtung.

In Westdeutschland fand die literarisch-autobiographische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Folge der Studentenbewegung zunächst im Rahmen der so genannten „Väterliteratur“ statt (z.B. Plessen 1976, Vesper 1977, Rehmann 1979) als Abarbeitung an der Schwierigkeit, sich mit der Elterngeneration über Schuld und Verstrickung verständigen zu können oder in der Vergangenheit gekonnt zu haben.

Das Erscheinen von Christa Wolfs „Kindheitsmuster“, das ein lebhaftes, wenn auch zwiespältiges Echo in Ost- wie Westdeutschland auslöste, gab dem literarisch-

16 Vgl. hierzu die Erfahrungen und Reflexionen von Peter Brückner (1980), der als „Halbjude“ in ein defensives Verhaltensmuster gedrängt wurde und der seiner Autobiographie den Titel gibt „Das Abseits als sicherer Ort.“

17 Ein weitgehend verständnisloses und im Gestus eher anmaßendes Nachwort in der dtv-Ausgabe von 1978 legt davon beispielhaft Zeugnis ab.

autobiographischen Erinnerungsdiskurs in Westdeutschland einen wichtigen Impuls für eine selbstreflexive Wende. Eva Zellers Autobiographie ist ein markantes Beispiel dafür.

Im politischen Kontext der DDR, in der das Kapitel NS-Zeit durch das Selbstverständnis des Staates als „antifaschistisch" aus der Selbstreflexivität ausgeklammert war, stellt Wolfs Autobiographie den mutigen Versuch dar, den von ihr als verengt empfundenen politischen Diskurs durch ihr eigenes, literarisch überformtes Beispiel zu öffnen. Sie sah aber auch das Risiko dabei. Dass der Text in der Tat einer Fülle von Kritik und Missverständnissen ausgesetzt war, zeigt die Rezeptionsgeschichte.

Der Grund für diese Vorreiterfunktion von Frauen bei der selbstreflexiven und selbstkritischen literarischen Bearbeitung ihrer Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Krieg ist – neben einer möglichen geschlechtstypischen erhöhten Bereitschaft zur selbstreflexiven Introspektion und zur Selbstoffenbarung persönlicher Dilemmata, Anpassungsbereitschaften und Verstrickungen – meines Erachtens vor allem in der Tatsache zu suchen, dass Frauen in die Ereignisse Nationalsozialismus und Krieg zwar aktiv involviert, in der Regel aber nicht in dem Maße Handlungsträger waren wie die ins militärische Geschehen eingebundenen Männer. Sie waren beteiligt – aber nicht an der Front oder in den Zentren von Macht und Verantwortung.[18] Die zuzulassenden Erinnerungen und die damit verbundenen Bilder und Wahrnehmungen waren anderer Art und möglicherweise nicht in dem Ausmaß mit Grauen, Schuld und Scham verbunden wie bei den Männern.

Ganz analog – und das gilt für beide Geschlechter – ist die Tatsache zu verstehen, dass die Generation derer, die in der Zeit des Nationalsozialismus und Krieges Kinder und Jugendliche waren, verständlicherweise eher über ihre Erfahrungen zu schreiben vermochte als die Generation ihrer Eltern, die sich in ganz anderem Ausmaß als verantwortlich und beteiligt zu erkennen und zu bekennen gehabt hätte.

LITERATUR

Bürmann, Ilse (2004): Die Verschränkung intergenerationaler und politischer Konfliktlinien in der Autobiographie von Monika Maron. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 17, 242-260.

Brückner, Peter (1980): Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945. Berlin.

Chen, Linhua (1991): Autobiographie als Lebenserfahrung und Fiktion. Untersuchungen zu den Erinnerungen an die Kindheit im Faschismus von Christa Wolf, Nicolaus Sombart und Eva Zeller. Frankfurt/Main, Berlin, New York, Paris.

Connell, Robert, W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.

Erikson, Erik H. ([7]1979): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart.

Härtling, Peter (1980): Nachgetragene Liebe. Darmstadt.

Klemperer, Victor (1982): LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig.

Krockow, Christian Graf von (1988): Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947. Nach einer Erzählung von Libussa Fritz-Krockow. Stuttgart.

18 Dies gilt auch für Melita Maschmann, die trotz ihrer relativ hohen Ämter (Leiterin des Arbeitsdienstes im Warthegau, Mitglied der Reichsjugendführung) nicht selbst an Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligt war oder an ihrer Vorbereitung gearbeitet hat. Wohl aber wusste sie davon und kannte auch die charakterliche Problematik einiger höherer Machtträger des Regimes.

Mannheim, Carl (1928/29): Das Problem der Generationen. In: Kölner Jahreshefte für Soziologie, 7. Jg., 157-185; 309-330.
Maschmann, Melita (1963): Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch. Stuttgart.
Oevermann, Ulrich (2001): Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generation aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In: Rolf-Thorsten Kramer, Werner Helsper und Susann Busse (Hg.): Pädagogische Generationsbeziehungen. Jugendliche im Spannungsfeld von Schule und Familie. Opladen, 78-128.
Plessen, Elisabeth (1976): Mitteilung an den Adel. Zürich/Köln.
Rehmann, Ruth (1979): Der Mann auf der Kanzel. München.
Rosenthal, Gabriele (1997): Zur interaktiven Konstitution von Generationen. Generationsabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In: Jürgen Mansel, Gabriele Rosenthal und Angelika Tölke (Hg.): Generationen-Beziehungen. Austausch und Tradierung. Opladen, 57-73.
Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiale Generationenabfolge. In.: Martin Kohli und Marc Szydlik (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 162-178.
Schelsky, Helmut (1963): Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf/Köln.
Tannen, Deborah (1990): You just don't understand. Women and men in conversation. New York.
Vesper, Berward (1995): Die Reise. Romanessay. Reinbek.
Wolf, Christa (1987): Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959 – 1985. Darmstadt und Neuwied.
Wolf, Christa (1978): Kindheitsmuster. Darmstadt.
Zeller, Eva (1986): Nein und Amen. Autobiographischer Roman. Stuttgart.
Zeller, Eva (^{4}1984): Solange ich denken kann. Roman einer Jugend. Stuttgart.

Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert

Zum Porträt einer Generation[1]

Christiane Micus-Loos

„Ich erinnere mich ... oder ich werde erinnert durch etwas, das mir quersteht [...] oder [...] darauf wartete, erinnert zu werden. Diese und weitere Fallstricke bringen uns ins Stolpern." (Grass 2001, 27). Noch ist es unklar, was dem 1926 geborenen Literaturnobelpreisträger Günter Grass „querstand" und ihn veranlasste, in seinem Erinnerungsbuch „Beim Häuten der Zwiebel" (Grass 2006b) und vorab in einem Zeitungsinterview (vgl. Grass 2006a) nach mehr als 60 Jahren davon zu sprechen, dass er nicht – wie er immer behauptet hatte – als Flakhelfer am Zweiten Weltkrieg beteiligt war, sondern sich als Fünfzehnjähriger noch als Hitlerjunge freiwillig zu den U-Booten gemeldet hatte und mit siebzehn eingezogen und dann Mitglied der Waffen-SS wurde.

Auf die Frage, warum er erst jetzt davon erzähle, erklärte Grass: „Das hat mich bedrückt. [...] Das musste raus, endlich. [...] Es war mein eigener Zwang, der mich dazu gebracht hat" (Grass 2006a, 33). Sein Schweigen ist ihm, der sich gegen die „Bewältigung" der nationalsozialistischen Vergangenheit wehrte und dem Ruf nach Normalisierung entgegentrat, selbst „Makel" (Grass 2006a, 33) gewesen. Nun stößt dieses Schweigen auf Unverständnis und wird ihm kritisch vorgehalten. Ungeachtet einer Bewertung des späten Grass'schen Bekenntnisses und der damit verbundenen Diskussionen offenbaren die Veröffentlichung des Buches und die evozierten Fragen, warum er mehr als 60 Jahre geschwiegen habe und sich nun gerade jetzt erinnere, aus welchem Grund er sich zu seinem Erinnerungsbuch entschieden und wie sich die dem Buch zugrunde liegende Erinnerungsarbeit vollzogen habe, doch vor allem die Bri-

1 Die Entstehung des Beitrags steht in unmittelbarer Verbindung zu meinem Habilitationsprojekt, bei dem ich Konstruktionsprozesse generativer Identitäten im Spiegel deutscher Autobiographien des 20. Jahrhunderts untersuche. Vor dem Hintergrund des Konzeptes der Generationenlagerung von Karl Mannheim (1928/29) interessieren mich vor allem die autobiographischen Schriften von Autorinnen und Autoren, die der Generationslagerung der um 1920, der um 1945 Geborenen und der um 1970 Geborenen angehören. Diese drei Generationen sind durch historische Ereignisse geprägt, die entscheidende Einschnitte des politischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Lebens im 20. Jahrhundert markieren. Für die um 1920 Geborenen ist dies der Zweite Weltkrieg, für die um 1945 Geborenen die 68er Bewegung sowie der Prager Frühling und für die um 1970 Geborenen die „Wende". Autobiographien eignen sich im Besonderen für die Analyse generativer Identitäten, weil sich in ihnen das Verhältnis von individueller Lebensgeschichte und Eingebundensein in gesellschaftliche Strukturen genauer analysieren lässt. Auf der Grundlage ausgewählter Autobiographien soll das Typische dieser kollektiven „Generationen-Gedächtnisse" (Assmann ^{4}2002, 50) der um 1920, 1945 und 1970 Geborenen herausgearbeitet werden. Hierbei werden innerhalb der Generationenkategorie auch die Kategorien Geschlecht, Ost-/Westzugehörigkeit und Jahrgang berücksichtigt.

 © Verlag Barbara Budrich

sanz und die Bedeutung gegenwärtiger Erinnerungen an (politische) Ereignisse in der jüngsten deutschen Geschichte.

Dies gilt insbesondere für diejenigen, die – mit Karl Mannheim (1928/29) gesprochen – der „Generationslagerung“[2] der um 1920 Geborenen (1920-1930) angehören. Für sie stellt der Zweite Weltkrieg das prägende „historische Ereignis“[3] ihrer Jugend dar.

Wenn im Folgenden mit den Autobiographien von Christa Wolf (geb. 1929), Carola Stern (geb. 1925), Günter de Bruyn (geb. 1926) und Günter Kunert (geb. 1929) die Erinnerungen von vier herausragenden Persönlichkeiten dieser Generation untersucht werden, die auch als „Kriegskinder-“[4], „Flakhelfer-Generation“ (Bude 1987; Schörken 1984), „HJ-Generation“ (Klönne 1995; Rosenthal 1986) oder „skeptische Generation“ (Schelsky 1963) bezeichnet worden ist, so geschieht dies mit der Überzeugung, „dass die Autobiographie am Ende des 20. Jahrhunderts jenseits einer Dialektik von Sprache und Leben, Dichtung und Wahrheit zu denken ist. Das als Bedingung ihrer selbst anerkannte Wissen um die Sprachlichkeit *aller* Realität verleiht der sprachlichen Setzung des autobiographischen Ichs eine neue Verbindlichkeit“ (Wagner-Egelhaaf 2000, 201), durch die die Autoren zu Zeugen werden, die das von ihnen Erlebte erzählen und so dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten. „Wer sich seiner Vergangenheit nicht erinnert, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen“, so Christa Wolf in ihrem autobiographischen Roman „Kindheitsmuster“.

Nicht nur sie, sondern auch Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert betonen die Notwendigkeit der Erinnerung, um sich mit ihrer eigenen Vergangenheit kritisch auseinanderzusetzen sowie den nachfolgenden Generationen Auskunft und Rechenschaft zu geben.

---

2 Zentral für das Konzept der Generationen bei Karl Mannheim (1928/1929), der den Generationenbegriff in Analogie zum Klassenbegriff konzipiert, ist die begriffliche Trias von Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit. Unter „Generationslagerung“ versteht Mannheim die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe im historisch diskontinuierlichen Zeitraum, aus der sich allerdings sehr unterschiedliche Wahrnehmungs- Urteils-, Deutungs- und Handlungsmuster ergeben können. „Generationszusammenhang“ ist mehr als die „bloße Präsenz in einer bestimmten historisch-sozialen Einheit“ (Mannheim 1964, 542). Sie meint die gemeinsame Betroffenheit und „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit“ (ebd.). Wenn sich ein historischer Generationszusammenhang hergestellt hat, können sich auf dieser Basis noch kleinere Generationseinheiten herausbilden. Diese sind dadurch charakterisiert, „dass sie nicht nur eine lose Partizipation verschiedener Individuen am gemeinsam erlebten, aber verschieden sich gebenden Ereigniszusammenhang bedeuten, sondern dass sie ein einheitliches Reagieren, ein im verwandten Sinne geformtes Mitschwingen und Gestalten der gerade insofern verbundenen Individuen einer bestimmten Lagerung bedeuten“ (Mannheim 1964, 547). Die enge Konnotation von Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit zeigt, dass historisch gleiche Ausgangslagen keineswegs zu gleichen Praktiken und Habitualisierungen führen müssen – in Anlehnung an Wilhelm Pinder spricht Mannheim von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Mannheim 1964, 517).

3 In Anlehnung an Wilhelm Pinder geht Mannheim davon aus, dass vor allem historische Ereignisse in der Jugendphase für den Menschen prägend sind; das heißt aber nicht – wie Mannheim häufig vorgeworfen wird –, dass mit der Jugendphase sämtliche Lern- und Bildungsprozesse abgeschlossen sind: „Es ist weitgehend entscheidend für die Formierung des Bewusstseins, welche Erlebnisse als ‚erste Eindrücke’, ‚Jugenderlebnisse’ sich niederschlagen“ (Mannheim 1928/29, 181). Zu den Schwierigkeiten, die mit dieser Kopplung von historischem Ereignis, Lebensalter und Geburtsjahr verbunden sein können, vgl. Zinnecker 2003.

4 Der Begriff „Kriegskindergeneration“ wird aufgrund seiner zurzeit inflationären, aber sehr unspezifischen Verwendung in diesem Beitrag vermieden. Vgl. Lessing 1984; Lorenz 2003; Preuß-Lausitz/Büchner/Fischer-Kowalski 1983.

In Anerkennung der Tatsache, dass historisches Faktum und Fiktion keine Gegensätze sind, wird es nicht um die Frage gehen, ob es sich bei den Autobiographien um objektive Rekonstruktionen der Ereignisse handelt, vielmehr steht die Erinnerungs*arbeit* der vier Autoren im Mittelpunkt. Mit Erinnerungen sollen in Anlehnung an Aleida Assmann und Ute Frevert (1999) die „einzelnen und disparaten Akte der Rückholung oder Rekonstruktion individueller Erlebnisse und Erfahrungen" (35) bezeichnet werden.

In einem *ersten Schritt* werden zunächst die Anfänge der einzelnen autobiographischen Schriften kurz analysiert. Dies eröffnet einen Einstieg in die individuelle Lebensgeschichte der autobiographischen Subjekte. Darüber hinaus kommt dem Anfang eine besondere Bedeutung für das Verständnis der gesamten autobiographischen Erzählung zu: Seine Analyse schenkt wesentliche Einsichten in den Beginn eines Erinnerungsprozesses.[5] Die Frage, *wann, warum* und *wie* sich die Autorinnen und Autoren erinnern, schließt sich dieser Analyse des Anfangs an. Der Grund und der Anlass des Erinnerns sowie der Reflexion im autobiographischen Schreiben werden dargestellt.

Es geht mir weniger um den Aspekt der Konstruktion bzw. um die Frage der Authentizität von Erinnerungen in Autobiographien, sondern um die Beschreibung der Erinnerungsprozesse in den ausgewählten Autobiographien sowie den mit Erinnerungsvorgängen verbundenen Anstrengungen, die von den Autoren beschrieben werden. Die Frage, *ob* und *wie* sich das autobiographische Ich durch „authentische" Erinnerungsarbeit beispielsweise bezüglich eigener Täterschaft, erfahrener Verluste von Familienmitgliedern oder auch generationaler Konflikte konstituiert und stabilisiert, ist von zentraler Bedeutung.

In einem *zweiten Schritt* geht es zunächst darum, die vier ausgewählten Autobiographien miteinander zu vergleichen, Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede herauszustellen. Die Ebene der individuellen Lebens- und Bildungsgeschichten der autobiographischen Subjekte wird zugunsten der Beschreibung eines kollektiven „Generationen-Gedächtnisses" (Assmann ^{4}2002, 50) verlassen. Lassen sich in den autobiographischen Schriften der Generationenlagerung der um 1920 Geborenen wiederkehrende Themen und Motive feststellen, die diese Generation auszeichnen? Lässt sich etwas Typisches dieser Generationslagerung der um 1920 Geborenen herausarbeiten? Die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe – „Generationslagerung" – sagt nach Mannheim noch nichts darüber aus, ob sich ein Generationszusammenhang, eine gemeinsame Betroffenheit und „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit" (Mannheim 1964, 542) herausbildet.

---

5 In Anlehnung an die Auswertung narrativ-biographischer Interviews nach Gabriele Rosenthal (2000) wird davon ausgegangen, dass dem Anfang einer autobiographischen Erzählung eine besondere Bedeutung für das Verständnis des gesamten Werkes zukommt (vgl. auch die Arbeiten zur Bedeutung von Anfängen von Bernold 1993, 1994; de Bruyn 1995, 24 f.; Segebrecht ^{2}1989).
Im Rahmen meiner Habilitation werden die Anfänge jeder Autobiographie in Anlehnung an die Methode der Objektiven Hermeneutik nach Oevermann ausgewertet. Ohne Hintergrundswissen der jeweiligen Autobiographie und des Autors werden die Anfänge Wort für Wort – zumeist ist dies in Forschungskolloquien unter der Leitung von Prof. Dr. Yvonne Schütze realisiert worden – analysiert, um daraus möglichst viele verschiedene und plausible „Lesarten" zu entwickeln. Eine solche Analyse würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen.
In Wolfs „Kindheitsmuster" hat es sehr verschiedene Anfänge gegeben – am Ende waren es 38 –, so dass der von ihr schließlich gewählte Beginn an Tragweite gewinnt (vgl. Wolf 2005, 18 f.; Viollet 1989, 101-113).

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen steht der Versuch einer Beschreibung eines Generationenporträts der um 1920 geborenen Autoren abschließend im Mittelpunkt der Betrachtung.

1. Erinnerungsarbeit in vier ausgewählten Autobiographien des 20. Jahrhunderts

*1.1 Christa Wolf (*1929) – Schreiben als Annäherung an das kindliche Ich*

Christa Wolfs autobiographischer Roman[6] „Kindheitsmuster" erscheint 1976[7] und beginnt nach Vorrede und Gedicht von Pablo Neruda aus dem „Buch der Fragen"[8] mit folgenden Worten:

> *Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.[9] Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd" (Wolf 1979, 11).*

Es scheint paradox: Was eben noch war und nun vergangen ist, soll „nicht [einmal] vergangen" sein? Was ist dann aber geschehen bzw. wie ist das, was geschehen ist, zu verstehen? Hat sich – mit Augustinus gefragt – das, was aus Gegenwart zu Vergangenheit wird, in irgendein „Versteck" (Augustinus 1987, 637)[10] zurückgezogen? Der zweite Satz der Autobiographie gibt Aufschluss. Denn hier ist das Vergangene nicht mehr Subjekt, sondern Objekt. Subjekt sind wir selbst. Wer aber verbirgt sich hinter dem Personalpronomen „wir"? Wer spricht im zweiten Satz? Die Autorin? Ihre Generation? Die Leserinnen und Leser dieser Zeilen? Die Menschen im Allgemeinen?

Das Vergangene bleibt. Seine Qualität ändert es nicht von sich aus. Wir sind es, die es verändern, indem wir es abtrennen von uns, seinem Bezugspunkt. Wir stellen uns fremd, so als ob wir nicht dazugehörten, als ob wir losgelöst von der Geschichte existierten, die wir doch selbst sind, so als ob sich das, was geschah, einfach abschließen, beenden, ja abtöten ließe. Das Vergangene ist jedoch nicht tot und wird es auch nie sein. Es wirkt weiter, prägt Gegenwart und Zukunft und meldet sich – meist unangemeldet – zurück. Augustinus hat in seinen *Confessiones* die Gegenwart des Vergangenen als „Erinnerung" bezeichnet (Augustinus 1987, 643). Hiermit ist das zentrale Thema des autobiographischen Romans von Christa Wolf benannt: die Erinnerung.

Mit dem Vergangenen ist vor allem die Geschichte des Nationalsozialismus gemeint, in der das Kind Nelly Jordan, wie Christa Wolf 1929 in Landsberg an der Warthe geboren, heranwächst. Diese Vergangenheit ist, so die Autorin, weder tot

---

6 In die Debatte, in welche Gattungszugehörigkeit „Kindheitsmuster" von Christa Wolf einzuordnen sei, möchte ich in diesem Beitrag nicht einsteigen. Ohne Zweifel hat das Buch mit der Biographie der Autorin zu tun, auch wenn es nicht nur als Biographie Christa Wolfs zu lesen sein soll, sondern auch Grundmuster des Aufwachsens im Faschismus zu beschreiben versucht – deshalb der Titel „Kindheitsmuster".

7 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Christa Wolf: Kindheitsmuster, Frankfurt am Main/Wien/Zürich 1979 (Büchergilde Gutenberg).

8 Dass nicht nur Christa Wolfs, sondern auch Carola Sterns und Günter Kunerts Autobiographie mit einem Zitat beginnen, bedarf einer gesonderten Analyse, die in diesem Beitrag nicht geleistet werden soll.

9 Der erste Teil dieser Eingangssequenz „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen" ist ein Zitat aus William Faulkners „Wilde Palmen" (1962).

10 Das Motiv des Verstecks findet sich auch in der Autobiographie Wolfs (vgl. Wolf 1979, 549).

noch vergangen; sie wirkt in die Gegenwart hinein; sie ist nicht abgeschlossen, sondern immer noch Teil der Geschichte. Dass dieser Teil der Geschichte abgetrennt werden muss und „wir" uns häufig „fremd stellen", verweist auf die Abwehrhaltung und Schwierigkeit, sich mit dem Nationalsozialismus angemessen auseinanderzusetzen. Sich „fremd stellen" scheint leichter, als eigene Verstrickungen und Identifizierungen zuzugeben. Der Gebrauch der Pronomina „wir" verweist auf eine kollektive Haltung und die Verwendung der Präsensform auf die Aktualität dieses problematischen Umgangs mit Geschichte.

Der zweite Satz dieses Anfangs „Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd" kann aber im übertragenen Sinn auch als Hinweis auf die von der Autorin gewählte Erkenntnismethode verstanden werden (vgl. Chen 1991, 67 f.). Die eigene Erfahrung lässt ihr nur die folgende Alternative: „[S]prachlos bleiben oder in der dritten Person leben, das scheint zur Wahl zu stehen. Das eine unmöglich, unheimlich das andere" (Wolf 1979, 11). Die Autorin entscheidet sich angesichts dieses Dilemmas, das „Unheimliche" in Kauf zu nehmen. Sie vermag nur dadurch aus der eigenen Sprachlosigkeit herauszutreten, dass sie sich von ihrer Vergangenheit distanziert und sich fremd stellt, indem sie die eigene Lebensgeschichte einer dritten Person namens Nelly zuschreibt, von der sie in der dritten Person spricht. Der Akt des Schreibens bleibt durch dieses Fremdheitsgefühl, das die Autorin der Autobiographie in der dritten Person gegenüber ihrem früheren Ich empfindet, unheimlich und ambivalent.

Warum aber begibt sich die Autorin auf den unabsehbaren Weg aus der Sprachlosigkeit? Anlass ist eine mehrtägige Reise am zweiten Wochenende im Juli 1971 mit ihrem Mann H., ihrer Tochter Lenka und ihrem Bruder Lutz zum Ort ihrer Geburt und Kindheit mit dem Ziel, das Vergangene wieder zu finden, das „nicht tot [ist]" (Wolf 1979, 11). Die Wiederbegegnung mit Landsberg, ihrem Geburtsort, initiiert das „Kreuzverhör mit dir selbst" (ebd.).[11] Wer auf die Idee dieser gemeinsamen Reise gekommen ist, bleibt offen, aber es ist nicht die Autorin selbst: „es [gab, Anm. d. Verf.] den Vorschlag [...] und du stimmtest zu [...] obwohl du dir wiederholtest, dass es nicht nötig wäre. Aber sie sollten ihren Willen haben" (Wolf 1979, 12).

Die Reise an all die vergangenen Orte biographischer Bedeutung bringt nicht nur Schrecken angesichts dessen, „was man verlieren kann, allmählich, ohne es zu vermissen" (Wolf 1979, 116), sondern auch unerwartet freudiges „Heimweh" (Wolf 1979, 115). Es schenkt der Autorin die „volle Sehkraft" (Wolf 1979, 115) zurück. Die Erinnerung mag zwar im „objektive[n] Stil [...] nicht gelingen" (Wolf 1979, 222), hat aber eine hohe subjektive Authentizität. Sie macht sehen: „Du konntest wieder sehen. Farben, Formen. Die Landschaft, wie sie aus ihnen gemacht ist" (Wolf 1979, 116).

Zwei weitere Zeit- und Handlungsebenen treten in Gestalt der Kindheit (1931-1946) sowie der Gegenwart des Schreibens (1972-1975) neben diese Gegenwart der Reise (1971).[12] Die genaue Angabe des Datums, an dem Christa Wolf mit dem

11 Der Erinnerungsraum der Kindheit und Jugend wird immer wieder von der Gegenwart des Lebens und Schreibens der Autorin her betreten, so dass man auch eine Selbstbeobachtung ihrer späteren Haltung hätte erwarten können. Ins ‚Kreuzverhör' genommen werden aber nur die Verhaltensmuster der Kindheit, jedenfalls gilt ihnen die ganze Intensität ihres Erzählens und Schreibens.

12 Somit tritt an die Stelle einer Linearität des Erzählens ein einzigartiges Geflecht dieser drei Zeitebenen. Ich, die Autorin Christa Wolf, das schreibende Subjekt - du, das erinnernde Subjekt - und sie, Nelly, das erinnerte Subjekt. „Ich, du, sie, in Gedanken ineinanderschwimmend, sollen im ausgesprochenen Satz einander entfremdet werden" (Wolf 1979, 11) (vgl. auch Chen 1991; Viollet 1989).

Schreiben ihrer Autobiographie beginnt, jener „trübe 3. November des Jahres 1972“ (Wolf 1979, 11), lässt sich nur im Zusammenhang mit der unternommenen Reise analysieren, die zu diesem Zeitpunkt ein Jahr und fünf Monate zurückliegt. Es handelt sich um einen erneuten Anlauf, die eigene Lebensgeschichte schriftlich festzuhalten. Frühere Ansätze waren gescheitert. Auch wenn die „Schwierigkeiten“ (Wolf 1979, 11) nicht näher erläutert werden, mit denen die Autorin in den vorangegangenen eineinhalb Jahren umzugehen lernen musste, geben doch Formulierungen wie „Versuch[e], dich zu verschanzen“ (Wolf 1979, 11) zumindest Hinweise: Es sind die Schmerzen und Anstrengungen, die mit den Erinnerungen einhergehen. Im Laufe der Biographie zeigt sich immer wieder, dass der mit dem Aufsuchen von vergangenen, ehemals vertrauten Orten in Gang gebrachte Prozess des Sich-Erinnerns sowie der Versuch, Erinnerung in Sprache zu fassen, von sich verändernden Schwierigkeiten gekennzeichnet ist.

Worin aber ist diese Auseinandersetzung mit der eigenen Erinnerung begründet? Welche Motivation drängt die Erzählerin, sich über diese Widerstände hinwegzusetzen?

Die dem „Buch der Fragen“ von Pablo Neruda entnommene Frage „Wo ist das Kind, das ich gewesen, ist es noch in mir oder fort?“ (Wolf 1979, 9), die dem autobiographischen Roman vorangestellt ist, gibt einen ersten Hinweis. Die Suche nach dem kindlichen Ich bzw. die Bemühung, sich ihm zu nähern, durchzieht wie ein roter Faden das „verfilzte [...] Geflecht“ (Wolf 1979, 345) der unterschiedlichen Handlungsebenen. Die Frage offenbart nicht nur eine innere emotionale Distanz, ein Fremdheitsgefühl zwischen Autorin und dem Kind in ihr, sondern den Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart, den Verlust bzw. den Schwund der eigenen Identität (vgl. Wolf 1987, 814). Die Tatsache, dass beides nicht (mehr) als eine lineare Lebensgeschichte erfahren wird, nötigt zum autobiographischen Schreiben: „Schreibend zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit vermitteln, sich ins Mittel legen. Heißt das: versöhnen? Mildern? Glätten? Oder: Eins dem anderen näher bringen? Der heutigen Person die Begegnung mit jener vergangenen möglich machen, vermittels geschriebener Zeilen?“ (Wolf 1979, 222) So wird die Autobiographie in ihrem Anliegen, dem Kind namens Nelly nachzuspüren, zu einer letzten „Such- und Rettungsaktion nach [dem Kind in ihr]“ (Wolf 1979, 16f.). Schreibend versucht die Autorin, aus der langen Sprachlosigkeit herauszutreten und sich der eigenen Kindheit zu erinnern.

Diesen Prozess nicht von seinem Ende her zu sehen, sondern „als einen Vorgang, der das Leben unaufhörlich begleitet, es mitbestimmt, zu deuten versucht“ (Wolf 1987, 780), hat Christa Wolf gefordert: „Ein Vorgang, der auch gewisse Teil-Ergebnisse hervorbringt.“ Das Charakteristikum dieser schreibenden Erinnerungsarbeit ist es auch, dass eigene Erinnerungen an vielen Stellen durch andere Dokumente wie zum Beispiel durch das Studium des General-Anzeigers korrigiert werden (vgl. Wolf 1979, 195 f.). Vor diesem Hintergrund fehlerhafter Erinnerung thematisiert die Autorin immer wieder das Vermögen des menschlichen Gedächtnisses und seine Grenzen sowie die Schwierigkeiten, das Erinnerte in Worte zu fassen. Das Gedächtnis, zwar „wehrlos, wenn man seinen wunden Punkt getroffen hat“ (Wolf 1979, 32), arbeitet nach dem „Inselprinzip“ (Wolf 1979, 16) „und dessen Auftrag lautet: Vergessen! Verfälschen!“ (ebd.). Welche Anstrengung mit Erinnerungsarbeit verbunden ist, kommt bei kaum einer anderen Autobiographie so deutlich zum Ausdruck wie bei

Christa Wolf. Erinnerungsarbeit wird verglichen mit einem „Krebsgang“,[13] mühsam rückwärts gerichtete Bewegungen. Immer wieder muss die „Energie“ (Wolf 1979, 99) aufgebracht werden, Erinnerungen nicht zu verdrängen. „Nicht davon reden. [...] Weil es nämlich unerträglich ist bei dem Wort ‚Auschwitz’ das kleine Wort ‚ich’ mitdenken zu müssen: ‚ich’ im Konjunktiv Imperfekt: Ich hätte. Ich könnte. Ich würde. Getan haben. Gehorcht haben.“ (Wolf 1979, 312)

Nicht immer lässt sich die Erinnerung korrigieren. Bisweilen muss schmerzhaft das gänzliche Ausbleiben der Erinnerung erkannt und sich eingestanden werden, wie zwei Beispiele verdeutlichen: „Das Gedächtnis, auf die rechte Weise genötigt [...] liefert Indizien für Bruderzwist, Bruderverrat und Brudermord, rückt aber ums Verrecken kein Bild der schwangeren Mutter heraus, keins von dem neuen Kind an der Mutter Brust. Keine Erinnerung an die Geburt des Bruders.“ (Wolf 1979, 27) Zum Zweiten beobachtet Nelly, Führerin der Jungmädelgruppe, eine Kolonne und ist entsetzt über ihr Gedächtnis, das gerade dort versagt, „wo sie sich so sehr identifiziert“ (Wolf 1979, 312). „Die Rücken der Kolonne. Das Straßenpflaster. Die Häuserfronten. Aber kein einziges Gesicht. Das Gedächtnis versagt auf unglaubwürdige, man muss sagen, peinliche Weise. Auch kein Name mehr, weder von Vorgesetzten noch von Untergebenen.“ (Wolf 1979, 311)

Die Autorin vermisst bei aller kategorialen Unterscheidung des Gedächtnisses das moralische Gedächtnis (Wolf 1979, 56), das einem kollektiven Vergessen entgegensteuern kann. Ein Beispiel für das moralische Gedächtnis ist die Tatsache, dass sich ihre Tochter Lenka nicht an die „Bestandteile der Ein-Gen-ein-Enzym-Hypothese“ (Wolf 1979, 530) erinnert, aber exakt daran, dass in derselben Biologiestunde, in der diese Hypothese thematisiert wird, ihre Mitschülerin eine Selektion der Alten und Kranken für einen bevorzugten Hungertod vorschlägt (ebd.). Die Erinnerungen, die an unsere Moral appellieren, bleiben uns nach Christa Wolf eher im Gedächtnis als diejenigen, die Sachwissen beinhalten.

Am Ende stellt sich die Autorin die Frage, ob „[d]as Kind, das in mir verkrochen war – [...] hervorgekommen [ist]? Oder hat es sich, aufgescheucht, ein tieferes, unzugänglicheres Versteck gesucht?“ (Wolf 1979, 549) Die Antwort lautet „Ich weiß es nicht“ (ebd.). Aber die Autorin kann am (vorläufigen) Ende des Erinnerungsprozesses im Gegensatz zum gesamten Werk von sich selbst in der ersten Person sprechen und muss nicht mehr in der distanzierten dritten Person Zuflucht suchen. Im „Ich“ tritt die Autorin deutlicher hervor, gibt zu erkennen, dass Autorin und Kind ein und dieselbe Person sind. Die große Sehnsucht der Autorin, dass ein „Endpunkt“ erreicht wäre, „wenn zweite und dritte Person wieder in der ersten zusammenträfen, mehr noch: zusammenfielen“ (Wolf 1979, 468), scheint erfüllt, das „Spiel in und mit der zweiten und dritten Person, zum Zwecke ihrer Vereinigung“ (Wolf 1979, 216) entschieden. Allerdings ist das autobiographische Ich nur als Traumerfahrung und nur umrisshaft, bisweilen verschwommen zu erkennen: „Nachts werde ich – ob im Wachen, ob im Traum den Umriß eines Menschen sehen, der sich fließenden Übergängen unaufhörlich verwandelt.“ (Wolf 1979, 549) „Je näher uns jemand steht, um so schwieriger scheint es zu sein, Abschließendes über ihn zu sagen, das ist bekannt.“ (ebd.) Es bleibt die Einsicht in die „Grenzen des Sagbaren“ (ebd.).

13 Vgl. die Parallele zu dem Titel der 2002 erschienenen Novelle „Im Krebsgang“ von Günter Grass.

1.2 Carola Stern (1925-2006) – Schreiben als Identitätsfindung

Carola Sterns Autobiographie „Doppelleben“[14] erscheint 2001[15] und beginnt nach einem Eintrag aus den Tagebüchern Friedrich Hebbels[16] mit folgenden Worten:

> *Wer bin ich? Eine, die fast so viele Namen wie Berufe hatte! (Stern 2002, II, 13)*

Wer bin ich? Wer so fragt, ist sich seiner nicht sicher. Die exponierte Stellung der Frage am Anfang der Autobiographie weist auf die zentrale Bedeutung der Suche nach der eigenen Identität im Erinnerungsprozess hin. Bereits in ihren 1986 publizierten „Lebensgeschichten zweier Menschen“ mit dem Titel „In den Netzen der Erinnerung“[17] ist dieses Thema in der Frage, wie sie es schaffe, „Identität zu finden“ (I, 15), präsent. Die Eingangsfrage durchzieht beide autobiographischen Erzählungen Carola Sterns wie ein roter Faden und kehrt am Ende der Autobiographie wieder (vgl. II, 13, 305). Der zweite Teil der Eingangssequenz gibt eine vorläufige Antwort auf die Eingangsfrage: „eine, die fast so viele Namen wie Berufe hatte“ – vorläufig, weil diese Antwort unmittelbar weitere Fragen evoziert: zum einen die Frage nach den Gründen der Vielzahl von Namen und Berufen, zum anderen die Frage, ob es sich um eine freie Wahl oder eine unvermeidliche, von außen auferlegte Notwendigkeit handelt. Sind es Spitznamen, Pseudonyme oder in verschiedenen Ehen bedingte Namenswechsel? Die Formulierung „so viele Namen wie Berufe“ unterstreicht die im ersten Satz zum Ausdruck gebrachte Bedeutung der Identitäts*frage* und offenbart zugleich das verschärfte Problem einer Identitäts*findung*.

Das erzählende Ich wird am 14. November 1925 als Erika Assmus in Ahlbeck geboren, von ihrer Mutter immer „Eka“ (gesamtes erstes Werk; II, 13), von ihren Freundinnen häufig „Akire“ (II, 15) gerufen und legt sich selber nach ihrer Flucht aus der ehemaligen DDR im Berlin der fünfziger Jahre das Pseudonym „Carola Stern“ (II, 13) zu.

Anlass zur Erinnerung ist der mit dem Beginn des Altwerdens aufgetretene Zweifel, „ob es ihr gelungen sei, ihr Ich zu finden, eine eigene Haut und einen eigenen Lebensort, eigene Urteile und Wertmaßstäbe, etwas Unverwechselbares, nach dem der Mensch sich sehnt“ (I, 14f.).

Das erste autobiographische Werk, das ihre in Abgrenzung von ihrem Ehemann, Heinz Zöger, entstandenen Lebenserinnerungen beinhaltet, ist mit Ausnahme des kurzen Epilogs im Wesentlichen auf die Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus und die frühe Nachkriegszeit begrenzt. Ihm liegt die Einsicht zugrunde, dass die gesuchte Identität, die Entdeckung einer sich in allem durchhaltenden Größe – das Selbst – nur auf dem „Weg über die Erinnerung“ zu erreichen ist. Carola Sterns Erin-

14 Die Tatsache, dass es sich bei Carola Sterns Autobiographie „Doppelleben“ im Unterschied zu Christa Wolf, Günter de Bruyn und Günter Kunert nicht um eine literarische Autobiographie handelt, wurde nicht weiter berücksichtigt.

15 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Carola Stern: Doppelleben, Reinbek 2002 (wird im Folgenden zitiert: Stern II).

16 Dem Eintrag aus den Tagebüchern geht außerdem noch die Widmung an ihren Mann, Heinz Zöger, voraus („In memoriam Heinz Zöger“).

17 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Carola Stern: In den Netzen der Erinnerung. Lebensgeschichten zweier Menschen, Reinbek [11]2002 (wird im Folgenden zitiert: Stern I).

nerungs- und Schreibprozesse haben die Intention, dass sich die Autorin an das ihr so fremd gewordene kindliche bzw. jugendliche Ich annähert, und sind getragen von der Erkenntnis, dass „[s]olange sie sich nicht daran erinnern will, eine gläubige Hitlerjugendführerin gewesen zu sein, [...] sie sich nicht selber finden" (I, 15) wird. Ihre Begeisterung und ihr Engagement als „Hitler-Mädchen" (II, 256) stehen im Mittelpunkt der Erinnerungsarbeit, die begleitet wird von dem Quellenstudium in der Berliner Staatsbibliothek. Der historische Gang der Ereignisse wird mit Hilfe von Zeitungsartikeln der betreffenden Zeit rekonstruiert. Sie ist selbst erstaunt, „in welchem Ausmaß die Bevölkerung [...] über die Verfolgung informiert worden ist" (I, 87).[18] Diese Erkenntnis verringert nicht die Kluft zwischen kindlichem und erzählendem Ich, denn „[n]ichts ist so unerklärlich wie eine entschwundene Begeisterung" (II, 256). Sie mündet aber auch nicht in eine tiefergehende Reflexion, warum das erzählende Ich trotzdem bis zuletzt die Wirklichkeit nicht wahrhaben wollte bzw. warum die Kenntnis der Situation nicht zu einer Veränderung der eigenen Haltung dem Nationalsozialisten gegenüber führte.

Auch die autobiographische Auseinandersetzung mit der Nachkriegszeit ist von dem Anspruch gekennzeichnet, die Wirklichkeit nicht zu verschleiern, sondern sie wahrheitsgetreu zu rekapitulieren. Stern schreibt, „um die Schatten, die über diesen Jahren meines Lebens liegen, aufzuhellen, auch für mich selbst; um zu berichten, wie es wirklich war" (II, 86). Erst in ihrer Autobiographie „Doppelleben" offenbart die Autorin, dass sie mehrere Jahre für den amerikanischen Geheimdienst tätig war und Informationen über das russische Raketeninstitut in Bleicherode preisgab, in dem sie nach Kriegsende arbeitete. Im Auftrag des Geheimdienstes begann die Autorin eine Karriere auf der Parteihochschule der SED. Das eigene Leben wird in mehrfacher Hinsicht als „Doppelleben" erfahren:

Dies gilt erstens für ihre Mitgliedschaft und Karriere in der SED und ihre gleichzeitige Tätigkeit für den Geheimdienst. Angesichts dieses Doppellebens hat das autobiographische Schreiben auch die Intention und Funktion der Befreiung: „Wer schreibt, hört für eine Weile auf, sich selbst Gewalt anzutun, zu leugnen, zu lügen, zu verschleiern und sich zu verstellen, hört mit alldem auf [...]." (II, 86) Aber die Erinnerungsarbeit ist nicht nur befreiend, denn die „Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit bewirkt neue, quälende Befangenheit" (I, 152 f.). So sorgt das Studium der Akten in der SED-Parteihochschule für Entsetzen über die eigene widersprüchliche Existenz (vgl. II, 78). „Ich hatte die Erinnerung an diese Zeit versiegelt, und es ist mir schwergefallen, das Siegel wieder aufzubrechen. Denn ich bereue den Missbrauch des Vertrauens jener Menschen, die ich in der DDR schätzen lernte und die mir vertrauten. Ich weiß auch, dass ich nicht ohne Identitätsverlust davongekommen bin." (II, 87)

Als „Doppelleben" werden zweitens aber auch die unterschiedlichen Lebensphasen in den beiden deutschen Staaten[19] und drittens die Lebensabschnitte als Erika Assmus und als Carola Stern erfahren.

Am Ende kann die autobiographische Erzählerin die Frage, ob es ihr gelingen werde, sich „neben diese mir so fremd gewordene junge Frau zu stellen, aus der Distanz ihr Verhalten zu beobachten und ohne Selbstrechtfertigung oder Anklagen gegen

18 Vgl. auch I, 193: „Alle paar Tage wurden die Leser über Zuchthausstrafen und Todesurteile informiert."

19 Stern flieht 1951 nach einer Denunzierung in die Bundesrepublik.

andere zu erklären“ (II, 59) und das „Leben mit seinen Fluchtbewegungen und Brüchen [...] als schöne, stimmige Einheit zu begreifen“ (II, 306), mit Ja beantworten. Mit der Erkenntnis, dass auch Erika Assmus, die ihr als „Hitlerküken“, als Führerin der Ahlbecker Jungmädel, als amerikanische Agentin auf der SED-Parteihochschule „längst fremd geworden ist“ (II, 306), Teil ihrer Identität ist und nicht nur das ersehnte und in der zweiten Lebenshälfte realisierte „stimmige, erfüllte Dasein ohne Dissonanzen, Brüche“ (II, 307), ist das ursprüngliche Ziel des autobiographischen Schreibens erreicht. Die Erfahrung eines Doppellebens bleibt zwar, aber durch ihren – bis zuletzt unsicheren – Umgang mit der Vergangenheit lernt sie „‚Ich’ zu sagen“ (II, 308). Am Ende steht das Gefühl, mit sich und der Vergangenheit ins Reine gekommen zu sein.

*1.3 Günter de Bruyn (*1926) – Schreiben als wahrhaftiges Auskunftgeben*

Günter de Bruyns erster Teil seiner Autobiographie „Zwischenbilanz“ erscheint 1992[20] und beginnt mit folgenden Worten:

> *Mit achtzig gedenke ich, Bilanz über mein Leben zu ziehen; die Zwischenbilanz, die ich mit sechzig beginne, soll eine Vorübung sein: ein Training im Ich-Sagen, im Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion. (de Bruyn 1997, 7)*

Bereits in den ersten Zeilen wird klar, dass die folgende Auseinandersetzung des autobiographischen Ichs mit sich selbst nur Dienstfunktion hat: eine „Vorübung“, die von der Kindheit und Jugend de Bruyns in Berlin zwischen dem Ende der zwanziger Jahre und dem Beginn der fünfziger Jahre erzählt und zu der eigentlichen Bilanz über das ganze Leben erst befähigt. Diese soll im Alter von 80 Jahren erscheinen, wird jedoch bereits zehn Jahre früher als angekündigt unter dem Titel „Vierzig Jahre“[21] veröffentlicht. Sie reflektiert die Lebensjahre zwischen Gründung und Ende der DDR und nicht, wie angekündigt, das ganze Leben, sondern nur die Zeitspanne zwischen dem 22. und 63. Geburtstag des erzählenden Ich. Der konkrete Schreibanlass der hier thematisierten „Zwischenbilanz“ ist der 60. Geburtstag, Symbol des Momentes, in dem der „Selberlebensbeschreiber [...] ein gewisses, meist höheres Alter erreicht hat“ (de Bruyn 1995, 35). Warum er darüber hinaus genau zu diesem Zeitpunkt sein Schreiben beginnt, ist nicht genau rekonstruierbar.

Warum aber bedarf es einer „Vorübung“? Muss das Erinnern erlernt werden? Wie hat man sich die Vorübung vorzustellen? Die Frage nach dem Inhalt der Übung beantwortet de Bruyn selbst: das Ich-Sagen. Entscheidende Voraussetzung des autobiographischen Erzählens ist es, sich nicht als Objekt zu sehen und der eigenen Geschichte distanziert und teilnahmslos zuzuschauen, sondern sich als Subjekt in der Geschichte wahrzunehmen. Verschiedene Beispiele zeigen, dass das erzählende Ich das Ich-Sagen wirklich erlernen muss. So scheitert eine erste Fassung der Zwischenbilanz daran, dass die Lebensbeschreibung mit historischen Miniaturen zu Bücherverbrennung, ‚Reichskristallnacht’ oder der Niederschlagung des Aufstandes der

20 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Günter de Bruyn: Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin, Frankfurt am Main 1997 (wird im Folgenden zitiert: de Bruyn I).

21 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Günter de Bruyn: Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht, Frankfurt am Main 1996 (wird im Folgenden zitiert: de Bruyn II).

Offiziere am 20. Juli ergänzt wurde. Was „lehrhaft" wirkte, ließ einen falschen Eindruck vom Wissens- und Erlebnishorizont des Kindes entstehen und trennte das Ich von der Geschichte (vgl. de Bruyn 1995, 48 ff.). Da aber „das Wesen der Autobiographie darin besteht, die Vergangenheit des eigenen Lebens von der Gegenwart her zu betrachten, sozusagen also Selbstgeschichtsschreibung zu betreiben, ist die Zeitbezogenheit nötig; sie gehört unmittelbar zur Sache, wie auch die Subjektivität. Wenn es möglich wäre, das eigne Leben wie das eines anderen zu betrachten und zu beschreiben, verfehlte der Autobiograph seine Aufgabe" (de Bruyn 1995, 61 f.).

Aber gerade die Situationen, die eine große Differenz zwischen erzählendem und erzähltem Ich offenbaren und daher mit einer quälenden Peinlichkeit (vgl. de Bruyn I, 199) für das erzählende Ich verbunden sind, verleiten dazu, den für die Selbstdarstellung geltenden „Grundsatz der Schonungslosigkeit" (de Bruyn 1995, 58) zu missachten und von sich in der dritten Person, scheinbar als von einem anderem zu sprechen. So reflektiert de Bruyn in „Zwischenbilanz" seine während der Kinderlandverschickung entstandenen Tagebucheintragungen. In ihnen erkennt er seine Angepasstheit zu Kinderzeiten, die ihn veranlasst, von sich als dem „Tagebuchschreiber" in der dritten Person zu sprechen bzw. sich mit Nachnamen zu nennen.[22] So findet sich in seinem Tagebuch beispielhaft folgende Passage: Ein anderer Junge wird „von *de Bruyn* bewundert. Schriftlich aber schlug de Bruyn sich auf die Seite der Mehrheit. Er bemühte sich um Anpassung und verbarg deren Ursache: seine ständige Angst" (I, 111; Hervorh. d. Verf.; vgl. auch I, 109 f.). Die Tatsache, dass dies geschieht, ist für den Autor Ausdruck eines im Ich-Sagen nicht ausreichend trainierten erzählenden Ichs. Aber „[a]uch wer sich vornimmt, sein eigenes Leben wie das eines anderen beschreiben zu wollen, ist der Subjektivität ausgeliefert, und wer von sich in der dritten Person redet, [...] gewinnt nur den Schein von Objektivität" (de Bruyn 1995, 33).

Die Wortwahl des Trainierens und Übens in den ersten Zeilen der Autobiographie deutet bereits die Anstrengung an, die mit dem Erinnerungsprozess verbunden ist. Dieser ist Teil der Selbsterforschung, Selbstvergewisserung und Selbsterklärung des autobiographischen Ichs und stellt das erste und wichtigste Antriebsmoment seines Erzählens dar: „Es ist der Versuch, mich über mich selbst aufzuklären, Grundlinien meines Lebens zu finden, mir auf die Frage zu antworten, wer eigentlich ich sei." (de Bruyn 1995, 19)

Mit dem zweiten Lernfeld, dem „Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion", ist ein weniger selbstorientiertes Antriebsmoment autobiographischer Reflexion benannt. Das Ich erfährt sich als Gegenüber eines Anderen, dem es Auskunft geben will oder das Auskunft beansprucht, ohne dass dieses Gegenüber näher bestimmt würde. Es „ist der Chronist im Schreiber, der sich hier regt" (de Bruyn 1995, 19) und Geschichte aber nicht distanziert als objektive Abfolge von Ereignissen darstellt, sondern „das Ich in die historischen Geschehnisse einzuordnen, es aus ihnen zu erklären, durch sie vielleicht auch bewerten zu können" (de Bruyn 1995, 19 f.) versucht. Es ist keineswegs nebensächlich, wenn de Bruyn an anderer Stelle Goethes „Wahrheit und Dichtung" zitiert, um „die Hauptaufgabe der [Auto-]Biographie" darin zu sehen, „den

22 Vgl. auch Günter de Bruyn I, 200. Er erkennt seine „mangelnde Offenheit" und sein „falsches Spiel" in den Briefen an seine Jugendliebe Ilse. Er hat sich vor der politisch engagierten, selbstbewussten Ilse und vor ihren Gesinnungsgenossen als ein entschiedener Nazigegner und Wandervogel ausgegeben, ohne es in Wirklichkeit zu sein. In der „Zwischenbilanz" bezeichnet er sich distanzierend als „Schreiber".

Menschen in seinen Verhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet“ (de Bruyn 1995, 34) hat. Diese „Geschichtsschreibung von unten“ (de Bruyn 1995, 20) beabsichtigt, Erfahrungen zu tradieren und so dem Vergessen zu wehren. Sie ist motiviert durch die schockierenden Kriegserlebnisse de Bruyns. Das erzählende Ich hofft, ihrer „Herr zu werden“ (I, 310), um sich seinen „Kriegsschock“, wie es heißt, „von der Seele zu schreiben“ (I, 365).

„Das Glück, überlebt zu haben, verpflichtete [...], auch wahrheitsgetreu Bericht darüber zu geben, wie es gewesen war“ (de Bruyn 1995, 15). In dieser Verpflichtung begründet sich auch der Anspruch de Bruyns auf die ganze „Wahrheit über das schreibende und beschriebene Ich“ (de Bruyn 1995, 32).

In den letzten Worten des Eingangssatzes schließlich, der Aufforderung, nicht durch Fiktion zu verhüllen, kommt das dritte Antriebsmoment des autobiographischen Schreibens zur Sprache, das de Bruyn in der Herausforderung und dem Reiz sieht, ein „Erzählwerk aus bloßen Tatsachen“ unter „Verzicht auf Fiktionen“ (de Bruyn 1995, 20) zu schaffen.

Beides, die Verpflichtung zur ganzen Wahrheit wie auch Beschränkung auf die bloßen Tatsachen, erfordern die Sensibilität und Aufmerksamkeit für die Unfähigkeit der Erinnerung, „Geschehenes gegenwärtig zu machen, für absichtsvolle Auslassungen, für Selbsttäuschungen und gekonnte Unehrlichkeit“ (de Bruyn 1995, 42). Die eigene Erinnerungsarbeit muss immer von Skepsis, ja sogar Misstrauen gegenüber der eigenen Erinnerung begleitet sein, muss die ständige Kontrolle durch andere Dokumente beinhalten. Äußerst differenziert nennt de Bruyn in beiden Teilen seiner Autobiographie die verschiedensten Quellen seiner Erinnerung. Immer wieder werden eigene Erinnerungen durch Briefe und andere Dokumente korrigiert, wenn diese weniger zweifelhaft sind. Zwei Beispiele sollen dies verdeutlichen. Das erste Beispiel, die erinnernde Rekonstruktion der frühesten Kindheit, offenbart das Zusammenspiel unterschiedlichster Quellen:

> *Diese Erinnerungen an die Erinnerungen meiner Mutter sind natürlich eine fragwürdige Geschichtsquelle. Die grobe Periodisierung: vor dem Krieg, im Krieg, nach dem Krieg, ersetzte die Jahreszahlen, und mit wachsendem Lebensalter wuchs bei der Erzählerin auch die Vergoldungstendenz. Trotzdem lässt sich auf diese Überlieferung bauen; denn nie widerspricht sie dem Dokument, das ich über diese Frühzeit besitze: dem Familienstammbuch, das am Hochzeitstag, dem 18. Oktober 1911, ausgestellt wurde, und das mir, da mein Vater neben Geburt und Tod auch andere Familienereignisse dort notiert hatte, ein zuverlässiges Gerüst von Daten und Fakten gibt. Bis 1915 ist es die einzige Quelle; über die Jahre danach berichtet ein seltsamer Briefwechsel, der 1919 endet, wenn das ersehnte Familienleben beginnt. Das folgende Jahrzehnt ist arm an Briefen, aber nicht an Bildern. Denn mein Vater fotografierte, und die Fotos, die häufig betrachtet und den Jüngeren erläutert wurden, festigten unsere familienhistorische Kenntnis. Sie irritieren aber auch mein Erinnern. Lange habe ich eine Fahrt im Kindersportwagen, den meine Schwester schiebt, für meine früheste Erinnerung gehalten, bis nach Jahrzehnten ein entsprechendes Foto Zweifel in mir erweckte, ob mein Gedächtnis nicht vielleicht das Abbild für die Wirklichkeit nimmt. (I, 8)*

Fotos, Briefe, Erinnerungen der anderen Familienmitglieder, später dann Tagebücher und vor allem die Akten der Staatssicherheit sind Quellen der Erinnerungsarbeit. Das zweite Beispiel ist der zweiten autobiographischen Erzählung „Vierzig Jahre" entnommen und betrifft das Verhältnis de Bruyns zum Staatssicherheitsdienst der DDR. Dieser versuchte Mitte der siebziger Jahre Günter de Bruyn zur Mitarbeit zu gewinnen. Die trügerischen Methoden des Staatssicherheitsdienstes, die bis zur Brieffälschung reichten, ließen de Bruyn aus Angst in ein Gespräch einwilligen, bevor er sich weiteren Unterredungen verweigerte. In seiner Erinnerung lagen zwischen den Belästigungen der Stasimitarbeiter und seiner Verweigerung nur wenige Wochen. Achtzehn Jahre später, als de Bruyn die Stasiakten einsehen darf, muss de Bruyn mit Schrecken feststellen, dass der Zeitraum zwischen dem erstem Kontakt und Verweigerung nicht zwei Wochen betrug, sondern zwei Jahre und die Stasi-Mitarbeiter zudem mehr erfahren, als sich das erzählende Ich lange Zeit zugestand. Die Lektüre der Akten, „mit klopfendem Herzen und Schweißausbrüchen" (II, 192), lässt den verdrängenden und beschönigenden Charakter der Erinnerung offenkundig werden:

> *Auch bei wiederholter Lektüre kommen Angst und Scham wieder, und es quält mich das Misstrauen in mein Erinnerungsvermögen, das offensichtlich in den inzwischen vergangenen Jahren schönfärbend und entlastend tätig gewesen war. [...] In meiner Erinnerung hatte ich mich standhafter verhalten, und das endgültige Nein hatte ich früher gesagt (II, 192). [...] Ich war mir untreu geworden aus Angst. (II, 198)*

Aber es gibt nicht nur die Korrektur der Erinnerung. Es gibt auch Widersprüche, die sich nicht auflösen lassen. Sie werden weder vertuscht noch gewaltsam aufgelöst, sondern werden stehengelassen und mit Erklärungen versehen (vgl. de Bruyn 1995, 44). Letzteres gilt auch für die Situationen, die sich in der Erinnerung nicht rekonstruieren lassen, sondern die Grenzen des Erinnerbaren aufzeigen:

> *An Stiefel erinnere ich mich, an die eignen, die, weil sie nicht passten, die Füße mit Wunden bedeckten, und an die eines Vorgesetzten, die dicht vor mir waren, während ich, in der Hand eine Bürste, auf den Steinfliesen des Kasernenflurs kniete, in der Nase den Gestank nach Lysol. Auch das Geräusch, das mit Nägeln beschlagene Stiefel auf diesen Steinfliesen machten, wenn man von Trillerpfeifen gejagt auf den Kasernenhof rannte, ist mir im Ohr geblieben; und meine Zunge bewahrt noch den Geschmack angefaulter Kartoffeln; sonst aber herrscht Erinnerungsleere: kein Name, kein Gespräch, kein Gesicht. (I, 208)*

*1.4 Günter Kunert (*1929) – Schreiben als Spurensuche wider das Vergessen*

Günter Kunerts autobiographischen Erinnerungen „Erwachsenenspiele" erscheinen 1997[23] und beginnen nach einer Textstelle von Montaigne mit folgenden Worten:[24]

---

23 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Günter Kunert: Erwachsenenspiele. Erinnerungen, München ^{3}2003.

24 Die Erinnerungen sind seiner Ehefrau Marianne gewidmet.

> *Der Bücherschrank steht im Wohnzimmer. Oben auf dem Schrank hockt ein Indianer, das Gewehr im Anschlag. (Kunert [3]2003, 9)*

Der Bücherschrank im Wohnzimmer, dem Mittelpunkt familiären Lebens, verdeutlicht die zentrale Stellung des Buches in der Familie des autobiographischen Ich. Ob diese hohe Affinität zu Büchern in der Zugehörigkeit zum Bildungsmilieu begründet ist, bleibt jedoch offen. Die Erwähnung des Bücherschranks unmittelbar am Anfang des Buches offenbart darüber hinaus die besondere Bedeutung des Buches für den Autor, der – wie später zu erfahren ist – „unaufhörlich schmökert und alles Gedruckte in sich hineinfrisst" (18). Lesen ist jedoch nicht nur leibhaftiges Geschehen, sondern Möglichkeit, die verhasste Realität hinter sich zu lassen. Dieses Motiv, dass ihm die Lektüre hilft, sein Leben zu ertragen, kehrt immer wieder (vgl. 30, 35, 78). Während des Lesens verschwindet die Gegenwart „hinter den Fenstern" (30), taucht das autobiographische Ich in die Welt der Phantasie ab. Diese verkörpert der Indianer auf dem Schrank. „Oben auf dem Schrank" ist er dem gewöhnlichen Blickfeld entrückt, ist nicht Gegenstand des alltäglichen Geschehens, sondern überragt es. Der „Indianer" hat ein „Gewehr im Anschlag" und erwartet in regloser Stellung die nicht weiter definierten sich heranschleichenden Feinde. Doch die Erwartungshaltung entspricht nicht der tatsächlichen Bedrohungslage: Das „auf hundert Meter" (9) Entfernung eingestellte Visier taugt nicht dazu, die im Privaten lauernden oder schon in unmittelbare Nähe gekommenen Feinde zu orten.

Am Ende des ersten Absatzes erfährt der Leser, dass Indianer und Erzähler identisch sind: „Der Indianer bin ich." (9) Es ist nicht zu beantworten, ob es sich „nur" um die heldenhafte Phantasie eines Knaben handelt, ein harmloses Spiel, oder ob bereits am Anfang der Autobiographie die reale Bedrohung des autobiographischen Ich angedeutet wird, die dann im weiteren Verlauf konkretisiert wird. Angesichts der umfassenden existentiellen Bedrohung des autobiographischen Ich erst durch die Nationalsozialisten, später durch die Staatssicherheit der ehemaligen DDR ist die zweite Deutung durchaus plausibel. Prägt zunächst die allgegenwärtige Gefahr, als Nichtarier im Dritten Reich deportiert zu werden, den familiären Alltag, ist es später die Machtausübung des Staatsapparates der DDR, ihre Observations- und Abhörmaßnahmen, die Unterwanderung des engen Freundes- und Bekanntenkreises und die vielfältigen Einschüchterungsversuche, die den Feind in unmittelbarster Nähe vermuten und real gegenwärtig sein lässt.

Weder Anlass noch Grund dieser „Expedition in die Vergangenheit" (5) werden ausführlich thematisiert. In Rahmen der Schilderung verschiedener Erinnerungen blitzt vereinzelt der Grund des Schreibens auf: es ist ein Anschreiben gegen das Vergessen (vgl. 244). „Ich will ja, dass unvergessen sei, was an den Schandplätzen Menschen von Menschen angetan worden ist." (299)

Das autobiographische Ich versteht sich als „obskurer Archäologe, spezialisiert auf die fragwürdigen Spuren der Opfer deutscher Geschichte" (315). Selbst Überlebender, aber doch Opfer beider deutscher Diktaturen, sucht er Zuflucht bei den „Toten, bei denen man sich aufgehoben fühlt" (244). Kunert verliert im Dritten Reich einen großen Teil seiner Familie mütterlicherseits in den Konzentrationslagern. Seine „Zuneigung" gilt den ihm „zeitlich Ferngerückten ebenso wie den vom Nazismus Verhöhnten und Herabgewürdigten" (35).

Das Aufsuchen von Orten, die biographisch von großer Bedeutung für das autobiographische Ich sind, ist entscheidender Teil seiner Existenz als „Spurensucher" (33). Seine Suche gilt dem Elternhaus, in dem er aufgewachsen ist und das im Krieg zerstört wird: „Die gesamte Bevölkerung hat sich an die Brennpunkte des Ereignisses begeben, um mich ungestört meinem Erinnern zu überlassen. [...] Mein Haus, das Haus meiner jungen Jahre, ruht noch immer als Grabhügel auf der verlorenen Zeit." (179)

Darüber hinaus besucht Kunert mit seiner Frau Marianne mehrere Male Theresienstadt. „Jedesmal aufs neue bei Touren in die Tschechoslowakei stiefeln wir durch den bedrückenden Ort [...] wir lassen die Unheilsplätze nicht aus, ja, wir erklären sie zu unseren Zielen." (244). Dieser – vom autobiographischen Ich selbst als „pathologisch" bezeichnete – „Wille, den für ewig Verschwundenen nachzuspüren" (244), eröffnet auf Reisen nach Österreich und Holland bisweilen neue Freiheitsräume, wird er doch zum „Passierschein für die Welt jenseits der Mauer" (244), aber ob mit dem Erinnern auch eine innere Befreiung einhergeht, scheint fraglich. So muss der Autor bei einem Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers Theresienstadt ernüchtert feststellen, dass das Andenken an die Ermordeten keineswegs gesichert ist, sondern dass die Täter von damals ein weiteres Mal über die Opfer siegen, da deren Schicksal dem Vergessen anheim gestellt ist, so als habe es ihr Leiden und ihren Tod nie gegeben.[25] Die Enttäuschung und der Schmerz über diese Erkenntnis und die mangelnde Erinnerungskultur verhindern eine erneute Reise nach Theresienstadt: „Wir sind niemals wieder nach ‚Térézin' gefahren." (49 f.)

Kunert unternimmt die Reisen nicht allein, sondern zusammen mit seiner Frau Marianne, der seine Erinnerungen gewidmet sind. Ohne sie wäre die „Expedition in die Vergangenheit schon bei Beginn gescheitert" (5), wäre er doch „nur eine Menschenhälfte, ausgestattet mit nur einem halben Gedächtnis" (300). Das Gedächtnis des autobiographischen Ich ist explizit soziales Gedächtnis.

Die Bedeutung der Orte für den Prozess des Erinnerns tritt in den Hintergrund, wenn es im zweiten Teil der Autobiographie weniger um die Erinnerungen an die Jugend im Zweiten Weltkrieg, sondern vielmehr um die Erfahrungen des autobiographischen Ich in der ehemaligen DDR geht. Seitenlang zitiert Kunert aus den Stasiakten als der zweiten entscheidenden Erinnerungsquelle. „Wie in Briefen aus der Vergangenheit, obschon sie keineswegs an mich adressiert sind, lese ich nun, in den gestern noch geheimen Akten, wer und was ich in den Augen des Großen Bruders gewesen bin." (200) In Folge der ständigen staatlichen Überwachung und der mit ihr erzeugten Furcht wird Kunert depressiv und krank, bis er am 10. Oktober 1979 in die Bundesrepublik ausreisen darf. Dies schlägt sich in der Autobiographie nur unwesentlich nieder. Vielmehr erweckt der ironische, teils heitere Stil den Eindruck, dass das autobiographische Ich nicht an seiner Lebensgeschichte zerbrochen ist, sondern selbst durch äußerst tragische Ereignisse wie dem Verlust vieler Familienangehöriger, Freunde und Bekannter in Konzentrationslagern, den Kriegserfahrungen in Berlin und

25 „Es vergehen zwanzig Jahre, ehe wir, meine Frau und ich, unterwegs mit dem Auto nach Prag, von der Fernstraße abbiegen, dem Hinweisschild ‚Térézin' folgend. [...] Die Erschießungsmauer von Kugeleinschlägen übersät [...] Beim zweiten Besuch nach einigen Monaten fehlt die Glasplatte, fehlten die Stahlhalterungen. Einzig vier Bohrlöcher markieren die Stelle ausgelöschten Gedenkens. Und ich stimme Walter Benjamin heftig zu, da er schreibt: Wenn der Feind siegt, und er hat zu siegen nie aufgehört, zieht er auch die Toten aus ihren Gräbern und tötet sie noch einmal." (49 f.)

dem Leben in der DDR nicht gänzlich zu erschüttern ist. In dieser Haltung der Selbstbeherrschung, die nicht angeboren, sondern Ergebnis harter Anstrengung ist, begegnet dem Leser wieder die Figur des Indianers. „Selbstbeherrschung ist das Kennzeichen der Rothaut“ (12), und dass selbst bei Schwierigkeiten weitergeübt werden muss, das „verlangt die indianische Ehre!“ (13). Schon auf den ersten Seiten der Autobiographie findet sich der für die Erinnerungsarbeit des autobiographischen Ich maßgebliche Hinweis, dass „Indianer [...] durch nichts zu erschüttern“ (12) sind. Als Indianer wird man dem autobiographischen Ich zufolge nicht geboren, sondern es bedarf der Zeit und der Übung, um Indianer zu werden.

Kunert gewinnt selbst den tragischen Erlebnissen und Leidensgeschichten seines Lebens zahlreiche humorvolle Momente ab und spiegelt in seinem Schreiben die Haltung der Familienangehörigen und ihrer Bekannten wider, die der lebensbedrohlichen Situation im Dritten Reich immer wieder mit Witz und Spott begegnen: „Man agiert in einer Commedia dell’arte vor dem Hintergrund unausgesprochener Lebensgefahr.“ (50) Wie nahe tragische und komische Momente beieinander liegen, kommt auch in dem Wort „Lachtränen“ (24) zum Ausdruck, ohne dass die Gegensätzlichkeit nivelliert würde. Im Gegenteil: Das Grauen wird in seiner komischen „Verarbeitung“ erst in seiner ganzen Dimension offenkundig und scheint zugleich nur so erträglich zu sein.

Wie sich in dem Anekdotenhaften seiner Erinnerungen abzeichnet, präsentiert Kunert keine Chronologie historischer Daten. Sein Gedächtnis, so schreibt er, „reproduziert Szenen, keine Daten“ (410). Umso größere Bedeutung kommt daher den wenigen in der Autobiographie erwähnten Daten zu, wie dem des 9. November 1938 (36), als plötzlich der „deutsche Teufel“ (36) los ist, oder der genauen Angabe des ersehnten Ausreisetermins aus der ehemaligen DDR am 10. Oktober 1979 (445), um zwei Beispiele zu nennen.

Die biographischen Krisenerfahrungen werden aber weder direkt noch detailliert thematisiert, sondern durch Szenen und Rückblenden angedeutet, die das intakte, normale, fast idyllische Leben vor der Katastrophe beschreiben, aber die Zerstörung dieser Idylle bereits antizipieren, ohne sie selbst als historisches Ereignis zu konkretisieren. Dieser Kontrast offenbart erst das Ausmaß der Zerstörung und des Verlustes. Es sind Szenen einer Existenz des „Noch-nicht“, die in ihren Andeutungen bzw. gerade durch das, was sie nicht berichten, die Dramatik und Tragik zum Ausdruck bringen.

Im ersten Teil ist es die Bedrohung durch den Zweiten Weltkrieg, der Tod der Familien mütterlicherseits, der angedeutet wird: „*Noch*[26] sind alle vollzählig anwesend. *Noch* brät Frau Mandel [...] grüne Heringe.“ (23) „*Noch* handelt es sich um kleinere familiäre Katastrophen, die gewichtigeren stehen *noch* aus.“ (26) „*Noch* leben wir in einer Scheinnormalität.“ (26) „Eben *noch* hatten wir beieinander gesessen, Verwandte, Bekannte, Fremde. Eben *noch* gemeinsam gefeiert, trotz seelischer Belastung, fröhlich, gar überschwänglich.“ (49)

Im zweiten Teil werden die drohenden Restriktionen in der ehemaligen DDR, die Macht des DDR Staatsapparates, die ins Private hineinreicht und Angst und Isolierung auslösen wird, durch die Szenen einer „Noch“-Existenz angedeutet: „*Noch* kreuzen die innerstädtischen Verkehrsmittel ungehindert die Sektorengrenzen zwischen

26 Das kursive „Noch“ ist in den folgenden Zitaten Kunerts Hervorhebung der Verfasserin.

Ost und West“ (120), und „[p]lötzlich leben wir in zwei Städten, geteilt durch zwei Währungen. *Noch* pendelt man ja von einer Seite zur anderen.“ (131) „*Noch* lassen wir im Laden anschreiben [...] *Noch* schreibe ich Glossen [...] *Noch* steht der erste Ehekrach aus. [...] *Noch* sind die Grenzen offen. [...] *Noch* sind wir optimistisch.“ (171) „Eben *noch* überreicht man mir [...] den Heinrich-Mann-Preis [...] eben *noch* darf ich gemeinsam mit Johannes Bobrowski einer Einladung des ‚Komma-Clubs’ in München folgen.“ (246) „*Noch* vor der Abfahrt beunruhigen, ja beängstigen mich Gerüchte über ideologische Verbrechen Kunerts. [...] Und schon wenden sich die ersten Vertrauten von uns ab.“ (246) „Es dauert eine Weile bis ich merke, dass wir an Pest, Cholera und Typhus zugleich erkrankt sein müssen. Niemand grüßt uns, niemand [...] sucht uns auf [...] Sogar das Telefon ist verstummt.“ (269)

Die bisweilen detaillierte Beschreibung der verschiedenen Szenen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Gedächtnis bezüglich einzelner Situationen auch völlig versagt. Dies gilt beispielsweise für die letzten Tage in der DDR im Jahre 1979, von denen das autobiographische Ich „Nichts, kein Erinnern, kein Bild“ (443) im Gedächtnis bewahrt hat.

2. Versuch eines Generationenporträts

Christian Graf von Krockow schreibt: „Ich gehöre – Jahrgang 1927 – zur sogenannten Flakhelfergeneration. Sie war alt genug, um den Krieg, die Macht und den Fall des Dritten Reiches bewusst mitzuerleben; sie war jung genug, um neu anzufangen.“ (1979, 205)

Alt genug, den Krieg, die Macht und den Fall des Dritten Reiches miterlebt zu haben, und jung genug, um etwas Neues zu beginnen, sind auch Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert. Wenn im Folgenden die Frage, ob es darüber hinaus weitere Aspekte gibt, die diese Angehörigen der Generationslagerung der um 1920 Geborenen miteinander teilen, beantwortet werden soll, so geschieht dies auf der Grundlage des Mannheimschen Konzepts von Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit.

Lässt sich bei den vier Autoren über die Zugehörigkeit zu einer Generationslagerung hinaus etwas Gemeinsames oder, mit Mannheim gesprochen, ein „einheitliches Reagieren, ein im verwandten Sinne geformtes Mitschwingen und Gestalten“ (Mannheim 1964, 547) der Individuen einer Lagerung konstatieren? Erweisen sich die generationalen Erfahrungen als wichtige und tragfähige Prägung, die sich auf das ganze Leben auswirken? (vgl. Herbert 2003).

Für Jan Assmann gibt es ein „Generationen-Gedächtnis“ (Assmann ^{4}2002, 50), einen typischen Fall des kommunikativen Gedächtnisses, das Erinnerungen umfasst, „die sich auf die rezente Vergangenheit beziehen. Es sind dies Erinnerungen, die der Mensch mit seinen Zeitgenossen teilt“ (Jan Assmann ^{4}2002, 50). Der Begriff kommunikatives Gedächtnis verweist darauf, dass Erinnerungen stets in Kommunikation mit anderen Menschen hergestellt und verfestigt werden. Ein kommunikatives Gedächtnis entsteht in einem Milieu „räumlicher Nähe, regelmäßiger Interaktion, gemeinsamer Lebensformen und geteilter Erfahrungen“ (Assmann/Frevert 1999, 36). Das Generationengedächtnis zeichnet sich dadurch aus, dass einer Generation eine gemeinsame „Weltauffassung und Weltbemächtigung“ (ebd., 38) unterstellt wird und sie sich als unterschiedlich von der vorhergehenden und nachfolgenden Generation erlebt.

Wenn im Folgenden die Erinnerungen der vier Autoren verglichen werden, dann geschieht dies mit der Intention, die Erinnerungen herauszuarbeiten, die die vier Zeitgenossen miteinander teilen, die sie aber auch trennen, und so die Skizze eines Generationengedächtnisses zu zeichnen. Für das hierbei entstehende Generationenporträt der um 1920 Geborenen ist es zunächst erforderlich, einige zentrale Unterschiede und Gemeinsamkeiten der autobiographischen Erinnerungsarbeit aufzuzeigen.

Christa Wolfs wie auch Carola Sterns Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend zeugen von einer Begeisterung für den Nationalsozialismus. Beide drängen sich zum Dienst in der „Hitlerjugend", sind von der Kameradschaft mitgerissen und genießen es, zur „Elite der Nation" (Wolf 1979, 271; vgl. Stern I, 112) zu gehören. „Allein dabeizusein macht glücklich" (Stern I, 108), schreibt Carola Stern und beschreibt mit diesen Worten das Gefühl der beiden Autorinnen angesichts der Tatsache, zu einer großen „Gemeinschaft junger Idealisten" dazugehören zu dürfen. Die Tätigkeit im Alter von zwölf Jahren als Führerinnen der Jungmädel (vgl. Wolf 1979, 263; Stern II, 30) stärkt ihr Selbstbewusstsein (vgl. Stern II, 30) und schenkt ihnen ein „gehobenes Dasein" (Wolf 1979, 257). Die Faszination beider Autorinnen für den BDM begründet sich auch in der Möglichkeit, tradierte Grenzen des Elternhauses zu überschreiten und außerfamiliäre Identifikationsangebote wahrzunehmen.

Carola Stern, die nichts Wichtiges versäumen will, „selber miterleben [will], wie das deutsche Volk Geschichte macht" (Stern I, 117), ist traurig darüber, dass für sie als Vierzehnjährige der Krieg nur im Rundfunk, in der Zeitung und im Kino stattfindet.

Auch Christa Wolf betont, dass sie wissen wollte, „wie man schreien und wie man sich mit allen eins fühlen konnte, wenn man den Führer sah" (Wolf 1979, 68).

Beide setzen sich in ihren Autobiographien mit dem Faktum auseinander, dass sie nicht sagen können, nichts gewusst zu haben, weil sich vieles, was sie hätten wissen müssen, vor ihren Augen abspielte, nur dass sie es nicht sehen bzw. wahrhaben wollten. Für beide ist das Bewusstsein der Verstrickung in Schuld ein Antrieb der Selbstauseinandersetzung. Auch wenn es in diesen Zeiten „viele Stufen zwischen Wissen und Nichtwissen" (Wolf 1979, 267) gab, gibt es in den autobiographischen Erinnerungen der beiden Frauen viele Hinweise auf konkretes Wissen. So liest z.B. Nelly Jordan im „Schwarzen Korps" vom „Lebensborn" (Wolf 1979, 302 f.), hört Ausdrücke, wie „dass die Russen im Männerlager […] wie die Fliegen [starben]" (Wolf 1979, 98), aber sie stellt „sich taub und unwissend" (ebd.). „Auf einmal wirst du wissen, dass man wusste. Auf einmal wird die Wand zu einem der gut versiegelten Hohlräume des Gedächtnisses einbrechen. Wortfetzen, gemurmelte Sätze, ein Blick, denen nicht erlaubt war, sich zu einem Vorgang zusammenzufügen, den man hätte verstehen müssen. Wie die Fliegen." (ebd.)

Auch Carola Stern, deren HJ-Dienststelle über den Diensträumen der Geheimen Staatspolizei liegt, hört häufig Schmerzensschreie und erfährt, dass die Menschen, die nicht aussagen wollen, an einen Stuhl gebunden und mit Lederpeitschen geschlagen werden. „Zu spät", so Carola Stern, erkennt sie, „dass man Folter nicht beschwichtigen darf. Als ihre Menschlichkeit zum erstenmal erprobt wird, da versagt sie. Statt an Erkenntnis zu gewinnen, verliert sie an Gesicht." (Stern I, 201)

Beide wissen von den Übergriffen auf Juden, erleben die Zerstörung einer Synagoge mit und zeigen ähnliche Gefühlsreaktionen auf dieses Ereignis: „Um ein Haar", schreibt Wolf, „wäre Nelly eine unpassende Empfindung unterlaufen: Mitgefühl",

doch man wurde bereits in jungen Jahren gezwungen, „Mitgefühl mit Schwachen und Unterlegenen in Hass, in Angst umzumünzen“ (Wolf 1979, 219). Carola Stern wagt auf die Frage, ob sich an den „Orten des Verbrechens kein Gran Betroffenheit gemischt“ hat, nicht zu antworten (Stern I, 121). Später heißt es: „Empfanden wir Mitleid, Scham, Entsetzen? Nichts von alledem.“ (Stern II, 29)

Beide müssen sich schmerzhaft eingestehen, so lange keine Zweifel gegen die nationalsozialistische Propaganda gehegt zu haben. Noch auf der Flucht glaubt Nelly Jordan an den Endsieg (Wolf 1979, 398). Christa Wolf fasst ihr Verhalten mit den Worten zusammen: „Überhören, übersehen, vernachlässigen, verleugnen, verlernen, verschwitzen, vergessen“ (ebd., 204). Wolf und Stern erfahren beide, „wie lange es dauert, bis man bereit ist, Undenkbares für möglich zu halten. [...] Es ist, als schiebe sich eine Wand zwischen ihre Beobachtungen und den Versuch, sie zu deuten“ (ebd., 374). Wolf spricht von einer „[c]hronische[n] Blindheit“ und fragt sich, [w]ie die Verhältnisse beschaffen sein müssen, die massenhaft Gewissensverlust zur Folge haben“ (ebd., 428 f.). Obwohl beide Autorinnen zur Zeit ihres Schreibens Schuld und Scham angesichts ihrer Vergangenheit empfinden, führen diese Emotionen nicht zum Schweigen oder Verdrängen, sondern sie wagen die Erinnerung, die für beide mit viel Schmerzen und Anstrengung verbunden ist.

1945 bricht für beide Autorinnen das, woran sie geglaubt haben, zusammen (vgl. Wolf 2005, 17 f.).[27] Was bis dahin gedacht, getan und für richtig befunden wurde, gilt plötzlich als falsch bzw. bedarf der Rechtfertigung. Nur so ist zu verstehen, warum die Identitätsfrage in beiden Autobiographien einen solchen Stellenwert hat.

> *Was politische Verführbarkeit, unbedingte Gläubigkeit bedeuten, hatte sie an sich selbst in der Nazizeit erfahren. Auch sie gehört zu den Kindern des 20. Jahrhunderts, die, aufgewachsen in mitten der totalitären Bewegungen seiner ersten Hälfte, verführt durch Ideologien und Ideologen, glaubenssüchtig wurden, des eigenen Denkens entwöhnt, andere für sich denken und entscheiden ließen. ‚Kinder' – mitgerissen von schrecklichen und schönen Weltveränderungsplänen, sich einer Elite zugehörig fühlend und zugleich fasziniert davon, Teil einer Gemeinschaft, Mitglied eines Kollektivs zu sein. Menschen in Gehäusen; des Geflechts aus Dogmen und festen Ordnungen beraubt, zynisch oder hilflos und verzweifelt. Den Rest ihres Lebens brauchen solche Kinder des Jahrhunderts, um ihre ‚Kindheit' zu verarbeiten. (Stern I, 11; Hervorh. d. Verf.)*

Während Christa Wolf und Carola Stern im Kollektiv und Gemeinschaftsleben während des Nationalsozialismus aufgehen, betonen Günter Kunert und mehr noch Günter de Bruyn, wie ihnen das „völlige Eintauchen in den Gemeinschaftsgeist“ (de Bruyn I, 27) verwehrt bleibt. Beide Männer sind eher Einzelgänger, ihrer eigenen Beschreibung nach genaue „Beobachter“ (vgl. de Bruyn I, 241; Kunert ^{3}2003, 49, 53) und wehren sich an vielen Stellen gegen eine „Einordnung ins Kollektiv“ (de Bruyn II, 10). Der beobachtende Gestus impliziert, sich von sich selbst wie von seiner Um-

27 Auf die Bedeutung des Jahres 1945 für diese Generation verweist auch Dirk Moses (2000), der die Jahrgänge zwischen 1925 und 1935 als „45er“-Generation bezeichnet, weil sie ihre entscheidende Prägung durch den Zusammenbruch und die notwendige Neuorientierung nach 1945 erhielten.

welt zu distanzieren. Er erleichtert es beiden Männern, sich in vielen Situationen der Vereinnahmung und Unterdrückung zu entziehen.

Günter Kunerts Situation als Halbjude ist in den Jahren des Nationalsozialismus eine völlig andere. Seine Bedrohung ist die Rassenpolitik der Nationalsozialisten. Er weiß von den Nürnberger Gesetzen, auch wenn kein Gleichaltriger bislang davon gehört hat (Kunert [3]2003, 21). Als „Mischling" ausgemustert, erlebt er den Kriegsalltag in Berlin hautnah mit. Der Vater ist als „Arier" die einzige Rückversicherung der Familie. Mutter und Sohn wissen, dass, „[s]obald der ‚arische', ergo schutzverleihende Partner durch Tod oder Feigheit ausscheidet, ist es mit dem Schutz vorbei" (ebd., 69). Günter Kunert muss erleben, wie seine gesamten Freunde und Familienangehörigen mütterlicherseits in den Konzentrationslagern umkommen. Das KZ bleibt für seine Familie eine alltägliche, allgegenwärtige Bedrohung (vgl. ebd., 69).

An den Kriegsbeginn erinnert sich Günter de Bruyn kaum. Seine Eltern sind dem Nationalsozialismus gegenüber kritisch eingestellt, ebenso sein größerer Bruder Karlheinz, den Günter verehrt. Der einzige, der mit den Nationalsozialisten sympathisiert, ist sein ältester Bruder Wolfgang. Für de Bruyn bedeutet der Krieg: Kinderlandverschickung, Ernteeinsätze, Einsatz als Luftwaffenhelfer, Militär und letztlich auch Fronteinsatz. Günter de Bruyn muss in den Krieg ziehen, „als der Krieg sich [schon] gewendet hatte und wir die Uniform der sieggewohnten Armee genau in dem Moment hatten anziehen müssen, von dem an es nur noch Rückzüge gab" (de Bruyn I, 140).

> *Von der Welt isoliert, dumm gehalten und mit Vorurteilen beladen, waren wir als williges Kanonenfutter aufgewachsen; aber fanatische Nazis waren wir wider Erwarten nicht geworden. Was die älteren Jahrgänge betört und begeistert hatte: das Ordnungsschaffen im Innern und das Kraftzeigen nach außen, die Sanierung der Wirtschaft und die Pracht der Fahnen und Aufmärsche, war uns selbstverständlich gewesen, das einst als erhebend empfundene Ritual lästige Pflicht [...] Hitler [...] war uns kein Retter mehr, sondern nur noch alltägliche Autorität. (de Bruyn I, 143)*

Günter de Bruyn erlebt den Schrecken des Kriegsalltags und wird auf der Flucht verletzt. Von der Ermordung der Juden hört er erstmals im Lazarett (vgl. de Bruyn I, 244).

Sowohl Kunert als auch de Bruyn erleben, wie ihr Wohnhaus zerstört wird. Immer wieder besuchen sie dieses Stück verlorene Heimat, dessen Zerstörung für beide das Ende der Kindheit bedeutet (vgl. de Bruyn I, 165; Kunert [3]2003, 64). Der Ort des Wohn- bzw. Elternhauses verkörpert für beide Autoren ein Gedächtnis, an dem sie als Individuen zwar teilhaben, das sie aber bei weitem übersteigt. Diese besondere Bedeutung des Wohn- und Elternhauses als Erinnerungsraum analysiert auch Aleida Assmann (2003): „An diesen Orten entschränkt sich das Gedächtnis des einzelnen in Richtung auf das der Familie; und hier verschränkt sich die Lebenssphäre des einzelnen mit jenen, die zu dieser Lebenssphäre dazugehören, aber nicht mehr da sind. An beiden Orten geht individuelle Erinnerung in einer allgemeineren Erinnerung auf." (299 f.) Vor diesem Hintergrund wird verständlicher, warum de Bruyn und Kunert die Orte ihrer Elternhäuser immer wieder aufsuchen.

Beide Männer erleben zum Kriegsende den plötzlichen Wesenswandel von begeisterten Nationalsozialisten, die belastendes Material vernichten und sich „neue Biogra-

phien zulegen“ (de Bruyn I, 247), während die beiden Frauen genau diesen Gesinnungswandel durchlaufen und selbst beschreiben, wie sie wichtige Dokumente ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit verschwinden lassen (vgl. Stern I, 232).

Die Autobiographien von de Bruyn und Kunert thematisieren in ihrer ersten Hälfte jeweils den Zeitraum des Zweiten Weltkrieges, in ihrer zweiten Hälfte das Leben in der DDR.

Diese Zweiteilung der Geschichte ist für beide Autoren kennzeichnend. Christa Wolf hingegen reflektiert ihr Leben in der ehemaligen DDR nicht explizit, während Carola Stern das Leben in der ehemaligen DDR nur als kurze Phase erlebt, der die wesentlich ausführlicher beschriebene Zeit nach der Flucht in die Bundesrepublik im Juni 1951 folgt.

Die beiden Männer leiden mit der Zeit zunehmend in der DDR, beschreiben die Restriktionen, die auch sie – vor allem Kunert – betreffen, und die Macht des Staatsapparates, der bis ins Private reicht. Sie erkennen beide, „[d]ass man, ohne Schaden an Geist und Seele zu nehmen, auf Dauer in diesem Zwangsklima“ (de Bruyn II, 72), in dem die Bedrohung gegenwärtig ist, nicht leben kann. Fluchtmöglichkeiten werden von beiden zunächst nicht wahrgenommen, auch wenn das Versäumnis immer wieder von Zweifeln begleitet ist. „Haben wir uns nicht bereits durch unsere Rückkehr als Idioten erwiesen?“, fragt sich Kunert, der erst 1979 nach Jahren der Krankheit und Depression nach Itzehoe ausreist (Kunert ^{3}2003, 221; vgl. de Bruyn II, 129). Für beide männlichen Autoren wird nach der Biermann-Ausbürgerung am 16. November 1976 alles anders.[28] „Die üblichen Präferenzen des Alltags wechseln ihre Bedeutung und ihre Gewichtigkeit. Was mir gestern noch wesentlich vorkam, ist heute, angesichts der massiven Vergeltung des Staates gegen seine aufwieglerischen Künstler, nebensächlich geworden“ (Kunert ^{2}2003, 383). Günter de Bruyn fragt sich, ob sein „Taktieren“, sein „Wechsel von Mitlaufen und Distanzhalten“ nun keine Überlebensstrategie mehr sein wird (vgl. de Bruyn II, 204 f.).

Schreiben ist für de Bruyn wie auch für Kunert vorrangig eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit – sowohl der Kriegserlebnisse wie auch dem Leben in der ehemaligen DDR –, ein Ringen um Bewältigung, in dem Bewusstsein, dass die gemachten Erfahrungen nicht abschließend zu bewältigen sind. Bei Christa Wolf wie auch bei Carola Stern steht hingegen die Suche nach eigener Identität im Vordergrund. Bei den beiden Autorinnen bildet die Identitätsfrage den Rahmen ihrer Erinnerungen, taucht am Anfang und am Schluss auf. Bei Christa Wolf bildet die Frage „Wo ist das Kind, das ich gewesen, ist es noch in mir oder fort?“ (Wolf 1979, 11) den Anfang ihrer Erinnerungen, bei Carola Stern die Frage „Wer bin ich?“ (Stern II, 13). Die Annäherung an das kindliche bzw. jugendliche Ich, die Frage, wie sie so geworden sind, wie sie heute sind, ist für beide Erinnerungen von zentraler Bedeutung. Auffallend ist in beiden Autobiographien die Aufspaltung der Persönlichkeit in mehrere Identitäten, mehrere Ichs. Christa Wolf ist es nur möglich, sich früheren Erinnerungen anzunähern, indem sie in der dritten Person schreibt bzw. erzählt. Immer wieder fragt sie sich, was aus Nelly geworden ist. Ähnlich ergeht es Carola Stern: Mit ihren unterschiedlichen Namen – Eka, Erika, Akire, Carola; Assmus, Stern – sind unterschiedliche Identitäten verbunden. „Wann ist aus Erika Assmus aus Ahlbeck, Wiesenburg, Potsdam, Kleinmachnow und Berlin endgültig Carola Stern geworden?

28 Dies gilt auch für Christa Wolf, die in ihrer Autobiographie darüber aber nicht schreibt.

Woran erkennt man noch immer Erika? Was ist neu an Carola?“ (Stern II, 306) Oder: „Was wäre wohl aus Erika Assmus geworden, wäre ihr im Juni 1951 nicht die Flucht gelungen?“ (II, 307)

Brüche und Brechungen kennzeichnen die fragmentierten Identitäten beider Frauen. Beiden gemeinsam ist darüber hinaus, dass sie im Verlauf ihrer autobiographischen Erinnerungsarbeit lernen „Ich“ zu sagen bzw. ein Ich-Gefühl zu entwickeln (vgl. Stern II, 308; Wolf, 549). Für beide Frauen – ob dies ein Hinweis auf eine geschlechtsspezifische Besonderheit ist, bedarf der weiteren Analyse – ist es ein wesentliches Ziel ihrer Erinnerungsarbeit, sich selbst – und das heißt den Spuren von kindlichem, jugendlichem und erwachsenem Ich – näher gekommen zu sein.[29]

Nach dieser Darstellung einzelner Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Autobiographien von Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert soll es im Folgenden um den Versuch gehen, ein Generationenporträt zu erstellen und das für die Generation der um 1920 Geborenen Typische herauszustellen. „Was unsere Generation erlebt hat, wird nie wieder eine Generation erleben: in der einen Gesellschaft aufzuwachsen, erzogen, geprägt zu werden und in der anderen – in unserer – die Möglichkeit zu einer an die gesellschaftlichen Wurzeln gehenden Kritik und Selbstkritik zu haben [...] Wenn das kein widersprüchliches Kontinuum ist! Aber eben doch ein Kontinuum, denn es ist ein und derselbe Mensch, der das alles erfahren hat – aber ist er es noch? Die Stunde Null jedenfalls, die ihn zu einem anderen machte, hat es nie gegeben [...]“, schreibt Christa Wolf (1987, 792).

Die Autobiographien der vier Autoren zeigen, wie die individuellen Lebensgeschichten mit dem Ereignis des Zweiten Weltkriegs aufs engste verknüpft sind. Es ist eine Generation, die vom Krieg gezeichnet ist, unabhängig erst einmal davon, wie die einzelnen Autoren zum Nationalsozialismus eingestellt waren. Der Krieg als transzendentale Erfahrung, die mit ihr verbundenen Verlusterfahrungen und die dadurch bedingten Familiengeflechte kennzeichnen diesen Generationszusammenhang.

Der Krieg wird zunächst bagatellisiert. Die Autoren wiegen sich in Sicherheit, glauben, dass ihnen nichts geschehen wird. Mit den Worten Kunerts sei dieses Gefühl, unverletzbar zu sein, exemplarisch für alle vier autobiographischen Erinnerungen beschrieben: „[I]ch selber habe ja nichts zu befürchten, dessen bin ich mir ganz sicher. Auf mich haben die da oben es nicht abgesehen. Im Gegenteil. Was sie aus ihren Maschinen über den Dächern abladen, gilt nicht mir und kann mich somithin auch nicht treffen. Ich unterliege ja nicht dem Strafgericht. [...] in der festen, obgleich unsinnigen Überzeugung, meines unfreiwilligen Außenseitertums halber ‚bombensicher’ zu sein, betrachte ich die Luftangriffe als erregende Unterbrechung des Alltags“ (Kunert ^{3}2003, 46; vgl. auch de Bruyn I, 135ff., 192ff.; Stern I, 161ff.; Wolf, 408: „Gefühl ihrer Unverwundbarkeit“; 427).

Dieser Glaube, unverletzbar zu sein, findet schnell sein Ende, als alle vier Autoren die Erfahrung machen müssen, vom Tode bedroht zu sein.[30] Vor dem Hintergrund

29 Auch wenn die Annäherung an das kindliche bzw. jugendliche Ich beiden Autorinnen gemeinsam ist, scheint Carola Stern eher an ein „Ende“ ihrer Auseinandersetzung gekommen zu sein als Christa Wolf, die bis zuletzt kritischer bleibt.

30 Einige wenige Beispiele sollen diese Bedrohung verdeutlichen: Nelly Jordans Schule wird an dem Tag bombardiert, als sie und ihr Bruder Lutz wegen einer Störung im Zugverkehr fernbleiben mussten (vgl. Wolf 1979, 407). Sie muss erkennen: „Jeder Mensch, auch sie ist verletzbar“ (ebd.). Günter Kunert entkommt nur knapp einem Angriff, als er auf der Suche nach Zigarren den Bunker verlässt; diese „selbstmörderische Tour“ (Kunert 32003, 82) verschweigt er seinen Eltern. Das Geschäft des Vaters wird in

dieser existentiellen Bedrohung sehen sich alle mit der Frage konfrontiert, warum gerade sie überlebt haben. Günter de Bruyn fasst das Empfinden der Generation der um 1920 Geborenen in seiner Formulierung der „Zufälligkeit" seines „Freiseins" (de Bruyn I, 302) zusammen. Das Überleben, so realisieren alle vier Autoren, ist Glückssache (vgl. Kunert [3]2003, 70 ff.; Stern I, 203 f.; Wolf 1979, 381 f., 407, 426f., 531). „Die Generationsgrenze", so Christa Wolf, „liegt wohl auch – und vielleicht vor allem – diesseits und jenseits der Erfahrung, dass man vom Tode bedroht sein kann und doch nicht sterben, Verbrechen begehen oder verrückt werden muss." (Wolf 1979, 408) Erstaunlich ist, dass die Autoren angesichts dieser Erfahrungen kaum etwas von der Angst vor dem Tod schreiben.

Ebenso prägend für diese Generation ist die Erfahrung des Verlustes von Angehörigen, Freunden und Bekannten. Erstaunlich ist, wie auf diesen Verlust reagiert, wie mit ihm umgegangen und wie er in der autobiographischen Erinnerung verarbeitet wird. Vor allem Günter de Bruyn und Günter Kunert beklagen und betrauern den Tod ihrer Familienangehörigen kaum. Es scheint, als hätten sie verlernt, eigene Empfindungen und Emotionen auszudrücken und in Worte zu fassen.[31] Wolf setzt diese Schwierigkeiten im Umgang mit den eigenen Gefühlen in Beziehung zu den Konventionen und Verboten einer Gesellschaft, die durch die nationalsozialistische Ideologie geprägt ist: „Vielleicht sollte wenigstens angedeutet werden, welche Schwierigkeiten ein Mensch in Sachen ›Mitgefühl‹ haben muss – auch, was das Mitgefühl mit sich selbst betrifft –, der als Kind gezwungen wurde, Mitgefühl mit Schwachen und Unter-

---

eine „Endzeitlandschaft" (ebd., 75) verwandelt, und sein Vater bleibt am Leben, weil er sich irgendwie gewarnt gefühlt und das Geschäft entgegen seines sonstigen Tagesablaufes verlassen hat. Ein toter Polizist, der in einer Toreinfahrt liegt, verhindert, dass sich Günter Kunert mit seinen Eltern an diesem Ort, der sich als Aufenthaltsraum und Sichtschutz anbietet, aufhält. Kurze Zeit später bricht das Gebäude samt Toreinfahrt in sich zusammen (vgl. ebd., 76). Nur einen Meter neben Günter de Bruyn schlägt eine Granate ein. Er wirft den nie benutzen Karabiner weg, ist bewusstlos und hat eine schwere Kopfverletzung, die nicht nur zum Schock, sondern zum Sprach- und Schreibverlust führt. Es reihen sich viele Zufälle aneinander, die de Bruyn auf seiner Flucht schließlich in das ersehnte Berlin bringen.

31 Als Günter de Bruyn vom Tod seines Vaters erfährt, befindet er sich im Kinderlandverschickungslager. Für die sieben Tage im Februar 1941 findet sich kein Eintrag, sondern nur eine telegraphische Postanweisung von Wolfgang, seinem Bruder: „Papa tot, komme sofort, D-Zug. Wolfgang" (de Bruyn I, 109). Ausgelassen im Tagebuch wie aber auch in seiner Autobiographie sind seine eigene Verzweiflung und die der Mutter und der Geschwister, ihre Trauer, aber auch die „Begegnung" mit dem toten, im Sarg liegenden Vater (vgl. de Bruyn I, 109). Die Nachricht über den Tod des Bruders Wolfgang durch einen Bauchschuss, die am 9.12.1941 – im selben Jahr, in dem sein Vater stirbt – bei ihnen eintrifft, lässt sie trotzdem Weihnachten feiern. „Diszipliniert wie wir waren, fand die Feier unter dem Weihnachtsbaum trotzdem statt. Karlheinz, der nun an Vaters Stelle getreten war, las das vertraute zweite Lukas-Kapitel, und seine Stimme stockte auch beim ‚Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen' nicht" (de Bruyn I, 120). Auch dass Karlheinz, sein ältester Bruder, den de Bruyn bewundert, der großen Einfluss auf ihn hat und der noch heute in Träumen immer wieder zurückkehrt, um 1944, nachdem er an die Front nach Frankreich beordert wurde, spurlos verschwindet, wird trotz der hohen emotionalen Bindung zwischen den beiden Brüdern recht nüchtern erzählt.
Ähnliches ließe sich für Günter Kunert beschreiben, der seinen Großvater David Israel Warschauer, seinen Onkel Kurt Israel Warschauer und dessen Frau Cilly, seinen Cousin Henry Caro, seine angeheiratete Cousine Gerda Caro und viele jüdische Freunde und Bekannte in Konzentrationslagern verliert. Aber Kunert – ganz der „Indianer" – ist bereits in „Selbstbeherrschung" geübt (Kunert [3]2003, 9, 12). Das Bild der Mutter Kunerts, die nach Kriegsende jeden Abend auf dem Balkon steht und auf ihren Vater, ihren Bruder, die Schwägerin, die Cousinen und Cousins, Verwandte und Bekannte wartet, bleibt selbst bei flüchtiger Lektüre im Gedächtnis des Lesers verhaften. „Irgendwer, so glaubt sie, muss doch auftauchen" (Kunert [3]2003, 97).

legenen in Hass, in Angst umzumünzen; dies nur, um auf Spätfolgen früherer Geschehnisse hinzuweisen [...]." (Wolf 1979, 219)

An dieser Haltung der „Klag- und Selbstlosigkeit" (de Bruyn I, 127) wird aber auch der Einfluss der starken, anwesenden Mütter deutlich, die an diesen Verlusten nicht zerbrechen und deshalb auch ihren Kindern nicht erlauben, daran zu zerbrechen. Jenes Pflichtbewusstsein, „das [...] auch in schlechten Lagen zum Aushalten zwang, haben wir wohl in erster Linie unserer preußischen Mutter zu verdanken, die ihre Grundsätze zwar nie klar formulierte, uns aber ein Beispiel gab. [...] Jammern nützt nichts! [...] Pflichterfüllung, gleichgültig wo, wofür und warum, hatte ihren Wert in sich selbst; jedes Aufgeben war Niederlage, das die Selbstachtung kostete. [...] Wir Kinder rebellierten manchmal gegen diese Maximen, richteten uns aber nach ihnen" (de Bruyn I, 127 f.; vgl. auch de Bruyn I, 297; II, 7).[32] Der Verlust wird tabuisiert, aus der alltäglichen Kommunikation verbannt. (vgl. Kunert ^{3}2003, 97)

In allen vier Autobiographien sind die Mütter die dominanten Personen, während die Väter eher blass und zurückhaltend erscheinen. So ist beispielsweise die Mutter von Günter Kunert von Beginn an eine Schlüsselfigur seiner Erinnerungen.[33] Sie ist es, die von der Geburt Kunerts an von seiner „Genialität" überzeugt ist und den „Rest der Familie diesem festen Glauben [unterwirft]" (Kunert ^{3}2003, 9).[34] Typisch für diese Generation beschreibt Kunert seinen Vater als einen geduldigen, zurückhaltenden, aber verschlossenen Menschen, der selten wahrnimmt, was um ihn herum vorgeht, und in Kunerts Beschreibungen der „resoluten, temperamentvollen Mutter meist wehrlos ausgeliefert" (Kunert ^{3}2003, 105) ist. „Sein Innenleben ist mir ein Rätsel. Ein introvertierter Mensch kommt heim [...] Sein Dasein spielt sich in seinen Träumen ab,

32 Auch Christa Wolf, die in ihren eigenen Worten das meiste von ihrer Mutter Charlotte geerbt hat (vgl. Wolf 1979, 205), nennt als wichtigste Erziehungsbotschaft ihrer Mutter, dass man sich „zusammennehmen" (ebd., 83) muss. „Das ist es, was jeder Mensch lernen muss, sonst ist er kein Mensch, sagt die Mutter. Man muss sich doch beherrschen können." (ebd., 83) Und auch das Frauenbild, das in den Erinnerungen Carola Sterns dominiert, ist das der starken Heesters (Stern I, 250). Von Emerentia, der Urmutter, und deren Urenkelinnen, den Heesters, hat sie „ihre mit Rührseligkeit durchsetzte Härte" (Stern I, 29), die „Zähigkeit" (Stern I, 249), den Willen, auch das Schwerste durchzustehen, nicht aufzugeben und ihr Pflichtbewusstsein geerbt.

33 Kunert, ganz „Erbteil" (Kunert 32003, 109) seiner Mutter, beschreibt viele Stellen, wo seine Mutter hinter ihm steht, ihm den Rücken stärkt, aber sie ist es auch, die ihm nach nächtlichen Exkursionen Vorwürfe machen darf. „Vorwürfe, Ermahnungen, Tränen. Stoisch ertrage ich solche Viertelstunden. Ich verstehe die Ursache ihrer Ängste und will sie doch nicht wahrhaben." (ebd., 103)

34 Auch in den anderen vier autobiographischen Erinnerungen kommt der Figur der Mutter eine hohe Bedeutung zu. Die Mutter Günter de Bruyns ist es, die ihre familialen Erinnerungen an Günter weitergibt. In den Nachkriegsjahren sorgt sie für die überlebenden Familienmitglieder. Nicht umsonst beginnt sein zweiter Band mit einer Charakterbeschreibung seiner Mutter: „Meiner Mutter war es gegeben, sich im Unglück immer ein noch größeres vorstellen zu können." (de Bruyn II, 7) Noch bis in die Gegenwart lebt seine Mutter mit ihren Redensarten in seinen Träumen weiter (vgl. de Bruyn II, 188).
Charlotte Jordan, die Mutter von Christa Wolf, ist ebenfalls eine dominante, starke – aber auch grenzüberschreitende – Persönlichkeit, die alles von ihrer Tochter wissen will und immer wieder beteuert, dass ihre Tochter für sie „durchsichtig wie eine Fensterscheibe" (Wolf 1979, 82) ist. Sie ist es, die das Tagebuch ihrer Tochter liest und es schließlich verbrennt (vgl. ebd., 307 f.). Die Mutter übernimmt die emotionale Beziehungsarbeit, der Vater spricht mit den Kindern meist „kindertümelnd und nicht über ernsthafte Gegenstände" (ebd., 252), kümmert sich wenig um das „Seelenheil seiner Tochter" (ebd., 286 f.). Auch für Carola Stern, die vaterlos aufwächst, ist die Mutter ihre zentrale Vertrauens- und Bezugsperson. Die Mutter liebt „Eka" abgöttisch, sorgt unermüdlich und aufopfernd für sie: „Bis zuletzt lebt sie für Ottos Tochter, ihre Eka, das geliebte Mädchen." (Stern I, 250)

aus denen die triste und eintönige Wirklichkeit verbannt ist.“ (Kunert [3]2003, 109; vgl. de Bruyn I, 22; Wolf 254, 286 f.)

Ein weiteres Spezifikum der Generation der um 1920 Geborenen ist, dass sie immer wieder von Angehörigen nachfolgender Generationen angefragt wird, um über ihre politischen Einstellungen insbesondere gegenüber dem Nationalsozialismus Auskunft zu geben sowie um von den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs zu berichten. Prototypisch wird dies in Wolfs „Kindheitsmuster“ im intergenerationalen Austausch zwischen dem erzählenden Ich und Tochter Lenka dargestellt, die „versteht und nicht versteht“ (Wolf 1979, 255). Dieser Dialog, der von einem konsequenten Bemühen zeugt, sich ehrlich auszutauschen, in dem die Autorin um Verstehen ihrer Erinnerungen und damit ihrer Vergangenheit ringt, verdeutlicht aber auch, wie schwierig das „Auskunftgeben“[35] sein kann. Christa Wolfs Wunsch, ihrer Tochter Lenka die Wohnungen sämtlicher Verwandter zu zeigen, endet in einem „Fehlschlag“ (ebd., 42): „Ermüdung, Unlust, Langeweile. Familiendschungel, sagte Lenka. Sie gab sich einfach keine Mühe, die Übersicht zu behalten.“ (ebd., 42) „Wen interessieren diese Leute?“ (ebd., 43) Lenkas „Versuche, sich in dieses Kind [gemeint ist Nelly, Anm. v. Verf.] hineinzudenken, müssen fehlschlagen“ (ebd., 140). „Dass wir das alles verstehen sollen. Ich jedenfalls, sagte Lenka, ich versteh es nicht.“ (ebd., 244) Lenka, die das Wort „deutsch“ aus ihrem Wortschatz verloren hat und für die Heimat kein Wort ist, bei dem man sich etwas denken kann (vgl. ebd., 166), will vielmehr wissen, „wie man ‚danach’ weiterleben kann“ (ebd., 244). Warum, so fragt Lenka, ging kein einziger aus dem Flüchtlingstreck auf die fast verhungerten Menschen zu, warum rief niemand ihnen auch nur ein Wort zu oder hielt an? (vgl. ebd., 435)

Es ist aber nicht nur das Angefragt-Werden durch die jüngere Generation, das diese Generation der um 1920 Geborenen auszeichnet, es ist auch das eigene Interesse am „Auskunftgeben“ (de Bruyn I, 7), der Wunsch, sich zu erklären – vor sich selbst und gegenüber anderen. Eine Textstelle aus „Kindheitsmuster“ soll dies exemplarisch zum Ausdruck bringen:

> *[W]er war denn eigentlich dieser Chrustschow! [fragt Lenka] Ein nicht gelinder Schrecken fuhr dir in die Glieder, und es wurde dir klar, dass gewisse Pflichten keinen Aufschub mehr dulden, unter ihnen die Pflicht, anzudeuten, was mit uns geschehen ist. Es wird uns nicht gelingen, zu erklären, warum es so und nicht anders gekommen ist, doch sollten wir nicht davor zurückscheuen, wenigstens die Vorarbeiten für künftige Erklärungen zu leisten. (Wolf 1979, 200)*

Ein Teil dieser Vorarbeiten ist das Wiederaufsuchen der Orte, die biographisch für die Autorinnen und Autoren bedeutsam sind. In allen vier ausgewählten Autobiographien spielt dies als Initiationsmoment von Erinnerung bzw. als Erinnerungshilfe eine wichtige Rolle. Diese Orte, die über ein Gedächtnis verfügen, das weit über das der Menschen hinausreicht, bewahren und beglaubigen somit auch über Phasen kollektiven Vergessens hinweg ein Gedächtnis und werden damit zu Trägern der Erinnerung (vgl.

35 Bewusst ist hier der Hinweis auf Günter de Bruyns Eingangssequenz gewählt, der verdeutlicht, dass es beim biographischen Erinnern häufig darum geht, sich einem Anderen, einem Gegenüber zu erklären.

Aleida Assmann 2003).[36] Darüber hinaus gewinnt die stete korrigierende Konfrontation eigener Erinnerungen mit anderen Dokumenten, alten Zeitschriften, Tagebüchern, Briefen, Fotos und Stasiakten an Bedeutung. Die Autorinnen und Autoren thematisieren und problematisieren in ihren Autobiographien immer wieder die Sprache als Medium der Vermittlung menschlicher Erfahrung und die Unzulänglichkeit, die Wirklichkeit in Sprache zu fassen. Christa Wolf spricht von „Sprach-Unmächtigkeit" (Wolf 1979, 208), und Günter de Bruyn schreibt: „Der Illusion, mit der Sprache alles ausdrücken zu können, bin ich später noch oft erlegen, aber nie so radikal, wie damals bei ihrem Verlust." (de Bruyn I, 237)

Alle vier Autoren stellen sich – wenn auch sicherlich in unterschiedlicher Intensität[37] – mit Ehrlichkeit dem „Kreuzverhör" (Wolf 1979,11), leisten authentische Erinnerungsarbeit im Bezug zum eigenen Ich und suchen immer wieder nach Antworten auf die Frage, wie sie so werden konnten, wie sie heute sind. (ebd., 284) Dass sich diese Generation bei der Beantwortung dieser Frage immer auch jener anderen Frage stellen muss, die der befreite KZ-Häftling in Wolfs „Kindheitsmuster" stellvertretend für all die anderen Opfer des Nationalsozialismus zum Ausdruck bringt, darf nicht verschwiegen werden: „Wo habt ihr bloß alle gelebt?" (ebd., 59, 445)

LITERATUR

Assmann, Aleida (2003): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München (1. Auflage 1999).

Assmann, Aleida und Ute Frevert (1999): Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Über den Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart.

Assmann, Jan ([4]2002): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München (1. Auflage 1992).

Augustinus, Aurelius (1987): Bekenntnisse. Eingeleitet, übers. und erl. von Joseph Bernhart. Mit einem Vorwort von Ernst Ludwig Grasmück. Confessiones, Frankfurt/M.

Bernold, Monika (1993): Anfänge. Zur Selbstverortung in der populären Autobiographik, in: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag. Jg. 1, Heft 1, Köln/Weimar/Wien, 5-24.

Bernold, Monika (1994): Darstellungsmuster des Anfangs. Spuren geschlechtsspezifischer Identitätsbildung in Eröffnungserzählungen geschriebener Lebensgeschichten, in: Mary Jo Maynes, Margarete Grandner und David Good (Hg.): Frauen in Österreich. Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert, Wien.

Bude, Heinz (1987): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation, Frankfurt/M.

Chen, Linhua (1991): Autobiographie als Lebenserfahrung und Fiktion: Untersuchungen zu den Erinnerungen an die Kindheit im Faschismus von Christa Wolf, Nicolaus Sombart und Eva Zeller, Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris.

De Bruyn, Günter (1995): Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie, Frankfurt/M.

De Bruyn, Günter (1996): Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht, Frankfurt/M. (wird zitiert: de Bruyn II).

36 Dass nicht nur der Ort die Erinnerung reaktiviert, sondern ebenso die Erinnerung den Ort, darauf hat Aleida Assmann (2003) in ihrer Habilitationsschrift „Erinnerungsräume" mehrfach verwiesen.

37 Christa Wolf ist sicherlich die Autorin, die den mühsamen Prozess des Kreuzverhörs mit sich selbst, die Arbeit, Vergangenes und häufig auch Vergessenes, Sprachunmächtiges wiederzuerinnern und in Worte zu fassen, am detailliertesten nachzeichnet und auch die Widersprüche bei der Erinnerungsarbeit, ihre Selbstzweifel akribisch zulässt und zu beschreiben versucht.

De Bruyn, Günter (1997): Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin, Frankfurt/M. (1. Auflage 1992; wird zitiert: de Bruyn I).
Faulkner, William (1962): Wilde Palmen, Frankfurt/M.
Grass, Günter (2001): Ich erinnere mich ... , in: Günter Grass, Czesław Miłosz, Wisława Szymborska und Tomas Venclova: Die Zukunft der Erinnerung, hg. v. Martin Wälde, Göttingen, 27-34.
Grass, Günter (2006a): Interview mit Günter Grass „Warum ich nach sechzig Jahren mein Schweigen breche", in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 186, 12.08.2006, 33, 35.
Grass, Günter (2006b): Beim Häuten der Zwiebel, Göttingen.
Herbert, Ulrich (2003): Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert, in: Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 58, Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Reulecke, München, 95-114.
Klönne, Arno (1995): Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner, München.
Krockow, Christian Graf von (1979): Das Missverhältnis der Erfahrungen – Versuch zu einem Dialog, in: Claus Richter (Hg.): Die überflüssige Generation. Jugend zwischen Apathie und Aggression, Königstein/Ts.
Kunert, Günter (^{3}2003): Erwachsenenspiele. Erinnerungen, München (1. Auflage 1999).
Lessing, Helmut (1984): Kriegskinder, Frankfurt/M.
Lorenz, Hilke (2003): Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation, Berlin.
Mannheim, Karl (1928/29): Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7. Jg., 157-185; 309-330 (Wiederabdruck in Wissenssoziologie [1964], 509-565).
Moses, Dirk (2000): Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie, in: Die neue Sammlung 40, 211-232.
Preuß-Lausitz, Ulf, Peter Büchner und Marina Fischer-Kowalski (1983): Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, Weinheim.
Rosenthal, Gabriele (1986): Die Hitlerjugend-Generation, Essen.
Rosenthal, Gabriele und Wolfram Fischer-Rosenthal (2000): Analyse narrativ-biographischer Interviews, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung, Reinbek, 456-468.
Schelsky, Helmut (1963): Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf/Köln.
Schörken, Rolf (1984): Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewusstseins, Stuttgart.
Segebrecht, Wulf (^{2}1998): Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser (1969), in: Günter Niggl (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt.
Stern, Carola (^{11}2002): In den Netzen der Erinnerung. Lebensgeschichten zweier Menschen, Reinbek (1. Auflage 1986; wird zitiert: Stern I).
Stern, Carola (2002): Doppelleben, Reinbek (1. Auflage 2001; wird zitiert: Stern II).
Viollet, Catherine (1989): Nachdenken über Pronomina. Zur Entstehung von Christa Wolfs „Kindheitsmuster", in: Christa Wolf. Ein Arbeitsbuch, hg. v. A. Drescher, Berlin/Weimar, 101-113.
Wagner-Egelhaaf, Marina (2000): Autobiographie, Stuttgart/Weimar.
Wolf, Christa 1979: Kindheitsmuster, Frankfurt am Main/Wien/Zürich: Büchergilde Gutenberg (erste Auflage: 1976).
Wolf, Christa (1987): Subjektive Authentizität. Gespräch mit Hans Kaufmann, in: Dies.: Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985, Darmstadt/Neuwied, 773-805.

Wolf, Christa (1987): Erfahrungsmuster. Diskussion zu ‚Kindheitsmuster', in: Dies.: Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985, Darmstadt/Neuwied, 806-843.

Wolf, Christa (2005): Interview mit Christa Wolf „Bei mir dauert alles sehr lange", in: Die Zeit, Nr. 40, 29. September 2005, 17-20.

Zinnecker, Jürgen (2003): Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text, in: Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 58, Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Reulecke, München, 33-58.

„Schöne graue Uniformen"

Bulgarische Kindheitsmuster aus der Frauengeneration von Christa Wolf

Kristina Popova

Was hätte man von einem Mensch verlangen können, der zusammen mit der Weltkrise auf die Welt gekommen ist? Sein Schicksal ist meist vorbestimmt worden. (Mutafchieva 2000, 354)

1. Eine Jugendgeneration zwischen zwei Uniformen:[1] die Rahmenbedingungen in Bulgarien in den 1930er und 1940er Jahren

Von den Frauen, die am Ende der 1920er Jahre in Bulgarien geboren wurden, sind mehr historische Spuren geblieben als von Angehörigen früherer Geburtsjahrgänge. Diese Frauen gehören zu einer Generation von Kindern, die intensiver als die älteren seitens des Staates fotografiert, untersucht, geimpft, befragt, kontrolliert und dokumentiert wurden. Gleichzeitig haben sie auch selbst mehr Zeichen aus ihrem Leben hinterlassen. Trotz oder gerade wegen der zahlreichen historischen Umbrüche im Leben der Menschen dieser Generation sind Briefe und Tagebücher, Poesiealben, Familienfotos häufiger als in der Generation ihrer Mütter. Auch die höhere Ausbildung hat dabei ihre Bedeutung gehabt. Die Kindheit dieser Generation ist als die „normale Kindheit" aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg beschrieben worden. Schließlich sind diese Kindheiten wie auch die Jugend in der Kriegszeit relativ früh von Betroffenen autobiographisch aufgearbeitet worden. Nach der politischen Wende 1989, als die Angehörigen dieser Generation bereits über sechzig Jahre alt geworden waren, haben mehrere intellektuelle Frauen (Wissenschaftlerinnen, Schriftstellerinnen, Musikerinnen etc.) ihre Autobiographien zu schreiben und zu publizieren begonnen. Zwar sind mehr Männer als Frauen dieser Generation autobiographisch tätig geworden, doch im Generationenvergleich haben Frauen dieser Generation mehr Autobiographien geschrieben und veröffentlicht als Frauen früherer Generationen. Man kann erst bei ihnen von einer umfassend publizierten erinnerten Frauenvergangenheit sprechen.

Die Kinder, die am Ende der 1920er Jahre beim Ausbruch der Wirtschaftskrise geboren wurden (ca. 180.000 jährlich), kamen in einer Zeit gravierender Veränderungen zur Welt. Die Kindersterblichkeit in Bulgarien war eine der höchsten in Europa; nur 30 Prozent der Geburten wurden von einer Hebamme assistiert. Um die hohe Kindersterblichkeit zu bekämpfen, war 1924 die erste Mütterberatungsstelle errichtet worden. In den folgenden Jahren wuchs sehr rasch die Infrastruktur der Kinderfürsor-

1 Es geht um die Uniformen des Jugendverbands „Brannik" („Der Beschützer", gegründet 1940) und des Volksjugendverbands (gegründet 1947).

 © Verlag Barbara Budrich

ge: Die Kinder bekamen einen zentralen Platz in der modernen Gesellschaft. 1927 wurde zum ersten Mal der Tag des Kindes in der Öffentlichkeit in den Straßen von Sofia unter Teilnahme des Ministerpräsidenten Andrej Ljapchev und des Sofioter Erzbischofs Stefan feierlich inszeniert. Kindergärten mit professionellen Lehrkräften wurden zum integralen Bestandteil der „normalen Kindheit". Neben vielen Übersetzungen der Kinderliteratur erschienen auch die ersten bulgarischen Kinderromane und boten erste nationale Identifikations"kindheitsmuster" an. In der hoch politisierten Gesellschaft nach dem Ersten Weltkrieg verabschiedete das Parlament im Jahre 1921 ein Gesetz zur Kinderliteratur: Der Lesestoff in den Schulen sollte die Kinder vor jeder Form des Hasses gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen schützen.

Die Bildungschancen für diese Generation waren sowohl für Jungen wie für Mädchen besser als in früheren Generationen: Es gab in Bulgarien am Anfang der 1930er Jahre 102 Gymnasien mit 40.270 Schülern und Schülerinnen (Wankov 1936)[2], 1934/35 waren es bereits 44.142 (Slavchev 1937). Führende Pädagogen erforschten die Berufspläne dieser Jugend. Laut dieser Forschungen interessierten sich die meisten Schüler und Schülerinnen für medizinische Berufe und Rechtswissenschaften; danach kamen die Fachrichtungen Architektur, Chemie, Pädagogik. 1935 publizierte Sotir Janev sein Buch „Die Gestalt der jungen Generation", in dem er sich auf das Generationskonzept von Karl Mannheim bezog und seine Einsichten über die historische Erfahrung darlegte. Er reduzierte das Phänomen „Junge Generation" auf die städtische Jugend mit ihren zahlreichen Vereinen, Verbänden und anderen Organisationsformen (Janev 1935).

Die politischen Parteien und ihre Jugendverbände sowie andere Jugendorganisationen wurden nach dem Militärumsturz 1934 aufgelöst. Die neue autoritäre Regierung war bestrebt, einheitliche Massenorganisationen auch für die Jugend zu schaffen. Nach einer Reihe von gescheiterten Versuchen wurde 1940 die Staatsjugendorganisation „Brannik" gegründet. Diese Gründung verlief parallel zum Erlass antisemitischer Gesetze (Gesetz zum Schutz der Nation, 1940) und zum Beitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt (1941). Ziel von „Brannik" war die Stärkung der „nationalen Erziehung" (Enev 1938).

Die am Ende der 1920er Jahre Geborenen hatten das Netzwerk von „Brannik" bereits in den Schulen vorgefunden. Neben der „nationalen Erziehung" bot die Organisation für manche Jugendliche attraktive Formen des kollektiven Lebens: Ausflüge, Sportwettbewerbe, Auslandsexkursionen.[3] In einer Zeit, als die Mütter oft aus zwei alten Kleidern ein neues zu machen hatten, bewunderten manche Mädchen die „schönen grauen Uniformen" der weiblichen Mitglieder von „Brannik" (Brashovanova 2001, 55) – selbst dann, wenn sie aus politischen Gründen nicht dem „Brannik" beitraten. Die „nationale Erziehung" in der Schule wurde verstärkt und hatte die Vorstellungen von Kindheit geprägt.

Die Musikwissenschaftlerin Lada Brashovanova (geb. 1929) erinnert sich, wie sie sich 1938 und 1939 unter dem Einfluss des Geschichtsunterrichts über die osmanische

2 Trotz der relativ hohen Anzahl von Gymnasialschulen konnten die meisten Kinder nur eine niedrige Ausbildung absolvieren: 1928/29 traten 188.491 Kinder in die Schulen ein; davon absolvierten ca. 50.000 lediglich die siebenjährige Schulpflichtausbildung (1935/36). Dass der Mehrheit keine höhere Ausbildung möglich war, wurde von zeitgenössischen Experten u.a. auf die breite Ausbeutung der Kinder als Arbeitskräfte (vor allem in ländlichen Familien) zurückgeführt (Hinkov 1938).

3 Davon wird auch in Oral-History-Interviews erzählt (vgl. Daskalova 2004).

Zeit entschloss, „die Türken zu bestrafen". Zusammen mit einer anderen Freundin warfen sie Tomaten vor den Haupteingang der türkischen Botschaft. Gemeinsam mit einer Freundin hatte sie auch vor der rumänischen Botschaft demonstriert (ebd., 44). Sie erzählt das als „eine lustige Geschichte", nennt es aber einen „hooliganisch-patriotischen" Akt. (ebd, 45).

Nachdem „Brannik" im September 1944 aufgelöst wurde, versuchte die neue Macht der Vaterländischen Front – dominiert von der Kommunistischen Partei –, Kinder und Jugendliche unter Staats-(bzw. Partei)kontrolle nach sowjetischem Vorbild zu bringen. Die ideologische Erziehung zur Bildung der neuen Gesellschaft und des neuen Menschen war die zentrale Aufgabe in der Jugendarbeit. Solange der politische Pluralismus in Bulgarien noch in Resten existierte (1944 bis 1947), war eine einheitliche Jugendorganisation nicht durchsetzbar. Zu einem zentralen Ort der neuen politischen Erziehung wurden die Jugendbauarbeitsbrigaden, gegründet 1946, in denen die Jugendlichen für längere Zeit unter dem ideologischen Einfluss und unter politischer Aufsicht blieben. Die kollektive Arbeit war neben politischen Informationen und Reden ein zentrales Mittel der neuen Erziehung. Im Jahr 1946 verabschiedete das Parlament ein Gesetz zur „Arbeitsmobilisation der Arbeitsscheuen und Müßiggänger", das eine strengere Kontrolle über die Jugendlichen ermöglichte. 1947 wurde der Volksjugendverband (SNM) organisiert, und nach der Auflösung der Opposition wurde er zur einheitliche Jugendorganisation (ab 1949 als Dimitrovs Volksjugendverband, DSNM, ab 1959 als Dimitrovs Kommunistischer Jugendverband, DKMS).

So wechselten im Verlauf von einigen wenigen Jahren die Rahmenbedingungen für die Frauen und Männer der „Generation, die zusammen mit der Weltkrise geboren war". Die Angehörigen dieser Generation haben diese Vergangenheit ganz unterschiedlich bzw. widersprüchlich verarbeitet. Anlässlich des 60-jährigen Jubiläums der Jugendbrigadenbewegung haben viele Menschen ihre Erinnerungen niedergeschrieben und publiziert. Dadurch ist ein „Gedächtniskampf" über das Jahr 1946 entstanden, der auch im Zusammenhang mit den Erinnerungen an den Krieg, die Vorkriegszeit und den Sozialismus steht.[4]

Unter den zahlreichen autobiographischen Büchern, schriftlichen Lebenserinnerungen und Oral-History-Interviews von Angehörigen dieser Generation haben einige Werke einen besonders starken öffentlichen Einfluss gehabt. Zu den meist diskutierten Büchern gehört die vierbändige Autobiographie der Schriftstellerin Vera Mutafchieva. Als eine der prominentesten Intellektuellen in Bulgarien ist sie auch eine der meist interviewten Frauen in den letzten Jahren gewesen.

Im ersten Band ihrer Autobiographie schildert sie ihre Kindheit und Jugend: die Zeit bis 1947. In dieser Autobiographie greift sie auf die in den letzten Jahren häufig diskutierten politischen Themen der Vergangenheit zurück: die Bedeutung der politischen Wende 1944, die Jugendbrigadenbewegung etc.[5] Ihre Lebenserinnerungen hat

4 Anlässlich des 60-jährigen Jubiläums der ersten Jugendbrigaden ist ein „Gedächtniskrieg" in Bulgarien ausgebrochen. Mehrere Teilnehmer der ehemaligen Jugendbrigaden hatten ihre Erinnerungen als Briefe an Zeitungsredaktionen gesandt. Die Zeitung „Treta Vuzrast" (Drittes Alter) eröffnete eine gesonderte Leserrubrik mit der Frage „Waren die Jugendbrigaden Pflicht?" Die Diskussion läuft bis heute weiter. Vgl. dazu die gegensätzlichen Positionen: Ivanova 2006; Buhchev 2006; Peneva 2006; Rajkov 2006.

5 Die Autobiographie von Vera Mutafchieva ist eine der wenigen Frauenautobiographien, die in bulgarische Bibliographien von Autobiographien aufgenommen worden sind. Als letztes Jahr eine Bibliographie von Lebenserinnerungen an die Zeit nach 1944 erstellt wurde, waren unter mehr als hundert Büchern nur zwei Frauenautobiographien, eine davon war jene von Vera Mutafchieva.

Vera Mutafchieva in den frühen 1980er Jahren begonnen. Das erste Buch – „Die Bomben" (1985) – sind ihre Erinnerungen an die Zerstörung von Sofia durch Luftangriffe im Frühjahr 1944. Später hat sie auch ihre Erinnerungen an ihren Vater, Professor Petar Mutafchiev, publiziert („In Erinnerung an meinen Vater") und dann die vierbändigen Lebenserinnerungen „Dagewesen – Nie Dagewesen" (2000 bis 2004). Man könnte also durchaus von sechs autobiographischen Büchern Mutafchievas sprechen. In meinem Beitrag stütze ich mich vor allem auf den ersten Band der Reihe „Dagewesen".

Ich vergleiche dieses Buch mit Christa Wolf „Kindheitsmuster" mit dem Ziel, den Gemeinsamkeiten und Unterschieden historischer Generationserfahrungen näher zu kommen. Das versuche ich durch die Analyse der biographischen Parallelen zwischen beiden Schriftstellerinnen, zwischen ihren Gedächtnisorten und ihren Gedächtnisgemeinschaften.

2. Vergleich der Lebensläufe von Vera Mutafchieva und Christa Wolf

Vera Mutafchieva (ihr Mädchenname war ebenso Mutafchieva) ist in Sofia am 28. März 1929 als erstes Kind des Geschichtsprofessors Petar Mutafchiev (1883-1943) und der Geschichtslehrerin Nadja Mutafchieva geboren. Die Familie gehörte zur bildungsbürgerlichen Elite Bulgariens (vgl. Ludzhev 2005). Der Vater war neben seiner Tätigkeit als Ordentlicher Professor für Mediävistik an der Universität Sofia auch als Chefredakteur der Bildungszeitschrift „Prosveta" („Aufklärung") tätig. Im Mai 1943 starb er an Krebs. Eineinhalb Jahr später wurde er von den Repräsentanten der neuen kommunistischen Macht als bulgarischer Nationalist der Geschichtswissenschaften und sogar als „Faschist" stigmatisiert. Dieses Stigma wirkte bis in die 1960er Jahre, in denen er plötzlich als einer der verdienstvollen bulgarischen Historiker wieder entdeckt wurde. In den beiden folgenden Jahrzehnten wurden seine Schriften auch wieder publiziert.

Nach dem Tod des Vaters übernahm allmählich Vera die Verantwortung für die Familie. Nach ihrem Geschichtsstudium an der Universität Sofia (1947-1951) war sie an der Abteilung für Osmanische Dokumentation an der Nationalbibliothek in Sofia tätig; sodann war sie Doktorandin am Institut für Geschichte im Fach Osmanische Studien. Die literarische Tätigkeit von Vera Mutafchieva begann in den 1960er Jahren. Berühmt wurde sie durch ihrem Roman „Der Fall Dschem" (übersetzt auf Deutsch in der DDR unter dem Titel „Spielball von Kirche und Thron", Mutafchieva 1971), in dem sie das Schicksal eines in den Westen geflüchteten osmanischen Prinzen im 16. Jahrhundert schilderte. Außerdem schrieb sie die historischen Romane „Ich, Anna Komnen" (über eine byzantinische Prinzessin des 12. Jahrhunderts), „Alkiviad der Große und Alkiviad der Kleine", „Hronik, die turbulente Zeit" wie auch einen auf deutsch erschienenen Roman mit einem zeithistorischen Thema: „Belote zu zweit" (Mutafchieva 1977), in dem sie ein Frauenschicksal vor dem Hintergrund des Atomkraftwerks in Kosloduj an der Donau schildert. Sie schrieb auch zahlreiche Drehbücher für Filme, u.a. jenes für die bulgarische Großproduktion „Der Khan Asparuch", die die Gründung des mittelalterlichen bulgarischen Staates zum Thema hat. Ihre Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt und in zahlreichen Auflagen veröffentlicht. Parallel zu ihrer literarischen Karriere war sie auch als Wissenschaftlerin erfolgreich. In den 1970er Jahren habilitierte sie sich als Osmanistin und erhielt

den Herderpreis – die damals höchste internationale Anerkennung für osteuropäische Wissenschaftler. Nach der Wende 1989 war sie Herausgeberin eines Dokumentenbandes über die Verfolgung von Wissenschaftlern nach 1944 und anderer Publikationen. Mutafchieva lebt heute in Sofia.

Die Schriftstellerin Christa Wolf ist in Bulgarien bereits in 1960er Jahren bekannt geworden.[6] Das Buch „Kindheitsmuster" gehört allerdings nicht zu den auf Bulgarisch übersetzten Büchern von Christa Wolf.

Wenn man die Lebensläufe der gleichaltrigen Schriftstellerinnen Christa Wolf und Vera Mutafchieva vergleicht, erkennt man zunächst verführerische Parallelen: Beide sind jeweils das erstgeborene Kind, sie haben einen drei bzw. vier Jahre jüngeren Bruder, sie verbringen eine städtische Kindheit in bürgerlichem Milieu – wenn auch mit erheblichen relativen Statusunterschieden der Städte und auch der Milieus[7] – beide verlassen die Stadt am Ende des Krieges, verbringen ihre Jugend im frühen Sozialismus und absolvieren ein Studium im Bereich der Kulturwissenschaften; relativ früh schließen beide eine Ehe und bekommen zwei Töchter; Anerkennung für ihre Literatur erhalten sie bereits in den 1960er Jahren, beide beschäftigen sich mit Frauenthemen („Kassandra" bei Wolf, „Anna Komnen" bei Mutafchieva), historischen bzw. zeitgenössischen Themen, beide schreiben Drehbücher und nehmen damit an Filmproduktionen in ihren jeweiligen Staaten, Bulgarien und der DDR, teil.

Ein Vergleich zwischen den Erinnerungen beider Schriftellerinnen läuft allerdings unter mehreren Gesichtspunkten Gefahr, spekulativ zu sein: Das Buch „Kindheitsmuster" von Christa Wolf ist keine dezidierte Autobiographie, im besten Fall gilt der Text als semi-autobiographisch. Dagegen ist das Buch von Vera Mutafchieva eine als solche auch deklarierte Lebenserinnerung, bestückt mit vielen Fotos von ihr und der Familie. Auch muss man bedenken, dass die beiden Bücher zu verschiedenen Zeiten und damit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten geschrieben und veröffentlicht worden sind: Wolfs „Kindheitsmuster" vor, Mutafchievas „Dagewesen" nach der politischen Wende 1989.

3. Parallelen der Gedächtnisorte bei Christa Wolf und Vera Mutafchieva. Ein Muster bürgerlicher Kindheit?

Familie und Schule

Einige Jahre vor ihren Eheschließungen kamen die Väter von Nelly, dem Kindheits-Ich in „Kindheitsmuster", und Vera von den Fronten des Ersten Weltkrieges zurück. Ihre künftigen Frauen – Charlotte und Nadja – haben sie im Berufsleben kennen gelernt: Zum Zeitpunkt ihrer Verlobung Mitte der 1920er Jahre waren sie berufstätig. Sie waren gut ausgebildete, junge Frauen, geboren zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Mutter von Nelly war Buchhalterin im Büro, jene von Vera war Studentin beim späteren Ehemann. Die Berufspläne der Mütter erfüllten sich nicht. Die Mutter von Nelly konnte weder Hebamme noch Ärztin werden; die Mutter von Vera gab ihren

6 Christa Wolf ist hervorragend auf Bulgarisch übersetzt worden. Bereits 1965 wurde ihr Roman „Der geteilte Himmel" auf Bulgarisch publiziert, später weitere vier Romane: „Unter den Linden" (1975), „Kein Ort" (1981), „Kassandra" (1986), „Avarie" (1989). 1993 wurde ein Buch über das literarische Werke Christa Wolfs veröffentlicht (vgl. Dakova 1993).

7 Sophia ist Hauptstadt und Landsberg an der Warthe ist Provinzstadt. Mutafchievas Familie gehört der Oberschicht an, Wolfs Familie der Mittelschicht.

Beruf als Geschichtslehrerin nach der Heirat auf. Beide Mütter werden vor allem in ihren Tätigkeiten als moderne Hausfrauen geschildert, die sich um Mann, Haus und Kinder sorgen und oft hinter der Nähmaschine sitzen.

Beide Väter hatten dezidierte politische Positionen: Beide waren mehr oder weniger sozialdemokratisch eingestellt. (Petar Mutafchiev distanzierte sich allerdings später von der Sozialdemokratie.)

Nelly und Vera kamen im Frühjahr 1929 als jeweils erste Kinder ihrer Eltern zur Welt. Nach einigen Jahren zogen beide Familien in eine neue Wohnung. Bald kam ein Bruder zur Welt. Das Zweikindermodell hatte sich in den bürgerlichen Schichten in Deutschland und Bulgarien bereits ansatzweise durchgesetzt. Die Familien beider Mädchen – in Sofia und in L. – machten sich viele Sorgen um die Gesundheit der Kinder. Die Krankheiten dieser Zeit waren aber kaum zu vermeiden: Beide Mädchen überlebten mühsam eine Typhuserkrankung. Beide litten als Kinder unter Ängsten, die sie in ihren Autobiographien beschreiben. Obwohl alltäglich nicht mehr praktiziert, kam das Schlagen von Kindern in den beiden Familien noch vor. Vera Mutafchieva erinnert sich an eine strenge Erziehung und an viele Ohrfeigen seitens der Mutter, Nelly dagegen nur an eine einzige Ohrfeige (Wolf 2002, 39). Während Nelly sich an Gute-Nacht-Küsse erinnert (ebd., 138), beschreibt Vera ihre nächtliche Einsamkeit (das Kind wurde zum Alleinsein erzogen). Mitte der 1930er Jahre wurden beiden Mädchen von ihren Familien zum ersten Mal zum Meer gebracht: Vera zum Schwarzen Meer und Nelly zur Ostsee. Diese erste Begegnung mit dem Meer hat tiefe Erinnerungen hintergelassen. Beide widmen den Familienverhältnissen und den Familienangehörigen viel Aufmerksamkeit (Großmutter und Großvater väterlicher- bzw. mütterlicherseits, Tanten und Onkel, deren Liebesgeschichten, Scheidungen, auch deren politische Einstellungen).

Die Geburtsstädte von Nelly und Vera bildeten einen breiten Horizont für die Lebenserfahrungen von Kindern. Zwar war Sofia mit damals knapp 300.000 Einwohnern eine im europäischen Vergleich nur mittelgroße Hauptstadt (und der Heimatort von Nelly war noch kleiner). Aber die Kinder aus den bürgerlichen Familien waren mit anderen sozialen Realitäten konfrontiert, vor allem mit der Armut anderer, obwohl auch in den eigenen Familien ein sparsames Leben geführt wurde. „Es war kein Zuckerlecken, das muss festgestellt werden", erinnert sich Nelly an Worte der Eltern (Wolf 2002, 62). Vera Mutafchieva erinnert sich, dass sie kaum neue Kleider bekam und neue Schuhe lediglich einmal in drei Jahren (Mutafchieva 2000, 73). An ihrer Ausbildung wurde aber nicht gespart: Sie hat Französisch und Deutsch gelernt sowie von früher Kindheit an Klavierunterricht bekommen. Beide haben die Klassendifferenz gespürt, die auch eine räumliche Differenz zwischen verschiedenen städtischen Vierteln war. Darüber hinaus beschreibt Vera ihre jüdischen Mitschüler, kennt und nennt sie beim Namen und erwähnt, dass sie nach 1940 gelbe Sterne auf ihren Kleidern tragen mussten. Nelly erinnert sich an den jüdischen Arzt ihrer Tante.

Für Vera war aber der Unterschied zwischen Stadt und Land die größte soziale und kulturelle Differenz. Obwohl das Lieblingsdienstmädchen der Familie – das Dorfmädchen Nasta – mit einer großen Sympathie und mit Fotos in der Autobiographie dargestellt ist, war und ist für Vera das Dorf insgesamt ein fremder Ort.

Schon früh reiften in den Mädchen Berufs- und Zukunftspläne: Nelly wollte Lehrerin wie ihr Vorbild Juliane Strauch werden. Vera war sich noch nicht sicher, war aber entschieden, aus sich das zu machen, was sie selbst wollte. Beide erinnern sich

auch an Themen schriftlicher Arbeiten in der Schule. Die Schule als wichtiger Ort ihrer Sozialisation – die Mitschüler, Freunde und vor allem Freundinnen – hat eine große Bedeutung gehabt. Während aber Christa Wolf detailliert über die Identifikationsbeziehungen Nellys zu der von ihr verehrten Lehrerin und zu der BDM-Leiterin schreibt, bleibt Vera den Lehrern und Lehrerinnen gegenüber kritisch eingestellt; sie ordnet sich den Autoritäten nicht gerne unter. In die damalige Jugendorganisation „Brannik" tritt sie nicht ein und beschreibt das als eine Form der Opposition gegenüber der Politik der damaligen Regierung von Bogdan Filov, die Bulgarien in Richtung des Dreimächtepaktes 1941 orientierte.

Der Krieg

Der Zweite Weltkrieges wird in beiden Büchern als Verlust „des Bodens" erzählt. Beide Mädchen verlassen die Stadt – für Nelly war das eine endgültige Trennung. In einem gewissen Grad war dies aber auch für Vera ein endgültiges Verlieren der Stadt ihrer Kindheit. Diesen Verlust am 10. Januar 1944 hält sie für den größten Wendepunkt ihres Lebens:

> *Dieses Datum schnitt mein Leben in zwei Teile. Selbstverständlich nicht nur mein Leben, sondern von tausenden damaligen Sofiotern, die durcheinander ihre Stadt verließen, als ob sie sie zurückließen und sich von allem, was sie hatten, abwandten. Und nach neun Monaten, als sie kriechend, ganz zerlumpt zurückkehrten, um zu erfahren, dass auch sie obdachlos geworden sind, war Sofia nicht mehr ihre Stadt. Sie gehörte der Roten Armee, der Alliierten Kontrollkommission, der Vaterländischen Front, nicht aber ihren Bewohnern. (Mutafchieva 2000, 227)*

Bei der Flucht haben beide, Vera und Nelly, ihre Auseinandersetzung mit (eigenem und fremdem) Hunger, Not und Dreck erlebt, und beide Autorinnen beschreiben diese Erfahrungen detailliert. Christa Wolf erinnert sich an das Zimmer Nellys in Grünheide – der Fußboden bestand aus rohen Dielen (Wolf 2002, 440); Vera Mutafchieva schreibt, dass es im dörflichen Haus keinen Fußboden gab, sondern gepressten Ton. „Noch ein Element der Kriegszeit: der Dreck", schreibt sie (Mutafchieva 2000, 224). Beide Mütter bemühten sich, ihren Habitus und die alten Normen zu bewahren. „‚Arm kann man sein', sagte Charlotte, ‚aber deshalb muss man noch lange nicht im Dreck umkommen.'" (Wolf 2002, 440) Die Erfahrung des Drecks bleibt bei Vera Mutafchieva auch in den nächsten Jahren mit Peinlichkeit verbunden. Daran leidet sie schließlich auch im Jugendbauarbeitslager 1947: „Das Schlechteste war die Angst und der Dreck." Ähnlich schildern beide Schriftstellerinnen den hohen Wert des schwer zugänglichen Wassers – sie wiederholen beide den Begriff „Wasser": „Es musste dürres Unterholz aus einem parkartigen Waldgelände herbeigeschafft werden, Steine für einen Herdbau, Wasser. Wasser?" (Wolf 2002, 478). Während für Christa Wolf auf der Flucht Wasser zur Sicherung des elementaren Überlebens neu Bedeutung gewinnt, beschreibt Mutafchieva ihren Genuss des Wassers als Voraussetzung für Körperpflege und Hygiene. Vera Mutafchieva: „Es war leer zu Hause, niemand hatte mich zehn Tage früher erwartet. Ich zog mich völlig aus, ließ das Wasser in die Wanne. Kaltes Wasser, selbstverständlich. Ich saß am Strand, beobachtete den Strom: Wasser, Wasser …" (Mutafchieva 2000, 356).

Beide Stadtmädchen haben auch den Namen der Kühe in einer für sie fremden Umgebung nicht vergessen – die Kuh Bunte bei Nelly (Wolf 2002, 495), die Kuh Rodina bei Vera. Beide mussten in der Fluchtzeit 1944 bzw. 1945 zu arbeiten beginnen. Sie erzählen auch nicht ohne Stolz, wie sie es erfolgreich geschafft haben: Nelly als Bürgermeistergehilfin auf dem Lande, Vera als Ersatzfranzösischlehrerin und Landarbeiterin ebenfalls in einem Dorf.

So wird die Flucht nicht nur negativ erlebt, sie war auch mit vielen neuen positiven bzw. herausfordernden Erfahrungen verbunden:

> *Bereits in der nächsten Kneipe beim Bahnhof im Pavlikeni viel mir ein: Wie interessant, wie amüsant ist alles rundherum! Wie hätte ich das alles treffen können, wenn wir von den Angloamerikanern nicht vertrieben worden wären? Das ist die Lebensfreude, die mit der Kindheit verloren geht, um nie wieder zurückzukommen. (Mutafchieva 2000, 243)*

Von einer Glückserwartung auch in dieser Zeit und von ihrer Neugier auf neue Erfahrungen spricht auch Nelly (Wolf 2002, 441 bzw. 509). Beide Autorinnen beschließen ihre Bücher mit fast derselben Zeit: „Kindheitsmuster" von Christa Wolf endet mit dem Aufenthalt Nellys 1946/47 in einem Sanatorium. Angeblich wurde Nelly im April gesund und ging weg: „Hundertfünfzig Pfund schwer. Eine zwiespältige, aber notwendige Leistung." (Wolf 2002, 593) Das Buch „Dagewesen" von Vera Mutafchieva endet mit ihrem Aufenthalt in einem Jugendbauarbeitsbrigadenlager und mit ihren Aufnahmeprüfungen zur Universität im Sommer 1947. Auch sie spricht von Krankheit und ihrem Körpergewicht: „Mit meinen vierzig Kilo, einer Menge großer Wunden und einer dicken Schicht Dreck überall, ich ging weiter. Ich würde jedermann das Hochgefühl wünschen, mit dem ich nach Hause kam." (Mutafchieva 2000, 356)

4. Verschweigen und verschlafen: das Ende der Erzählung 1947. Die Zeit des „Anstaltsaufenthalts" in beiden Geschichten.

Das Ende der beiden Bücher ist einerseits mehr oder weniger strukturell vorgegeben: Im Alter von 18 Jahren endet die Zeit der Kindheit und frühen Jugend; es ist ein biographischer Wendepunkt. Andererseits ist es interessant, dass beide gleichaltrige Autorinnen ihre jeweilige Geschichte an Orten enden lassen, die womöglich über die Erfahrungen einer Generation (in ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden) einige Aufschlüsse geben. Beide Autorinnen widmen diesem letzten „Jugendort" eine große Aufmerksamkeit. Beide befinden sich in spezifischen „geschlossenen" Institutionen jener Zeit: Nelly im Sanatorium, Vera im Jugendbrigadenlager.

So unterschiedlich ein Sanatorium und ein Jugendbrigadelager sein mögen, der Aufenthalt hier wie dort bedeutet eine totale räumliche Distanz zur Familie und zu anderen früheren Bekannten. Nellys und Veras Aufenthalte werden zu einer wichtigen biographischen Phase: der Übergang von der Kindheit und Jugend zum Erwachsensein. Beide Institutionen werden als Orte dargestellt, an denen sowohl Nelly als auch Vera an der Grenze von Krankheit und Gesundheit, von Leben und Tod überlebt haben und nach denen für sie ein neues Leben beginnt. In der Anstalt übernimmt Nelly die Rolle einer Erwachsenen gegenüber Kindern. Sie sorgte sich um zwei kran-

ke Kinder, wobei das eine später zu seinen Verwandten im Westen ging, das andere im Sanatorium starb. Vera ihrerseits gewinnt wichtige soziale Erkenntnisse für ihr weiteres Leben.

> *Die Brigade spielte in meinem Leben noch eine positive Rolle: Sie befreite mich von jedem Vorurteil, jeder Scham und von der unerschütterlich guten Erziehung. (Leider nicht vollkommen: Der Imperativ der ersten sieben Jahren brachte, bringt auch heute, auch für mich selbst unerwartete Rückschläge. Die Gewohnheiten des Kinderzimmers sind fest.) Ich lernte zum Beispiel schimpfen und mit dieser, die Seele entlastenden Ausdrucksmöglichkeit lief ich durch das Leben. Bis zur Zeit von Divotino (der Name der Brigade/ K.P.) hatte ich nicht das Wort ‚Arsch' ausgesprochen, ich hielt es für unmöglich, es in meinen Mund zu nehmen. […] Im Lager hockte ich über dem fehlenden Brett des kollektiven Klos unter dem Blick von ca. zehn anderen Mädchen. […] Tagsüber schimpfte ich bei jedem zwanzigsten Satz. (Mutafchieva 2000, 344)*

Bei den Erzählungen über die Jahre 1946/47 sind Unterschiede nicht nur zwischen beiden Autorinnen festzustellen; die Form der Darstellung ändert sich auch im jeweiligen Text, je nach der Zeit, die gerade beschrieben wird. Während Christa Wolf die Zeit vor dem Ende des Krieges in politischen Kategorien schildert, werden die Jahre 1946/47 ohne jede politische Dimension autobiographisch gestaltet. Sie beschreibt ausführlich die Räumlichkeiten des Sanatoriums, die Kälte, die anderen Patienten und Patientinnen, die Krankenschwestern und Ärzte; sie erinnert sich an viele ihrer Worte. Zugleich schweigt Wolf über das politische Leben in der damaligen sowjetisch besetzten Zone Deutschlands. Zwar hatte sie bzw. Nelly die Zeit im Sanatorium, während derer sie wieder gesund wurde, in einer politischen Isolation verbracht. Im Unterschied aber zu vielen anderen Passagen und genannten Orten im Text, bei denen sie auch einen politischen Kontext berücksichtigt, bleiben hier die politischen Ereignisse „draußen" unerwähnt; die einzigen politischen Momente tauchen in diesem Teil des Textes auf der Ebene der Schreibgegenwart auf. Dieses Distanzieren von den politischen Dimensionen der Zeit ermöglicht der Autorin den Schluss: Was geschehen ist, vollzieht sich ohne ihre Teilnahme, sie hört und sieht es nicht. Was im und nach dem Jahre 1947 diesem „Erzählvakuum" folgt, bleibt für die Leserschaft offen.

Bei Vera Mutafchieva dagegen verdichten sich die ideologischen Dimensionen in ihrer Erzählung über ihren Aufenthalt im Jugendbaubrigadenlager, und die Erinnerungen werden immer politischer und kritischer gestaltet. Sie distanziert sich innerlich von der Realität des Lagers: von dem Dreck, dem Hunger, den Insekten, der Angst, der politischen Wachsamkeit und der Kontrolle über das Privatleben sowie von der Denunziationspraxis. Sie traut sich nicht, echte Freundschaften zu knüpfen, und sie schweigt (wie andere auch) über die Brutalität der Kommandierenden. Sie zieht sich in selbst zurück und schirmt sich gegen die politischen Ereignisse ab. So verschläft sie eine politische Rede des Hauptkommandeurs während einer Brigadeveranstaltung: „Ich machte es so, als ob ich zuhörte, dann legte ich mich rückwärts über den nahen Schotter und schlief ein. Ich gewann die Sicherheit, dass man, wenn man müde genug ist, auch auf Schotter schlafen kann, sogar ganz süß." Gleichzeitig gewinnt sie in dieser Zeit wertvolle soziale Kompetenzen, die für sie wichtig wurden, um in der Zeit des Sozialismus zu überleben. Während der Wochen in dem Bauarbeitsbrigadenlager

entsteht für sie ein neues kohärentes Weltbild, das sie in Zukunft nur mehr anreichert, nicht aber grundsätzlich verändert.

Ihre Kindheit haben beide Autorinnen in der Vergangenheit zurückgelassen. Beide kehren nach diesen Aufenthalten wieder zu ihren Familien zurück. Vera, eher krank, aber doch glücklich:

> *Durch die Lebensweise der Brigade bis zur souveränen Unverschämtheit neu geworden, ließ ich mich weder von verwunderten Blicken noch von pöbelhaften Andeutungen beeinflussen. Ich schritt fast hochmütig […] quer durch die Ruinen der Kaserne usw. In einem gewissen Grad war ich dem auferstandenen Lazarus ähnlich: mit meinen vierzig Kilo, einer Menge großer Wunden und einer dicken Schicht Dreck überall. Ich ging weiter. Ich würde jedermann das Hochgefühl wünschen, mit dem ich nach Hause kam. (Mutafchieva 2000, 356)*

Auch Nelly kommt zu ihrer Familie zurück – körperlich genesen, emotional aber eher distanziert.

Während der Krieg als eine Zeit des Umgangs mit der Not beschrieben ist, erscheinen die anschießenden Aufenthalte der Autorinnen in geschlossenen Institutionen als eine Aneignung von Lebensstrategien, in denen dem Verschweigen eine wichtige Rolle zukommt.

5. Wo entstehen die autobiographischen Erzählungen? Gedächtnisgemeinschaften und Kommunikationsorte von Erinnern und Vergessen

Beide Autorinnen beginnen ihre Geschichten mit Erzählungen über die Zeit vor ihrer Geburt – die Familiengeschichte, die Verlobung der Eltern, deren Heirat und dann ihre eigene Geburt. Solche autobiographischen Vorgeschichten sind kein allgemeines Phänomen autobiographischer Darstellungen. Laut Monika Bernold sind solche Formen von Geburts- und Vorgeschichten, die keine unmittelbar eigenen Erinnerungen sein können, wichtige Merkmale für eine schichtspezifische und geschlechtsspezifische Identität (vgl. Bernold 1993). Sie sind eher für bürgerliche Schichten und weniger für die ländliche Bevölkerung typisch. Die autobiographischen Geschichten über die Zeit vor der Geburt sind in der Familie von den Erwachsenen erzählt worden. Sie sind im Zuge einer bestimmten familialen Kommunikation und vor allem in einer engen Beziehung mit der Mutter als integraler Bestandteil der eigenen Lebenserinnerung entstanden.

Der kommunikative Charakter des Gedächtnisses verweist auf die Frage nach den Kommunikationsgemeinschaften autobiographischen Erzählens. „Die symbolischen Grenzziehungen von ‚Erinnerungsgemeinschaften' (Peter Burke), die gleichzeitig Gemeinschaften des Vergessens sind, können sich zwischen zwei Extremen bewegen: Abgrenzung gegen das Chaos und Abgrenzung gegen die andere Kultur." (Langthaler 1999) Die Abgrenzung gegen ein Chaos und gegen eine andere Kultur erfolgte in geschlossenen Erinnerungsgemeinschaften. In der Phase der kommunistischen Regierung kam es zu neuen Formen von Kommunikationsgruppen, die die Funktion von Erinnerungsgemeinschaften hatten. Vera Mutafchieva beschreibt, wie bereits in den ersten Jahren der neuen Regierung nach 1944 die Angst vor Denunziation und Verfolgung dazu geführt hat, dass sich geschlossene Kommunikationsgruppen bildeten.

> *Ich habe bereits erwähnt, dass zu dieser Zeit – hervorgerufen durch die objektive Realität – die Kategorien „Wir" und „Ihr" entstanden […]. In dieses Netz lief jene Information hinein, welcher Bürger von gestern heute ein Denunziator oder Parteigenosse geworden ist – und fertig. Vor ihm wurde nichts geredet – außer über Hitze, Kälte und Grippe. (Mutafchieva 2000, 290)*

Die Geschichten von den Jugendbaubrigaden wie auch viele andere wurden von Vera nicht öffentlich erzählt. Sie sind vor den „Unsrigen" erzählt worden, und die „Ihren" haben „ihre" eigenen, völlig anders erinnerten oder vergessenen Geschichten. Vera schreibt von einer Funktionärin des Zentralkomitees, die zu einer Inspektion in die Brigade kam, um „feindliche Äußerungen" zu unterbinden. „Zwanzig Jahre später, als ich ihr diese Episode erzählte, zuckte sie nur mit den Schultern. Sie sagte, sie erinnert sich nicht." (ebd., 346)

Vera distanziert sich durch Schweigen (den Mund ohne Stimme öffnend) von den offiziellen politischen Ausführungen der offiziellen Macht:

> *Die gesundheitsschädlichsten waren die ersten Veranstaltungen, öffentliche Versammlungen, während der Volksgerichtshof[8] tagte. Die dafür geangelten Sofioter wurden zu den Plätzen gedrängt ebenso wie die herangeschafften Bauern und andere Leute aus der Provinz. Hinter ihnen wurde ein Cordon der Miliz gestellt, und dann begann die revolutionäre Wut. Es gab entweder kaum Lautsprecher, oder sie waren zu primitiv, und nur Wenige hörten, um was es in der Rede ging. Sobald aber die erste Reihe „Tod!" rief, wurde der Platz einstimmig. Es gab keine Gnade mehr, auch nicht seitens des Himmels über uns: Herbst, dann Winter, Kälte, Regen, dann Schnee. Und du stehst zwei bis drei Stunden auf den Füßen mit leerem Magen, mit durchsichtigem, kurz gewordenem Mantel, wirst blau, spürst deine Füße in den nassen Schuhen nicht. Ganz voll Abscheu vor sich selbst, dass du daran teilnimmst, in deiner eigenen Demut, dass du – ein Affengesicht! – deinen Mund ohne Stimme öffnest. (Das traust du dich, auch das hat sein Risiko gehabt.) (Vera Mutafchieva, 312)*

Die gestörte Kommunikation der Zeit hat eine bestimmte Art der autobiographischen Darstellung hervorgebracht. In den Gesprächslücken haben sich spezifische Formen der Mitteilung durchgesetzt. Die langjährige Existenz geschlossener Kommunikationsgemeinschaften, das Schweigen sowie das „formelle" Reden über „Kälte und Grippe" haben zu anekdotenhaften Erzählformen beigetragen.

Ihre eigene Lebensgeschichte ordnet Vera Mutafchieva der Gattung der Tragikkomödie zu (Mutafchieva 2000, 365): Sie erzählt, um die Leser zu amüsieren. Ihre Geschichten sind bewusst humorvoll gestaltet. Dieses eher anekdotenhafte Verfahren wird auch von Christa Wolf thematisiert, doch sieht sie darin eher eine Gefahr: „Arbeitet das Gedächtnis mit Vorliebe als Anekdotenspeicher?" (Wolf 2002, 321) Sie stellt diese Frage anlässlich ihrer Erinnerung an die Begegnung von Nelly mit einem

8 Der so genannte Volksgerichtshof wurde von der Regierung der Vaterländischen Front Ende 1944 bzw. Anfang 1945 geschaffen. In einer kurzen Zeit wurden in mehreren Prozessen mehr als 2.500 Todesstrafen ausgesprochen, wobei Massenveranstaltungen zur Unterstützung des Volksgerichts organisiert wurden.

russischen Soldaten im Dorf Bardikow, wo sie 1945 beim Bürgermeister tätig war. Die Geschichten aus dieser Zeit hat sie einem russischen Freund aus Moskau erzählt. Vielleicht sind gerade bei solchen Gesprächssituationen anekdotenhafte Erzählungen entstanden, die angesichts des Schweigens und der Gefahr des Tabubruchs eine Kommunikation ermöglichten.

Vera Mutafchieva bleibt übrigens nicht im gesamten Buch ihrer humoristischen Grundlinie treu. Als sie die Zeit nach der Wende 1944 zu beschreiben beginnt, schreibt sie, obwohl in Klammern:

> *(Erst jetzt wird mir bewusst, dass es mir sehr schwer fallen wird, weiter zu erzählen. Das sind Erinnerungen, die mir irgendwie meine Kräfte und meinen Willen abringen. So nachdrücklich habe ich mich bemüht, sie aus meinem Gedächtnis auszulöschen, dass ich sie für getötet hielt. Allerdings: Sobald ich nach ihnen griff, begannen sie sich zu bewegen, auszuschwärmen, sich zu drängen. Mein Bewusstsein wurde ganz voll von ihnen, sogar mein Blick wurde voll. Ich sehe sie wirklich, ich sehe die tausende von Tagen zurückkommen, ich sehe auch mich selbst in jenen Tagen. Es ist quälender als eine Krankheit mit hohem Fieber. Beneide ich nicht meine Mitbürger, dass sie das nicht erlebt haben? Ja, sicher.) (Mutafchieva 2000, 257)*

Traumatische Erfahrungen – „quälendere als Krankheit" – wurden verdrängt und von der Schriftstellerin nicht niedergeschrieben. Wie Christa Wolf ist Vera Mutafchieva eine der ersten ihren Generation, die aber mit solcherart Erinnerungsreflexionen dem kulturellen bzw. kollektiven Gedächtnis neue Elemente hinzugefügt haben.

Von der Differenz zu jenen, die „es nicht erlebt haben", vor allem zu der jungen Generation, wird oft in beiden Texten gesprochen. Die Erinnerungen über Nelly entfalten sich in der Interaktion mit der Tochter Lenka. Auch Vera Mutafchieva bringt ein didaktisches Element in ihr Buch ein. Zum Schluss des ersten Bandes der Lebenserinnerungen schreibt sie:

> *Wenn ich in meinem Herkunftsmilieu weiter gelebt hätte, wenn ich das von meiner Familie entworfene Modell erfüllt hätte, würde ich sicher ohne Erschütterungen und schädliche Emotionen, ohne Notwendigkeit von Null anzufangen, verwelken. Und vor allem: Es gäbe nicht so viele Anlässe zum Überlegen, zu Analysen und Schlussfolgerungen. Ich wäre auf einem Jugendniveau verharrt. So ist die Mentalität der Frauen aus der Mittelschicht heute, sagen wir, der intelligenten Frauen: Gesichert wie sie sind, können sie nicht groß werden. (Mutafchieva 2000, 366)*

Beide hinterlassen den Eindruck, dass die ihnen nachfolgende junge Frauengeneration – die Generation von Lenka in den „Kindheitsmustern" – viel unbelasteter erscheint als die Generation der Mütter im gleichen Alter. Doch die Kommunikation mit den Jüngeren, „der autobiographische Vertrag" mit ihnen, ist der wichtigste Antrieb, der dem Erzählen der erlebten Zeit einen Sinn verleiht.

6. Zum Schluss: Der Mensch, der gemeinsam mit einer Weltkrise zur Welt kommt – das Generationsgefühl

Was macht eine Gruppe von Gleichaltrigen zu einer Generation? Die Merkmale des Alltagslebens? Die ähnliche Erfahrung derselben historischen Ereignisse? Die Art der Darstellung? Die Art des Schweigens? Vera Mutafchieva schreibt:

> *Wenn etwas einer Generation eingeprägt ist, ist das der Hintergrund und die Umgebung, wo sie herangewachsen ist. Wir begannen Menschen zu werden im Zweiten Weltkrieg, und er begann als ein Blitzkrieg. Ganze Länder stürzten mit einem hohen Tempo, die Karte Europas veränderte sich mit hoher Geschwindigkeit. Wir begriffen weder die Realitäten dieser Dynamik noch ihren Preis. Das, was unsere Sinne wahrnahmen, war die Beschleunigung. (Mutafchieva 2000, 384)*

Wenn wir die Bücher von Christa Wolf und Vera Mutafchieva lesen, sehen wir ganz verschiedene Lebensstrategien und unterschiedliche Umgangsformen mit der Vergangenheit. Für die konkrete autobiographische Gestaltung ist der Zeitpunkt des Schreibens entscheidend sowie die jeweiligen Interaktionszusammenhänge der Autorinnen. Analoge historische Erfahrungen haben zwar nicht zu einheitlichen Ausdrucksformen einer Generation geführt. Doch trotz aller Unterschiede ist beiden Autobiographien gemeinsam, dass die Protagonistinnen in einer als Weltkrise erfahrenen Zeit erwachsen werden.

LITERATUR

Bernold, Monika (1993): Anfänge. Zur Selbstverortung in der popularen Autobiographik. In: Historische Anthropologie, Jg. 1, Heft 1, 5-24.

Brashovanova, Lada (2001): Mosajka ot spomeni I premulchani fakti (Mosaike von Erinnerungen und verschwiegenen Fakten). Sofia.

Buhchev, Boris (2006): Drug pogled kum onija godidni (Ein anderer Blick auf „jene" Jahre). In: Treta vuzrast. Nr. 34.

Buhchev, Boris (2006): Dva otgovora na vuprosa „Bjaha li horata nasila prashtani v mladezhkite brigadi predi 60 godini?" (Zwei Antworten auf die Frage, ob die Menschen zwanghaft in die Jugendbrigaden vor 60 Jahren geschickt wurden). In: Treta vuzrast. Nr. 37.

Dakova, Nadezhda (1993): Poetikata na Christa Wolf. Sofia.

Daskalova, Krassimira (Ed) (2004): Voices of their own. Oral History Interviews of Women. Sofia.

Enev, Petar (1938): Nazionalno utschilischte i nazionalno vuzpitanie (Nationale Schule und nationale Erziehung). In: Prosveta, Heft 7, 842-848.

Honkov, Hr. St. (1938): Detskijat trud v proizvodstvoto I utschilischteto. In: Prosveta, Heft 9, 1032-1043.

Ivanova, Dona (2006): V Naschata smjana imasche turcheta I mladi popove (In unserer Schicht gab es türkische Buben und junge Priester). In: Treta vuzrast. Nr. 34.

Janev, Sotir (1935): Obrazat na mladoto pokolenie (Die Gestalt der jungen Generation). Sofia.

Langthaler, Ernst (1999): Gedächtnisgeschichte: Positionen, Probleme, Perspektiven. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde. Sondernummer: Kulturwissenschaften. Wien, 30-46.

Ludzhev, Dimiter (2005): Grad na dve epochi., Istoria na obshtestvenite grupi v bulgarskite gradove v sredata na dvadeseti vek (Die Stadt der zwei Epochen. Geschichte der Gesellschaftsgruppen der bulgarischen Städte in der Mitte des 20. Jahrhunderts). Sofia.

Mutafchieva, Vera (2000): Bivalitzi (Dagewesen) Band 1. Sofia.
Mutafchieva, Vera (1971): Spielball von Kirche und Thron. Historischer Roman. Übersetzt von Hartmut Herboth. Berlin.
Mutafchieva, Vera (1977): Belote zu zweit. Übersetzt von Wolfgang Köppe. Berlin.
Peneva, Slavka (2006): Uchastvah dobrovolno I se gordeja s tova (Ich nahm freiwillig teil daran und bin stolz darauf). In: Treta vuzrast. Nr. 37.
Rajkov, Athanas (2006): Arestuvaha bashta mi, zashtoto ne pusna brat mi na brigada (Mein Vater wurde verhaftet, weil er meinen Bruder nicht zur Brigade zuließ). In: Treta vuzrast. Nr. 37.
Slavchev, Dontscho (1937): Krisa v srednoto obrazovanie (Eine Krise in der Gymnasialausbildung). In: Prosveta, Heft 1, 79-83.
Wankov, N.Iv. (1936): Poslednite utschilishtni reformi (Die neuesten Schulereformen). In: Prosveta, Heft 2, 225-234.
Wolf, Christa (2002): Kindheitsmuster. München.

Annäherung an die Generation der Großväter:

Stephan Wackwitz' *Ein unsichtbares Land* und Thomas Medicus' *In den Augen meines Großvaters*[*]

Helmut Schmitz

Wenn im Anschluss an Überlegungen zu Christa Wolfs paradigmatischem Erinnerungstext *Kindheitsmuster* und anderen autobiographischen Texten der ‚Flakhelfer'- und ‚BDM'-Generation zwei Texte betrachtet werden, deren Autoren weder aus dieser Generation stammen noch sich auf diese beziehen, dann ist das zunächst verwunderlich. Mir geht es hier auch nicht darum, Parallelen zu Wolfs Verfahren aufzuzeigen, sondern den Blick von Texten, die stark vom Gestus des Vererbens bestimmt sind, zu erweitern auf Texte, in denen es um das Erben geht, und zwar über die Zeit des ‚Dritten Reiches' zurück. Während ‚Drittes Reich' und Krieg in Wolfs *Kindheitsmuster* und in anderen Autobiographien dieser Generation einen Bruch markieren, der das Leben in ein Vorher und Nachher spaltet (zu nennen wären hier noch die autobiographischen Texte von Dieter Wellershoff, Ludwig Harig und Günter Grass), geht es in vielen der zeitgenössischen Familentexte, ob fiktional oder (auto)biographisch, um Traditionslinien über die Brüche des ‚Dritten Reiches' hinweg.

In den letzten zehn Jahren erlebt die deutsche Literaturlandschaft eine wahre Renaissance des Familien-, Eltern- und Generationenromans. Zeitgleich mit dem inflationären Gebrauch des Generationenbegriffes als gesellschaftliches Erklärungs- und Beschreibungsmodell in den Massenmedien entsteht eine Welle von Texten in denen, oft über drei Generationen hinweg, deutsche Geschichte im Medium der fiktionalen oder (auto)biographischen Familienerzählung eingeholt wird.[1] Das wiedererwachende Interesse an der Familiengeschichte ist damit Teil einer größeren Umschichtung im Erinnerungsdiskurs der Berliner Republik, in der in einer Art ‚verspäteter Empathie' die Nachgeborenen Anschluss an das Leiden und die Kriegstraumata ihrer Vorfahren suchen. Die Pluralisierung und Entmoralisierung des Erinnerungsdiskurses ist vielfach kommentiert worden, ich möchte hier nur kurz einige Aspekte hervorheben, die mir für die Generationenliteratur wesentlich erscheinen.[2] Zum einen: die Versöhnung zwischen den Generationen am Ende des Schulddiskurses. Diese Versöhnung funkti-

[*] Alle Übersetzungen aus dem Englischen im folgenden Text sind von mir.

1 Als Beispiele für (fiktionale und nichtfiktionale) Erzählungen über drei Generationen wären zu nennen u.a. Tania Dückers: Himmelskörper, Marcel Beyer: Spione, Günter Grass: Im Krebsgang, Stephan Wackwitz: Ein unsichtbares Land, Thomas Medicus: In den Augen meines Großvaters und Wibke Bruns: Meines Vaters Land. Beispiele für Variationen auf den ‚Elternroman' sind Bernhard Schlink: Der Vorleser, Ulla Hahn: Unscharfe Bilder und Christoph Meckel: Suchbild. Über meine Mutter.

2 Siehe z.B. Frei 2005 und den Sonderband von German Life and Letters, hg. v. Anne Fuchs, April 2006.

 © Verlag Barbara Budrich

oniert zumeist über eine Aushebelung des angeblich von der Studentenbewegung verhängten Sprechtabus über deutsche Leidenserfahrungen und eine Re-Legitimierung des ‚authentischen' Sprechens der traumatisierten Kriegsgenerationen (Schmitz 2006a). Dies ließe sich beschreiben als eine Verschiebung von einem juristischen zu einem therapeutischen Diskurs, in dem die richtende Haltung von '68 durch eine des Zuhörens und Verstehens ersetzt wird (Assmann 1998, 135-6).

Zweitens: der Begriff des Erbes, der implizit im Begriff der Verantwortung enthalten ist, unter dem in den neunziger Jahren das Gedenken der Nazi-Verbrechen normativ in das Selbstbild der Berliner Republik integriert wurde (Niven 2002, 2). Der Begriff des Erbes ist durchaus mehrdeutig, bezeichnet sowohl das Legat des Gedenkens an die Nazi-Verbrechen wie auch die unbewusste Übertragung von seelischen Strukturen aus ‚Drittem Reich' und Krieg auf die nächsten Generationen. Damit ist drittens der Komplex der transgenerativen Übertragung von sowohl unbewusstem nationalsozialisischem Erbe als auch elterlichen Kriegstraumata benannt, etwas, das Sigrid Weigel als ‚Telescopage' beschrieben hat, in dem das Unbewusste der ersten Generation in der zweiten verschoben wiederkehrt (Weigel 1999, 65 ff.).[3] Dieser Komplex erfährt in den letzten Jahren eine unerhörte Konjunktur. Hierzu möchte ich zweierlei anmerken: Zum einen, dass die Institutionalisierung von psychoanalytischen Ansätzen in ihrem Focus auf die Traumatisierung des Individuums implizit Integration produziert und damit der Historisierung analog ist (Roth 1998, 167). Zweitens besteht die Gefahr, Unterschiede zwischen sekundärem Trauma und transgenerativem nationalsozialistischem Erbe zu verwischen. Die Verklammerung und Verschiebung beider Komplexe ineinander lässt sich nur schwerlich als *eine* Geschichte erzählen; die verspätete Einfühlung der Kinder und Enkel in die traumatischen Kriegserfahrungen ihrer Eltern resultiert häufig in einer sentimentalisierten Form von ‚gefühlter Geschichte' (Frei 2004).

Viertens: die seit der Walser-Bubis-Affäre von 1998 offen zutage tretende Divergenz und Inkompatibilität von öffentlichem und privatem Diskurs über die nationalsozialistische Vergangenheit. Die Forschungen von Welzer et al. haben gezeigt, dass öffentliches Gedächtnis und Erinnerung nach verschiedenen narrativen Modi verfahren. Während das ‚Lexikon' des öffentlichen Gedenkens Bilder des Holocaust speichert, funktioniert das ‚Album' der Familienerinnerungen über Bilder von ‚Krieg und Heldentum, Leiden, Verzicht und Opferschaft, Faszination und Größenphantasien' (Welzer et.al. 2002, 10; Jensen 2004, 376 ff.). Die ‚verspätete Empathie', mit der die Nachgeborenen zurzeit Anschluss an das Leiden und die Kriegstraumata ihrer Vorfahren suchen, bedeutet also eine Ergänzung, allerdings auch vielfach eine Substitution der Bilder des ‚Lexikons' durch die des ‚Albums' (Schmitz 2006b). Die Dezentralisierung des Gedenkens an Nazi-Opfer und -Täter geschieht dabei weniger planmäßig als zwangsläufig. Denn wenn der Holocaust auch, nach einer Formulierung Raoul Hilbergs, in Deutschland Familiengeschichte ist, so hat er doch kaum einen Platz im Familiengedächtnis.

Sigrid Weigels Feststellung, dass es sich bei dem Phänomen der Generationentexte um einen Wechsel von einem Karl Mannheim entlehnten Kohortenmodell von Generationen zu einem genealogischen Generationsmodell handelt, ist durchaus zu

3 Zum Thema transgenerative Übertragung siehe weiterhin die Beiträge von Brigitte Rauschenbach, Werner Bohleber und Michel B. Buchholz in: Rüsen/Straub 1998.

modifizieren (Weigel 2002). Weigel argumentiert, dass das Mannheimsche Generationenmodell durch die Synchronizität seines Erlebenskonzeptes die Zurückweisung der schuldbeladenen Väter impliziere, ein Modell, das nach dem Nationalsozialismus in der ‚Gruppe 47' virulent geworden und von den 68ern wiederholt worden sei. Erst das wiedererwachte Interesse an der Familiengeschichte habe mit diesem Modell abgeschlossen. Allerdings wird in nicht wenigen der rezenten Generationentexte das Mannheimsche Kohortenmodell fortgeschrieben, da sie von alten 68ern, ersten und zweiten Weltkriegsteilnehmern nur so wimmeln.[4] Man könnte also sagen, dass das genealogische Generationsmodell über die Festschreibung bestimmter generationsspezifischer Erfahrungsgehalte funktioniert.[5] Das ist auch unvermeidlich, da anhand der Generationentexte die politische und Mentalitätsgeschichte der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft mit ihren Brüchen und Kontinuitäten neu verhandelt wird. Damit ist das offene oder verdeckte Zentrum sowohl des neuen Opferdiskurses als auch vieler Generationserzählungen das Gespenst von 68 und, dahinter liegend, die dieses Gespenst animierende Zäsur von Auschwitz, die die Integration der Geschichte ins Familiengedächtnis behindert. Im Gegensatz zum innerfamiliären Diskurs lässt sich der Konflikt zwischen ‚Lexikon' und ‚Album' denn auch fast in jeder öffentlichen Performanz von (Familien)-Erinnerung nachweisen. Dabei geht es, wie ich im Folgenden anhand von Stephan Wackwitz' *Ein unsichtbares Land*[6] und Thomas Medicus' *Am Beispiel meines Großvaters*[7] zeigen möchte, um eine deutsche Variante dessen, was Marianne Hirsch als ‚Post-Gedächtnis' bezeichnet hat. Das Post-Gedächtnis „unterscheidet sich von Erinnerung durch die generationelle Distanz und von Geschichte durch die persönliche Verbindung" (Hirsch 1997, 22). In beiden Texten erkunden Autoren, die in der frühen Nachkriegszeit geboren sind, die Geschichte ihrer Großväter, die beide der Generation des ersten Weltkrieges angehören. Beiden Autoren ist gemein, dass die Großväter, preußischer Abstammung, während des zweiten Weltkrieges paradigmatische Rollen gespielt haben. Wackwitz' Großvater, im Krieg im selben Graben stationiert wie Hitler, war am Kapp-Putsch beteiligt, von 1921-1933 im schlesischen Anhalt, 10 km von Auschwitz entfernt, als Pfarrer stationiert, bevor er sich bis 1939 ins Westafrikanische Namibien versetzen ließ, um von 1940 bis 1950 in Luckenwalde, dem Geburtsort Rudi Dutschkes, tätig zu sein. Medicus' Großvater, der General Wilhelm Crisolli, war als Kommandeur der 20. Luftwaffen-Felddivision in Oberitalien konkret in Kriegsverbrechen verwickelt, bevor er im September 1944 bei einem Partisanenüberfall getötet wurde. Wackwitz' ‚Familienroman' versteht sich explizit als Geschichtsinterpretation und liest die vom Großvater hinterlassenen Texte als Ausdruck der Befindlichkeit einer ganzen Generation von Weltkriegssoldaten. Im Gegensatz dazu betreibt Medicus akribische historische Recherche, um die ungeklärten Umstände des Todes von General Crisolli aufzudecken. Beide Texte sind ‚sentimentale Reisen' an die geographischen und ideologischen Räume, die das Leben der jeweiligen Großväter bestimmten, und verwenden Famili-

4 Z.B. Wackwitz: Medicus, Bruns, Timm, Schlink, Dückers, Beyer, und – ganz programmatisch – Grass.

5 Dies trifft im besonderen Maße auf den Begriff ‚Kriegskindergeneration' zu, der gleichzeitig diachron und synchron angewendet wird, indem für eine synchron nicht existente Generation von 'Kriegskindern' ein gemeinsamer Erfahrungshorizont von Traumatisierung angenommen wird. Siehe u.a. Bode 2005 und Lorenz 2003.

6 Alle Seitenangaben im Text als (W, Seitenzahl).

7 Alle Seitenangeben im Text als (M, Seitenzahl).

enfotos für eine einfühlsame Annäherung, wobei diese durchaus unterschiedlichen Status haben. Beiden Texten gemein ist auch das neu definierte Verhältnis zu deutschen Traditionsbeständen und vor allem das Verhältnis zu einem nach 1990 wieder entdeckten geographischen Raum, dem ehemaligen ‚deutschen Osten'.

1. Das Gespenst des ersten Weltkrieges

Sowohl Wackwitz als auch Medicus beschreiben den ersten Weltkrieg als traumatische Verlustgeschichte und narzisstische Kränkung, die die Generation der „zwischen 1890 und 1900 geborenen jungen Frontkämpfer [...] ahnungslos aus der Welt vertrieben" hat, in der sie sich beheimatet fühlte (M, 142). Zwar benennt auch Medicus die ‚Scham, Demütigung und Desorientierung' der Frontkämpfer durch ‚Krieg, Niederlage und Nachkrieg', bleibt jedoch bei der Walter Benjamin entlehnten Feststellung der traumatischen Erfahrung der ‚Schrecken des Krieges' stehen (M, 137). Im Gegensatz dazu verfolgt Wackwitz die politischen und seelischen Konsequenzen der ‚Kultur der Niederlage' (Schievelbusch) von der Generation seines Großvaters bis in die seine. Das mehrtausendseitige Erinnerungskonvolut, mit dem er seiner Familie sich und seine verlorene Welt zu beschreiben sucht, „ein verspätetes Beispiel der nach dem 1. Weltkrieg eine Zeit lang lächerlich (oder unheimlich) zahlreich geschriebenen Memoirenwerke" (W, 25-26), liest Stephan Wackwitz als Zeichen einer narzisstischen Kränkung, den Versuch einer ganzen Generation von Weltkriegsverlierern, die Niederlage in etwas umzuwandeln, „das diese gekränkten und vage verstörten Männer noch hätten gewinnen können" (W, 133). Die ‚abgrundtiefe Depression des Weltkriegsvereteranen' erscheint als Vorläufer der Mitscherlichschen ‚Unfähigkeit zu trauern'[8] und der erste Weltkrieg zusammen mit preußischem Untertanengeist als Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, der nicht nur den Nationalsozialismus zeugt, sondern dessen Imaginäres noch die Nachfolgegenerationen von der Studentenbewegung über den *deutschen Herbst* bis zur Wiedervereinigung animiert:

> *Der erste Weltkrieg ist 1918 überhaupt nicht zu Ende gegangen, er ging weiter bis 1989, und in gewisser Weise hat nicht nur mein Vater, sondern auch ich in ihm weitergekämpft und erst in den letzten fünfzehn Jahren des Jahrhunderts aus ihm herausgefunden. (W, 133)*

2. Langzeitfolgen: Heimsuchungen

Das zentrale Motiv in beiden Texten für das Phänomen der transgenerationellen Übertragung ist die Meptapher des Gespenstes. In den letzten zehn Jahren häufen sich die Studien zum Phänomen ‚Nationalsozialismus in der zweiten Generation' (Eckstaedt 1992). Werner Bohleber beschreibt die ‚Verklammerung der Generationen' folgendermaßen: „Was in der ersten Generation konkrete Erfahrung war, beschäftigt die nachfolgende Generation in ihrer Bilder- und Symbolwelt." Dabei spricht er von einer „unbewusste[n] Identifizierung, die nicht Verdrängung entstammt, sondern der direkten Einfühlung in den unbewussten, verschwiegenen oder totgesagten Inhalt eines

8 In diesem Kontext ist es bemerkenswert, dass Uwe Timm exakt die gleiche Formulierung wie Wackwitz benutzt, hier mit Bezug auf die öffentlich und privat geführten Spekulationen in den frühen fünfziger Jahren, ‚wie man den Krieg doch noch hätte gewinnen können'. (Timm 2003, 99)

elterlichen Objekts. […] Eigene Gefühle und eigenes Verhalten entpuppen sich als entlehnt und gehören eigentlich der Geschichte der Eltern an“ (Bohleber 1998, 256 u. 263). Dieses Phänomen der unbewussten Übermittlung eines innerpsychischen Geheimnisses in der vorangegangenen Generation auf die nachfolgende hat Nicholas Abraham als ‚Phantom‘ bezeichnet. Wichtig ist hier, dass das elterliche Geheimnis nicht etwas Verschwiegenes ist, sondern ein nicht eingestandener Verlust, der nicht kommuniziert werden kann und im Subjekt wie in einer Krypta eingeschlossen bleibt. Für Abraham sind es die seelischen Geheimnisse der vorangegangenen Generation, die die Nachfolgegeneration[en] heimsuchen, das Unbewusste wird von der einen auf die andere Generation transferiert: „Die Gegenwart des Phantoms zeigt die Effekte, die eine narzisstische Verletzung oder gar Katastrophe im Leben der Eltern hinterließ, im den Nachkommen an.“ Das Phantom ist dabei häufig sprachlichen oder bildlichen Charakters, es funktioniert ‚wie ein Bauchredner’ (Abrahams 1991, 696 f.).[9] Diese Struktur determiniert sowohl Medicus’ Verhältnis zur familiären Vergangenheit als auch, laut Wackwitz, das der Studentenbewegung. General Crisolli, nach dem Krieg von seiner Witwe ‚vergessen’ aufgrund der Kriegsverbrechen seiner Vorgesetzten in Oberitalien, in die sie ihn verwickelt glaubt. Der schamvolle Krieg als auch die Flucht von Ostpreußen und der Verlust des Standes werden in der Familie sprachlich nicht bearbeitet, sondern über metonymische Lektüreakte wie St. Exupérys *Flug nach Arras* mitgeteilt, das Medicus als Zehnjähriger angehalten wird zu lesen. Medicus wächst auf in einer ‚Fülle von Geheimnissen’ (M, 17), einer Aura, die ihn gleichzeitig vor der familiären Vergangenheit schützt und diese unbewusst in ihm sedimentiert: „Die meiste Zeit meines Lebens hatte ich nichts davon geahnt, dass ostelbische Landschaften in mir abgelagert waren wie Flöze“ (M, 13). Auf seinen Reisen in die Kiefernwälder wird sein Imaginäres zusehends von den Bildlichkeiten eines ihm unbekannten Krieges heimgesucht, die Kiefernwälder sind bewohnt von Gespenstern des zweiten Weltkrieges. Medicus’ Vordringen in „das numinose Herz des Kiefernwaldes“ (M, 27) zur Aufklärung sowohl der Familiengeschichte als auch der Spannung zwischen seinem Nachkriegsbewusstsein und dem ererbten Unbewussten ist damit eine Form der Geisterbeschwörung mit der Absicht, das familiäre ‚Untote’ (M, 38) zur Ruhe zu betten.

Anders als Medicus hat es Wackwitz in *Ein unsichtbares Land* nicht nur mit einem, sondern mit mehreren Gespenstern zu tun: der Krypta der familiären Melancholie und dem Gespenst der toten Nazi-Opfer, die als Spuk bei Medicus nicht vorkommen. Wackwitz’ Text ist eine deutsche Mentalitätsgeschichte, in der das faschistische Imaginäre in der zweiten und dritten Generation wiederkehrt. Er beschreibt die progressive Ausgrenzung der Juden aus dem deutschen Zivilleben und das konstante Wegsehen der Mitbürger als geisterhaften Prozess, bei dem die Opfer bei lebendigem Leib zu Gespenstern werden.

> *Unheimlich für Kinder und Erwachsene wird an der Herrschaft der Nazis vor allem gewesen sein, dass es damals auch in einer idyllischen Allerweltsstadt*

9 Sigrid Weigel hat durchaus Unrecht, wenn sie das Phantom als ‚sekundäre Fiktion’ beschreibt, Abraham macht deutlich, dass es ein wiederkehrendes im Elternteil verdrängtes Reales ist; das Phantom hat referentiellen Charakter.

> *wie Luckenwalde plötzlich Menschen gab, die bei lebendigem Leib so etwas wie Tote geworden waren. (W, 229)*[10]

Die Gleichzeitigkeit des familialen Alltags und der nationalsozialistischen Verbrechen konstituieren Unheimliche des Nationalsozialismus. Als Verschwiegenes affiziert das Unheimliche die zweite Generation, in der es als Spuk wiederkehrt, nicht in der Gestalt eines Abrahamschen Phantoms, sondern als Derrida'sches Gespenst: „Morde, über die niemand ein Wort verloren hatte, als sie begangen worden waren, meldeten sich damals mit verspäteten uns wunderlichen Stimmen zu Wort." (W, 244) Dies ist eine Paraphrase von Michael Schneiders Beschreibung der ‚Gespenster der braunen Vergangenheit' und dem ‚Hamlet'schen Lebensgefühl der zweiten Generation':

> *Es war, als wenn ihnen plötzlich der Geist ihrer Väter in Nazi-Uniform erschienen wäre und ihre lebenden Väter, mit denen sie zwanzig Jahre lang brav zu Tisch gesessen, der furchtbarsten kollektiven Verbrechen anklagte, die je eine Generation in diesem Jahrhundert verübt hat. (Schneider 1980, 14-15 u. 53 ff.)*

Schneider sagt über den ‚Geist von Hamlets Vater' (W, 246), der den Nachgeborenen erscheint, ähnliches wie Derrida in *Marx' Gespenster*: „Und wie Hamlet wußten sie nicht, ob diese Erscheinung nur ein Gespenst ihrer Einbildung oder aber eine wirkliche Erscheinung war, die das wahre, vor ihnen nur verheimlichte Wesen ihrer Väter ausdrückte." (Schneider 1980, 15) Laut Derrida liegt die Macht des Gespenstes in seinem unbeantwortbaren Blick, geschuldet seiner radikalen Asynchronität. Das Erblicktwerden durch das Gespenst bedeutet einen unhinterfragbaren Auftrag: „Wer sagt, ‚Ich bin der Geist deines Vaters', dem kann man nur aufs Wort glauben." Derrida spricht von der ‚unabdingbar blinde[n] Unterwerfung unter sein Geheimnis.' (Derrida 1995, 21-2)

Als von einem solchen gespenstischen Auftrag besessen sieht Wackwitz die Generation der Studentenbewegung. Besonders Rudi Dutschke erscheint als ein Wiedergänger, ein ‚Medium' (W, 257) der Wiederbelebung der vom Nationalsozialismus zerstörten jüdischen Philosophien: „Rudi Dutschkes Stimme […] scheint nicht vom Ende der sechziger, sondern aus den zwanziger Jahren zu kommen […] Dutschkes Stimme wirkt, als sei sie auf einer spiritistischen Sitzung aufgenommen. Schon als er noch lebte, klang Rudi Dutschke, als rede er in der Sprache der Toten."[11] (W, 256) Wackwitz liest die Studentenbewegung als kollektiven Freudschen Familienroman, in dem eine ganze Generation sich aus dem Gefühl von Scham und der Unfähigkeit, mit

10 In Fred Wanders Roman „Der siebente Brunnen" wird das Unheimliche des Nichtsehens seitens der Nichtverfolgten thematisiert: „Mit unheimlicher Affektlosigkeit wird berichtet, wie das Unheimliche, das Unglaubliche geschieht: dass die Frauen, die ganz dicht vorübergehen, den Zug nicht sehen und nicht die ‚merkwürdigen Gestalten, die aus den Waggontüren kollerten.' [...] Ist diese mutwillige Blindheit wirklich schon erklärt? Ist sie erklärbar?" (Wander 1990, 143 f.).

11 Adorno bemerkt schon 1950 in einem Brief an Richard Löwenthal: „Mein Seminar gleicht einer Talmudschule – ich schrieb nach Los Angeles, es wäre wie wenn die Geister der ermordeten jüdischen Intellektuellen in die deutschen Studenten gefahren wären. Leise unheimlich." (Zitiert in Claussen 2003, 242)

der Landes- und Familiengeschichte zurechtzukommen, in den überlebenden jüdischen Philosophen Ersatzväter wählt: „Aus uns sprachen die Toten." (W, 263)[12]

Die Studentenbewegung und die RAF erscheinen bei Wackwitz als in einen Zirkel von wiederkehrenden totalitären Gewaltfantasien eingeschlossen, sich einerseits in die Rolle von Nazi-Opfern imaginierend, während sie andererseits zwanghaft das wiederholen, von dem sie sich zu befreien suchen.[13] Die Interpretation der RAF als *Hitler's Children* (Jillian Becker) ist nicht neu, ist aber kürzlich in Gerd Koenens *Das rote Jahrzehnt* und Klaus Theweleits ‚Bemerkungen zum RAF-Gespenst' wiederbelebt worden.[14] Für Koenen und Wackwitz entspringt das ‚rote Jahrzehnt' der „tiefe[n] narzisstische Kränkung, die in der 2. und 3. Generation sogar größere Virulenz angenommen hat als in der Generation der unmittelbar Betroffenen (d.h. Belasteten)" (Koenen 2001, 413). Die Studentenbewegung und der deutsche Terrorismus erscheinen damit als Komplex, der im Versuch, sich von der verhassten Geschichte zu lösen, linkstotalitäre Ideologeme und Strukturen reproduziert, während das unbewusste nationalsozialistische Erbe in ihm virulent ist.[15] Damit steht '68 unter der Signatur ‚replay 1933'.[16]

Der Großvater und seine gespenstische Melancholie, die auf alle historischen Veränderungen nach 1918 und besonders nach 1945 mit einem ‚Totstellreflex' (W, 19) antwortet, nehmen damit die Position ein, die in den Vaterromanen der 68er den Vätern zukam. Andreas Wackwitz' Weigerung, den Verlust der geographischen Räume und Zeiten seiner Herkunft anzuerkennen, wiederholt in der eigenen Familiengeschichte die geisterhafte politische Pathologie der jungen Bundesrepublik, deren Nichtanerkennung des territorialen Verlustes für Wackwitz eine Form von Phantomschmerz darstellt. Das Land „schien keine ordentlichen Grenzen zu haben wie andere

12 Laut Freud fantasieren sich Kleinkinder häufig bei narzisstischen Kränkungen bzw. dem Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, in eine andere Genealogie: „Ja das ganze Begehren, den wirklichen Vater durch einen vornehmeren zu ersetzen, ist nur der Ausdruck der Sehnsucht des Kindes nach der verlorenen glücklichen Zeit, in der ihm sein Vater als der vornehmste und stärkste Mann […] erschienen ist." (Freud 1999, 231)

13 „Wie viele andere, die nicht ganz verdrängen konnten, hatte Rudi Schwierigkeiten mit seiner Identität als Deutscher. […] Die Schande war unermesslich groß. Um sich davon distanzieren zu können, bildete er sich ein, dass er Jude sei, den die Dutschkes bei sich versteckt hätten." (Gretchen Dutschke 1996, 21). Gerd Koenen, der diese Passage auch zitiert, glaubt, dass diese Rettungsfantasien weit verbreitet waren. „Als die ‚neuen Juden' bezeichneten sich die Aktivisten der deutschen Außerparlamentarischen Opposition immer wieder und mit Inbrunst" (Koenen 2001, 121).

14 Koenen, ehemaliger Herausgeber der Kommunistischen Volkszeitung und Gründungsmitglied des KBW, benutzt durchweg dieselben Metaphern wie Wackwitz. Das Jahrzehnt 1967-1977 als ‚großes Spukschloss' bezeichnend, deutet Koenen das Phänomen RAF als dominiert von einem „blinden Wiederholungszwang, bis hin zu ihrem kollektiven Selbstmord im Bunker, der […] Züge von Mimikry trug. Der deutsche Herbst war offenkundig eine ferne Replik auf die nebligen Untergänge des April 1945" (Koenen 2001, 496 u. 390).

15 Theweleit lokalisiert den Ursprung von Andreas Baaders Fantasie, zum Geschoss zu werden (‚Das Projektil sind wir', Theweleit 1998, 94) in Ernst Jüngers Grabenkriegsperson und damit im selben soldatischen Geist des Freicorps, der laut Theweleit (1977) ein elementarer Bestandteil des faschistischen Imaginären ist.

16 Koenen zitiert Frank Böckelmann, der 1966/67 als ‚Wiederaufführungen' der Weimarer Republik bezeichnet, sowohl durch die Studenten als auch durch die staatlichen Institutionen und die Springer-Presse, die in zunehmendem Maße die Situation im Licht der Straßenkämpfe der frühen dreißiger Jahre sahen (Koenen 2001, 134). Siehe auch Theweleit, ‚Bemerkungen zum RAF-Gespenst', (Theweleit 1998, 34, Fußnote), der bemerkt, die deutsche Regierung habe die RAF als Wiederholung der Gewalt von Weimar betrachtet.

Länder. Es endete an gepunkteten, merkwürdig unzurechnungsfähigen Linien, in Landstrichen, wohin man nicht fahren konnte“ (W, 29).[17] Das Seelenleben der Nachkriegsgeneration wird damit bestimmt von einer doppelten Abwesenheit, der Verdrängung des Verlustes von Land und Großmachtfantasien und der Mitschuld an den nationalsozialistischen Verbrechen. *Beides* kehrt, ineinander verschoben, in der Nachkriegsgeneration wieder.

3. Annäherungen: Post-Gedächtnis und Hermeneutik

Sowohl Medicus’ als auch Wackwitz’ Familienromane sind explizite Traditionsprojekte. Beide Texte leiten die Legitimation ihrer veränderten Haltung Familien- und Landesgeschichte gegenüber aus dem Ende des kalten Krieges als dem Ende des 20. Jahrhunderts und des Zeitalters der Ideologien ab. Beiden ist es auf verschiedene Weise um die Transformation von unbewusstem in bewusstes Erbe zu tun, die Umwandlung des unbewussten Erbes in das, was Marianne Hirsch als *Post-Gedächtnis* bezeichnet hat. Hirsch beschreibt *Post-Gedächtnis* als die Erfahrung derjenigen, die im Schatten von Erzählungen aufwuchsen, die ihrer Geburt vorausgingen, und deren eigene Geschichten von den Geschichten der vorherigen Generation bestimmt werden, „geformt von traumatischen Erfahrungen, die weder verstanden, noch wiederhergestellt werden können“. Das Post-Gedächtnis ist besonderst stark affektiv besetzt, da „seine Verbindung zur Objektquelle nicht durch Erinnerung vermittelt ist, sondern durch eine Investition von Vorstellungsvermögen und Erfindung.“ (Hirsch 1997, 22) An anderer Stelle definiert sie *Post-Gedächtnis* als „familiales Erbe und Übertragung von Trauma“ und „*retrospektive Zeugenschaft durch Adoption“*, weitet den Begriff aber explizit auf andere Kontexte kollektiven Traumas bzw. auf die kulturelle Erinnerung an den Holocaust insgesamt aus: „Diese Form der Erinnerung braucht nicht auf die Familie beschränkt zu sein oder selbst auf die Gruppe, die ethnische oder nationale Identitätsmerkmale aufweist: durch bestimmte Formen der Identifikation, Adoption und Projektion kann sie allgemeiner verfügbar werden.“ (Hirsch 2001, 9-10) Hirschs Begrifflichkeit, die aus dem Umfeld der *Holocaust Studies* kommt und an den Erfahrungen Überlebender der zweiten Generation formuliert ist, zeichnet sich durch eine problematische Vagheit aus, da er nicht zwischen der Determination durch das Erbe und seiner ästhetischen Behandlung durch die Erinnerungssubjekte unterscheidet. Des weiteren findet in der Ausweitung des Begriffes von der spezifischen seelischen Disposition einer partikularen Erfahrungsgruppe zu kulturellen Auseinanderseztungsformen mit dem Holocaust eine Verschiebung statt, die die Begriffskonturen verwischt und die nicht ohne Einschränkungen auf einen deutschen Kontext übertragbar ist. Deutsche Erinnerungstexte sind denn auch geeignet, die Limitationen dieses Begriffes aufzuzeigen. Denn *Post-Gedächtnis* bezüglich der eigenen Familiengeschichte ist gerade das, über was die von einem Phantom Heimgesuchten nicht verfügen, da traumatische Erfahrungen der vorangegangenen Generation nicht sprachlich kommuniziert, sondern als unbewusster Auftrag weitergereicht wurden. Was darüber hinaus

17 Ein Merkmal des melancholischen Komplexes als Folge eines nicht verarbeiteten Verlustes ist die Unfähigkeit, Veränderungen am verlorenen Objekt zuzulassen. Das melancholische Subjekt inkorporiert das verlorene Objekt und friert (sich) damit in der Zeit ein. Dieses Phänomen beobachteten die Mitscherlichs bezüglich der Unfähigkeit der jungen Bundesrepublik, die Neuordnung der Welt nach 1945 anzuerkennen (Mitscherlich 1967, 16-17).

das Entstehen eines deutschen *Post-Gedächtnisses* kompliziert oder verhindert, ist die verspätete Begegnung mit dem ‚Gespenst von Auschwitz', das sich vor die imaginative Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte schiebt.[18] Medicus beschreibt die Urszene der verspäteten Vergegenwärtigung der Nazi-Verbrechen in den Nachgeborenen angelegentlich eines Besuches in der Gedenkstätte Lidice während eines Familienurlaubs 1969 als zweite Vertreibung aus der Genealogie nach der ersten durch Großmutter und Mutter. Dieses entrückt den General auch bewusstseinsmäßig in eine Distanz, die sich der moralischen Zurückweisung verdankt und jeder Auseinandersetzung mit ihm den Ruch des Obszönen (M, 39) verleiht.

Medicus' Erschaffung des Gedächtnisses an seinen Großvater geschieht in zwei Schritten. Der erste besteht darin, sich auf die Aura der militärischen Fotos seines Großvaters einzulassen, um sich dem Menschen hinter den Nazi-Insignien anzunähern. Marianne Hirsch beschreibt die Ästhetik des Post-Gedächtnisses als eine „diasporische Ästhetik zeitlichen und räumlichen Exils, die gleichzeitig (wieder)herzustellen und zu trauern bedarf". In dieser Ästhetik werden Fotografien zu ‚Ikonen ambivalenter Sehnsucht' der Nachgeborenen (Hirsch 1997, 245-6). Die Fotos, anhand derer Medicus sich dem Großvater nähert, erfüllen diese Funktion mit einer wichtigen Ausnahme, auf die ich noch zu sprechen komme. Medicus beschreibt sie in einer Roland Barthes entlehnten Begrifflichkeit der fotografischen Aura. Im Gegensatz zu einem Text ermöglichen die visuellen Repräsentationen in ihrer vorgespiegelten Unmittelbarkeit „Wege ins Unbekannte, die mir kein Buchstabe je hätte eröffnen können". Die Vergangenheit ist auf ihnen einfach da, „als sei es erst gestern aufgenommen worden" (M, 62),[19] entzieht sich allerdings seinem Zugriff, da die abgebildete militärische Männergruppe hermetisch abgeriegelt ist: „Weder er noch seine Begleiter blicken auch nur auf einem einzigen Foto den Betrachter an." (M, 61) Damit können diese Fotos nicht in den familialen Zusammenhang überführt werden, da der für diesen Zusammenhang konstitutive Blicktausch nicht möglich ist.[20] Stattdessen bleiben sie ein Fetisch, auf dem der „Widerschein altpreußischer Militärtradition" abgebildet ist (M, 62). Das Totschweigen des Generals hat die Fotos davor bewahrt, zu dem zu werden, was Anne Fuchs als ‚affektive Erinnerungsikone' bezeichnet hat, ein Dokument, „das eine bestimmte Version der Familiengeschichte bewahrt". (Fuchs 2006, 184) Dazu werden sie erst durch Medicus' affektive Besetzung. Die Zweideutigkeit seines Verlangens nach einer dem Widerschein des Faschismus entschälten (Militär)tradition offenbart sich in seinem Verhältnis zum ‚Rokoko-Foto',

18 Die Identifikation mit den Opfern des Nationalsozialismus in der Studentenbewegung lässt sich nicht als Post-Gedächtnis beschreiben, da sie des Bewusstseins der Distanz ermangelt, das laut Hirsch die ethische Position des Post-Gedächtnisses auszeichnet. Post-Gedächtnis „muss keine strikte Identitätsposition bezeichnen. Stattdessen ziehe ich es vor, es als intersubjektiven transgenerationellen Erinnerungsraum zu betrachten. Es wird definiert durch eine Identifikation mit dem Opfer oder dem Zeugen eines Traumas, durch die bodenlose Distanz, die den Traumatisierten von dem Nachgeborenen trennt". (Hirsch 2001, 10)

19 Roland Barthes beschreibt das Foto in seiner absoluten Referentialität als „magische Ausstrahlung einer vergangenen Wirklichkeit", die man nicht länger berühren kann: „Jedes Foto ist eine Urkunde der Gegenwärtigkeit." (Barthes 1982, 87-8).

20 Marianne Hirsch beschreibt den Familienblick, auch den photographischen, als gegenseitig: „Der Familienblick ist nicht der Blick eines Subjektes auf ein Objekt, sondern ein gegenseitiger Blick eines Subjektes, das ein Objekt anblickt, welches ein Subjekt ist, das auf ein Objekt (zurück)blickt." (Hirsch 1997, 7)

in dem Crisolli mit einem Untergebenen in der bukolischen Idylle des Gartens einer italienischen Villa sitzt: ‚Das Rokoko-Foto war das perfekte Erinnerungsbild.' (M, 68 f.) Dieses Foto löste eine manisch-melancholische Suche nach den Spuren des Toten aus, in deren Verlauf Medicus den Großvater zusehends inkorporiert, andererseits aber ständig seine Unfähigkeit erfährt, die Geschichte des Großvaters zu betreten. Die besessene Suche nach dem Gespenst des Großvaters an oberitalienischen Originalschauplätzen fördert nur „Legenden, Gerüchte und Halbwahrheiten" zutage (M, 103), die zusammen mit den Fotos, die den Großvater auf seine Kriegspersönlichkeit fixieren, einen ‚Resonanzraum' entstehen lassen (M, 110), in dem sich der Enkel unversehens gefangen sieht und zu verschwinden droht.

Die Befreiung aus diesem Resonanzraum geschieht erst mittels einer imaginativen Annäherung, in dem die auf den Fotos nicht präsente Vorgeschichte des Großvaters durch eine einfühlende Erzählung künstlich hergestellt wird. Diese Annäherung wird durch das fast komplette Fehlen von schriftlichen Lebenszeugnissen ermöglicht. Die Eigentümlichkeit des Unterfangens besteht darin, dass in dieser Erzählung der Unterschied zwischen Historie und Fiktion aufgehoben ist. In einem Stil, der gleichzeitig nah an der Erlebensperspektive des Generals als Opfer von Zeitumständen liegt und diese distanziert und wertfrei behandelt, erzählt Medicus die Umstände seines Todes ein zweites Mal. Was dabei entsteht, ist eine hybride Form, die von einem Satz zum anderen vom historischen Faktum zu enger Personenperspektive wechselt: „Die Deutschen hatten in Mitteleuropa eine kulturelle Mission zu erfüllen [...]. Mit seinen Vorgesetzten war er sich über die Kulturlosigkeit dieser Völker und die Notwendigkeit einer Kolonisierung durch das deutsche Kriegsregime einig." (M, 146) Dies ist zwar unschwer als Figurenperspektive zu erkennen, ist aber in seiner unvermittelten Unkommentiertheit seinem historischen Kontext entkleidet. Das Resultat dieses narrativen ‚Erbarmens' (M, 58) dem General gegenüber ist, dass die preußische Militärtradition letztendlich vom historischen Kontext und Geruch der Nähe zum Nationalsozialismus befreit wird, während jegliche Erkundung einer politischen Person des Generals aus Gründen mangelnder Quellen ausgespart bleibt. Das bedeutet andererseits auch, dass die Figur des Großvaters bei aller Besessenheit Medicus', sich mit ihm anzufüllen, merkwürdig blass bleibt. Das Familiengeheimnis verpufft zusammen mit Medicus' Besessenheit. Der (groß)mütterliche Verdacht der Teilnahme an den oberitalienischen Massakern stellt sich als falsch heraus, allerdings entdeckt Medicus Beweise für ein in der italienischen Villa vollstrecktes Todesurteil an drei Partisanen, das der General zu verantworten hat. Damit erscheint der General als „verhältnismäßig anständig geblieben[er]" Täter, ohne aber dem Ruch des Nationalsozialismus zu verfallen, dem er mit „tiefe[r] innere[r] Ablehnung" (M, 221) gegenübersteht.

Medicus' Recherche trifft denn auch auf „keinen archimedischen Punkt [...] aus dem sich politisch-moralische, geschweige denn politisch-ideologische Notwendigkeiten ergeben hätten" (M, 243), sein Buch ist gekennzeichnet von einer erarbeiteten Neutralität, die den „von Fakten, Fiktionen, Legenden Mythen und Gerüchten erfüllten vielstimmigen Raum" (M, 245) in ihrer Widersprüchlichkeit wiedergeben möchte inklusive der Familienanekdote über seine angebliche Kaltstellung wegen einer Befehlsverweigerung. Diese Ambivalenz bezieht sich allerdings nur auf die Umstände des Todes des Generals und Medicus' eigene Haltung zwischen Nachkriegsbewusstsein und auratischer Ergriffenheit, nicht auf die Traditionsbestände, für die der Großvater steht. Medicus' Text charakterisiert eine unverhohlene Bewunderung, Sehnsucht

und Nostalgie der verlorenen „Regiments- und Adelskultur“ gegenüber, die ganz unzweideutig als „Bollwerke der Tradition“ (M, 139) imaginiert wird und deren geistige Bedingungen und Beziehung zur Gegenwart obskur bleibt. Preußische Tradition taucht in Medicus Familienroman durchweg im Gewand nicht korrumpierter Bestände auf, der „überzeitliche moralische Geltungsanspruch“ der „Traditionsgebundenheit“ preußischen Herrenmenschentums bleibt selbst in seinem historisch ambivalenten Kontext unangetastet (M, 63).

Im Gegensatz zu Medicus ist Wackwitz’ Vergangenheitzbezug weniger fotografisch als textuell vermittelt. Wo Medicus eine gehaltvolle ‚Zeitkapsel’ (M, 38) voll der Ikonisierung fähigen Materials erbt, steht an zentraler Stelle in Wackwitz’ Text eine weitere Geistererscheinung, eine Kamera, die seinem Vater bei seiner Gefangennahme 1939 konfisziert wurde und die er 1993 zugestellt bekommt. Die Hoffnung auf eine epiphanäre Wiederbegegnung mit dem Vater als siebzehnjährigem Jungen wird jedoch enttäuscht. Der Film hat sich in den langen Jahren zersetzt, er zeigt „nur das Schwarz [...] das auf dem Grund des Meeres herrscht“ (W, 17). Dieses Schwarz verweist metonymisch auf das „unsichtbare Zentrum unseres Familienromans“ (W, 18), auf die innerfamiläre Melancholie. Wackwitz’ Auseinandersetzung mit der Tradition findet über die schriftliche Hinterlassenschaft des Großvaters statt, die, anders als bei Medicus, in einen historischen und kulturellen Zusammenhang deutschnationaler Fantasien eingeordnet wird. Wackwitz sucht nach dem Teil der großväterlichen Traditionen, an die sich anknüpfen lässt, wobei die geistigen Landes- und Familientraditionen durchaus zweischneidig erscheinen. Die Spuren seines Großvaters in Oberschlesien verfolgend, vertieft sich Wackwitz sowohl in die Landesgeschichte als auch in die pietistischen protestantischen Traditionen, die zu Preußens Modernisierung und seinem Aufstieg als europäische Großmacht beitrugen und sowohl dem Sturm und Drang verwandt sind als auch in die in die „national-autistischen Ideen von 1914“ mündeten, die das Leben seines Großvater bestimmten.[21] Er beschreibt diese Traditionen dialektisch sowohl als modernisierende Kraft auf der Ebene individueller Subjektivität und staatlicher Zentralisierung als auch als einen Ursprung des heilsgeschichtlichen und exklusionistischen Nationalismus im 19. Jahrhundert. Die mittelalterliche Kolonisierung des ‚deutschen Ostens’ liest Wackwitz, der seine Familie bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgt, sowohl als Modell für die spätere Kolonisierung Nordamerikas, als utopischen Traum von Freiheit und Pluralität, als auch als Tradition gewalttätiger Unterwerfung des kolonisierten Raumes, Vorläufer des Wilhelminischen Unternehmens in Namibien. So entsteht ein Bild Mitteleuropas, das vor die nationalen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts mit ihrem Ethnozentrismus datiert. Die Spuren dieser Migrationsbewegungen findet Wackwitz noch im Grimmschen Märchen von den ‚Bremer Stadtmusikanten’: „Etwas besseres als den Tod werden wir überall finden.“ Diese Tradition sieht Wackwitz jedoch nicht im Gegensatz zu den „national-autistischen Traditionen von 1914“, sondern als unauflöslich mit ihnen verbunden, als Gespenst, das noch den Traum des Kolonialreiches animiert und in die expansionistische Fantasie vom ‚Volk ohne Raum’ mündet und deren blutige Konsequenz der Völkermord an den Hereros (1904-07) und Hitlers Säuberungspolitik

21 Zum pietistischen Einfluss auf Preußens Aufstieg siehe z.B. Gawthrop 1993 und Clark 2000. Clark beschreibt die pietistische Bewegung, die unter Kurfürst Friedrich II als eine Art Staatsreligion adoptiert wurde, als eine modernisierende Kraft, die zur Zentralisierung des Preußischen Staates beitrug.

in Osteuropa ist. Der Textabschnitt, in dem Andreas Wackwitz sich der Verlockung der Weite erinnert, dem „Sog des auf Tat und Unterwerfung wartenden Ostlandes, dem die mittelalterlichen Vorfahren gefolgt waren", ist Wackwitz so bedeutsam, dass er sie gleich dreimal zitiert (W, 98, 190, 210). Damit wird des Großvaters eigene Wanderung in eine Migrationstradition eingeordnet, „die mit den Ideologien der Nazis von vornherein ganz im Einklang gewesen ist und vielleicht insgeheim schon lang auf sie gewartet hatte" (W, 198).[22]

Im Gegensatz zu Medicus findet Wackwitz einen archimedischen Punkt, der eine ethische Position in direkter Beziehung auf die Vergangenheit und ihrer Lektionen formuliert. Seine Suche nach einer anschlussfähigen Tradition kulminiert in einem Zitat von Schleiermachers Kritik an Fichtes *Reden an die deutsche Nation* von 1808 mit ihrem Traum einer ursprünglichen, von jeglicher Kontamination durch anderes freien nationalen Sprache. Fichtes *Reden*, von Wackwitz als „adolfhitlerhafte Ursprungsfantasien" beschrieben (W, 171), werden ihm zu einem Fluchtpunkt von Ideen deutschen Ausnahmedenkens, Auserwähltheit und Überheblichkeit, die das Imaginäre des Wilhelminischen Nationalismus und schließlich den Nationalsozialismus antreibt.

Anhand Fichtes ‚theoretische[r] Nationalismusmaschine' (W, 173)[23] verfolgt Wackwitz eine deutsche Tradition inspirierter Agitation und fanatischem Nationalismus, die er als entscheidenden Einfluss auf die Generation seines Großvaters betrachtet. Angelegentlich der rassistischen Bemerkungen seines Großvaters zu schwarzen Amerikanern bei einem Besuch in Washington 1974 bemerkt er:

> *Ob mein Großvater Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation' gekannt hat, weiß ich nicht. Aber Fichte hat meinen Großvater gekannt, und ihn […] beschrieben, die Art in der Andreas Wackwitz deutsch sein wollte, tief, ernst, protestantisch, tapfer, kindlich, unüberwindlich, eine feste Burg und vollkommen anders als alle Franzosen, Engländer und Neger. (W, 172)*[24]

Die Tradition protestantischer ‚Flammenrede' (172), von pietistischem Sturm-und-Drang-Enthusiasmus, die die eigene Position absolut setzt, sieht Wackwitz in seinem

22 Damit sieht Wackwitz die vorimperialen Traditionen durchaus kritischer als Dieter Henrich, der 1990 im Zuge der Vereinigung nach anschlussfähigen vorimperialen Bewusstseinstraditionen zwecks nationaler republikanischer Identitätsstiftung suchte und sie in den pietistischen Pfarrhäusern fand, deren auf Durchdringung von Außenwelt mit Innenwelt angelegtes Programm er erst nach 1848 versiegen sieht. Im Gegensatz zu Wackwitz sieht Henrich die Verschränkung von Pietismus und preußischem Staat als ‚Fehlentwicklung' (Henrich 1993, 111).

23 Zu einer historischen Kontextualisierung von Fichte siehe Redfield 1999.

24 In diesem Kontext möchte ich darauf verweisen, dass sowohl Micha Brumlik als auch Detlev Clausen Fichte als einen der Urheber des modernen (d.h. nicht religiös motivierten) Antisemitismus ansehen. Laut Brumlik (2000, 76) legitimiert Fichte philosophisch einen ‚Antisemitismus der Vernunft'. Clausen argumentiert, dass „Fichte versucht, den der bürgerlichen Gesellschaft inhärenten Widerspruch von politischer Freiheit und ökonomischer Unterdrückung auf Kosten der Juden zu lösen. Menschenrecht solle man ihnen gewähren, aber keine Bürgerrechte. Diese Argumentation von Fichte verdient besondere Beachtung, weil sie deutlich die Differenz von traditionellem Judenhass und modernem Antisemitismus zeigt. […] Der Widerspruch des bürgerlichen Menschen, Bürger und Staatsbürger, Bourgeois und Citoyen in einer Person zu sein, wird von Fichte projiziert auf die Juden. Nur den Juden wird der Widerspruch, dem alle Subjekte der bürgerlichen Gesellschaft unterliegen, als unlösbarer schuldhaft zugeschoben: im Verweis auf ihre traditionelle ökonomische Praxis, auf Geld- und Warenhandel." Clausen: Vom Judenhass zum Antisemitismus, http://www.comlink.de/cl-hh/m.blumentritt/agr111s.htm.

Großvater und noch in Rudi Dutschkes ‚Erlöser- und Opferfantasien' (258) und der selbstzerstörerischen Unbedingtheit der RAF am Werk:[25] „Die Fichte-Tradition der Flammenrede, das prophetische Sprechen und die dazugehörenden Ansprüche auf […] Sektengehorsam und Sündenzerknirschung haben in der deutschen Linken schon immer eine böse und zugleich ein bisschen lächerliche Hauptrolle gespielt." (W, 248)[26]

Gegen Fichtes panikartige Ausschließungen,[27] die moralische Inkompetenz seines Großvaters angesichts von Auschwitz, sein nationalistisches Tourette-Syndrom, das ihn zu „zwanghaft-fatalen rassistischen Bemerkungen" (W, 175-6) konditioniert, und die politische Absolutheit der deutschen Linken setzt Wackwitz die ironische und spielerische Hermeneutik von Schleiermacher, Fichtes lebenslangem Feind, sowie Jürgen Habermas und Richard Rorty.[28] Im Zentrum von Wackwitz' ‚Familienroman' steht damit die Zurückweisung philosophischer Systeme und Denkstrukturen, die Zugang zu einer absoluten Wahrheit vorgeben, zugunsten eines Denkens, das Sprache und damit Darstellung und Wahrheit als kontingent begreift.

Wackwitz praktiziert, was Rorty als die Aktivität des liberalen Ironikers bezeichnet hat, der diesen als einen Literaturkritiker vorstellt, der, anstatt die „wahre Bedeutung" der Bücher zu erklären, oder ihren „literarischen Wert" zu bemessen, „ihre Zeit damit verbringen, Bücher mit anderen Büchern, Gestalten mit anderen Gestalten in Kontext zu setzen" (Rorty 1989, 80). Wackwitz' Text bezeugt einen gelasseneren Umgang mit deutschen Traditionen, der sich in der vorsichtigen Akzeptanz verschiedener Charakteristika seines Großvaters offenbart. Dies beinhaltet eine verspätete Anerkennung der vom Großvater ererbten Charakterzüge, die er sich als Vorbild hätte

25 Die Verbindung zwischen Sturm und Drang und RAF ist laut Lehmann 2006 weniger weit hergeholt, als es den Anschein haben mag. Lehmann sieht in Bernward Vesper, Vater von Gudrun Ensslins Kind und mit allen Mitgliedern der radikalen Szene von Meinhof und Baader bis zur Kommune 1 gut bekannt, einen späten Verwandten des jungen Goethe. Vespers radikales ästhetisches Programm ist eine Variante des radikalen politischen Idealismus seiner Zeitgenossen, beide entspringen dem Bedürfnis nach realer Gegenwart des Selbst, das dem deutschen Idealismus zugrunde liegt. Diese Sehnsucht nach realer Präsenz, der Überwindung des Abgrundes zwischen Theorie und Praxis, ist eines der Grundprobleme besonders der deutschen Moderne und kehrt als eine der Determinanten der Studentenbewegung wieder.

26 Rudi Dutschke war Teil einer starken protestantischen Jugendbewegung in Luckenwalde, bevor er nach Berlin zog. Frank Böckelmann spricht von Dutschkes Erscheinen in der Szene in der Sprache eines religiösen Jüngers: „Von ihm ging etwas Strenges, Düsteres und gleichzeitig Entschlossenes aus. Er war auch umgeben von so einer Ahnung von Reinheit, man möchte fast sagen, Keuschheit. […] Da war einer, für den schon alles klar war." (Zitiert bei Koenen 2001, 44 f.). Ulrike Meinhof und Gudrun Ensslin sind Töchter streng anti-faschistischer protestantischer Pfarrfamilien. Siehe dazu Niethammer 2006.

27 Vgl. Fichtes Begründung gegen die Erweiterung des Bürgerrechts auf die Juden: „Menschenrechte müssen sie haben, ob sie gleich uns dieselben nicht zugestehen; denn sie sind Menschen, und ihre Ungerechtigkeit berechtigt uns nicht, ihnen gleich zu werden. Zwinge keinen Juden wider seinen Willen, und leide nicht, daß es geschehe, wo du der Nächste bist, der es hindern kann; das bist du ihm schlechterdings schuldig. Wenn du gestern gegessen hast, und hungerst wieder, und hast nur auf heute Brot, so gib's dem Juden, der neben dir hungert, wenn er gestern nicht gegessen hat, und tust sehr wohl daran. – Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel, als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden, und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein ander Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie alle dahin zu schicken." (Fichte 1973, 176)

28 Dawson (1966, 48) spricht von einer „langwährenden persönlichen Fehde" mit Fichte von 1799 bis zu Fichtes Tod 1814. Bowie (1990, 183) zieht eine direkte Linie von Schleiermacher zu liberalen Denkern wie Rorty über Hans-Georg Gadamer und Jürgen Habermas.

nehmen können, wie z.B. seine literarische Sensibilität und seine Tapferkeit. In des Großvaters Empfindsamkeit für die „geheimnisvolle Lockung […] der unbewußte Drang in die freie Weite“ (W, 210), die ihn dazu veranlasst, Posten in einer Reihe von fernen Orten anzunehmen, muss er sich nur die ‚völkische Arroganz’ wegdenken, damit er als Vorläufer seiner eigenen Wanderungen von Japan bis Krakow, wo er zur Zeit das Goethe Institut leitet, erscheint.

Wackwitz’ Text ist eine hermeneutische Annäherung, eine sensible und intuitive Lektüre des Manuskripts seines Großvaters und seiner eigenen Biographie, die durchweg mit Familienfotos, historischen und literarischen Quellen kontextualisiert werden. Dabei liest sich Wackwitz’ Gespräch mit den Gespenstern teilweise wie die Praxis zu Derridas *Hantologie*. Derrida hat auf die hermeneutische Arbeit des Erbes hingewiesen, die Lesbarkeit des Vermächtnisses ist nicht einfach gegeben, sondern verlangt Interpretation, die Umwandlung des gespenstischen Auftrages in Lektüre: „*Man muss* filtern, sieben, kritisieren, man muss aussuchen, unter den verschiedenen Möglichkeiten, die derselben Verfügung innewohnen.“ (Derrida 1995, 32)

Ein Großteil von Wackwitz’ Text ist der Erkundung und Beschreibung der verlorenen Welt seines Großvaters gewidmet, immer im Bewusstsein, dass mehrere historische Brüche ihn von der historischen Wirklichkeit trennen. Bei einem Besuch im Haus der Kindheit seines Großvaters in Lasskowitz 2001 findet er den Ort fast unverändert, so wie ihn Andreas Wackwitz in seinen Erinnerungen 1959 beschrieben hatte. Wackwitz liest die detaillierten melancholischen Erinnerungen seines Großvaters an seine Kindheit, wo „sich über dreissig Jahre weder die Stellung der Möbel noch sonst irgendetwas […] verändert habe“ (W, 116), als Ausdruck seines Bedürfnisses nach Ordnung, Hierarchie und Stabilität, die von den Verwerfungen des 20. Jahrhunderts zerstört wurden. Die „unbestimmte, verantwortungslose (sozusagen fahrlässige) Weise“ (W, 126), mit der Andreas Wackwitz seine politischen Überzeugungen formulierte, erscheinen als Folge seiner Unfähigkeit, sich die Sphäre des Politischen als etwas anderes vorzustellen als die Verwirklichung der Harmonie und Stabilität seines Vaterhauses: „Der vereinsamte Mann, der 1959 vom wilhelminischen Laskowitz träumte, hat sich […] den Kaiser seines Lebens und das Reich, dem anzugehören sich lohnen würde […], zeitlebens so vorgestellt, wie die Umstände und Bewandtnisse seines Vaters […].“ (W, 123)

Im Gegensatz zu Medicus, der in der Kusine seiner Mutter eine unironische lebende Verbindung zu preußischen Traditionen findet – „Preußen war hier nie verloren gewesen“ (M, 221) – fördert Wackwitz’ Besuch im Kinderhaus seines Großvaters nur Spuren einer verlorenen Welt zutage ohne lebende Verbindung zur Gegenwart. Wackwitz vergleicht das Manuskript seines Großvaters, das er zuvor als ‚Flaschenpost’ bezeichnet hatte, mit der Botschaft des Kaisers in Kafkas Parabel ‚Eine kaiserliche Botschaft’, die den Adressaten niemals erreichen kann und deswegen seiner Einbildungskraft bedarf, die Botschaft zu vervollständigen: „Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten. […] Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.“ (W, 124)[29]

29 Vgl. Franz Kafka 1994, 221.

4. Geschichte: Nach Auschwitz

Wackwitz verbindet explizit die Lektüre von Rorty und seiner ‚Ethik und Politik der philosophischen Inklusion', das „Glück […] der fortschreitenden theoretischen Demokratisierung" (W, 152) mit dem Ende der DDR als Ende des Zeitalters der politischen Ideologien:

> *Die frühen Neunziger des letzten Jahrhunderts sind in Deutschland die Jahre der großen Normalisierung gewesen, die Zeit, in der das Land zurückgefunden hat aus einem Sonderweg der Bußzerknirschung und des Sündenstolzes in die merkwürdig fließende, unabschließbare, ambivalente und personenabhängige Art von Wahrheit und Moral, die in wirklichen Demokratien gilt. (W, 153)*

Diese Normalität ist die des globalen Kapitalismus als einziger Alternative zum Zeitalter der Ideologien. Wackwitz's Wahl von Rorty als *spiritus rector* seines liberalen Gewissens ist bedeutsam, denn Rortys post-metaphysische liberale Ironie ist implizit anglo-amerikanozentrisch und basiert auf einer unhinterfragten Akzeptanz des US-Wirtschaftssystems als Bürge seines Liberalismus.[30] Das philosophische Modell zu Wackwitz' Einstellung gegenüber deutscher Geschichte und Traditionen ist damit Richard Rorty's Selbstbeschreibung als ‚liberal ironist':

> *I use 'ironist' to name the sort of person who faces up to the contingency of his or her own most central beliefs and desires – someone sufficiently historicist and nominalist to have abandoned the idea that those central beliefs and desires refer back to something beyond the reach of time and chance. (Rorty 1989, XV)*

Die Rückkehr zur Normalität ist gleichzeitig das Ende von einer bestimmten Fixierung auf das Gespenst von Auschwitz, einer Landschaft, „an die nicht nur meine Familie, wie es scheint, sondern das ganze Land seit einem halben Jahrhundert auf eine verschwiegene und unheimliche Weise gebunden ist" (W, 59). Für Wackwitz resultiert diese Fixierung in einer Post-Holocaust-Variante des deutschen Sonderweges, dem „Sonderweg der Bußzerknirschung und des Sündenstolzes". Diesen sieht er in der Tendenz deutscher Linksintellektueller der 1960er Jahre beschritten, das Erbe des Nationalsozialismus als eine Form negativer Auszeichnung anzusehen und deutsche Schuld zu einer selbstgerechten Rechtfertigung ihrer politischen Aktivitäten zu instrumentalisieren, etwas, das Hannah Arendt ironisch als *felix culpa* beschrieben hat (Zitiert bei Koenen 2001 99).

Wackwitz' Sichtung der geistigen und psychosozialen Traditionen und des politischen Imaginären zeitigen so eine Historisierung nicht so sehr des Holocaust selbst als der Langzeitfolgen auf die westliche Welt als „schwarzes Loch in der Historie der

30 Zu einer Kritik von Rortys ‚modernist concept of the subject' und seiner Abhängigkeit von einem Begriffen eines klassischen liberalen Subjekts und individueller Subjektautonomie siehe Caputo, 2000, 84 u. 104. Caputo weist darauf hin, dass sowohl das Wittgensteinsche Sprachspiel als auch Derridas difference, die Rorty in seinem Konzept einschließt, auf Heteronomie, d.h. Verlust subjektiver Autonomie beruhen, das Sprachspiel ist unserem Selbst vorgeordnet. Wie Habermas' Begriff des Verfassungspatriotismus auf einem US-amerikanischen Bürgerbegriff beruht, so beruht Rortys Liberalismus auf einem Konzept des ‚Wir', einem liberalen Konsens.

modernen Welt, in das alles hineinstürzt was in seine Nähe kommt, […]. Aber das war nicht immer so und es ist erst in den letzten Jahrzehnten so geworden." (W, 138). Damit ist es Wackwitz um einen Ausgang aus der ‚traurigen Wissenschaft' (Adorno 1951, 13) Adornos zu tun, dessen am Trauma-Begriff angelegte Post-Auschwitz-Ethik einem Stillstand der Geschichte gleichkommt. Die Gelassenheit des Schleiermacherschen und Rortyschen Lesemodells als dezidierte Reaktion auf die totalitären Traditionen deutschen Denkens und Handelns tritt so an die Stelle der ‚negativen Ethik' Adornos, die die Studentenbewegung mit antrieb.[31] Damit gehorcht Wackwitz' Familienroman mit seiner selbstreflexiven Intertextualität einem allegorischen Modell, das implizit dem von Sebald in *Austerlitz* verwendeten Benjaminschen Modell der barocken Allegorie, welches die traumatische Nachgeschichte des Holocaust festschreibt, entgegengesetzt ist.[32] Dies bedeutet einen entspannteren Umgang mit dem Zivilisationsbruch von Auschwitz, geschuldet der integrativen Absicht hermeneutischer und psychoanalytischer Praxis.[33]

Medicus' und Wackwitz' Familienromane verdeutlichen beispielhaft den Unterschied zwischen einem deutschen und einem Holocaust-Post-Gedächtnis. Hirschs Ästhetik des Post-Gedächtnisses mangelt der integrativen Kraft, die zweite Überlebendengeneration verbleibt in der Diaspora, für immer heimatlos, doppelt vertrieben aus ihrem Ursprung, deplaziert sowohl durch das Erbe der Vernichtung, das sie nicht antreten kann, und der totalen Zerstörung ihrer geographischen Ursprünge (Hirsch 1997, 242 ff.). Im Gegensatz dazu findet Medicus aus dem Resonanzraum hinaus und kommt in einer reinen Gegenwart an: „Das Geheimnis war gelüftet, die Nachkriegszeit zu Ende, Italien aus dem Nebel des familiären Gedächtnisses ins Bewusstsein zurückgekehrt." (M, 239) Die ambivalenten Gefühle, die die Fotos in ihm auslösen, sind von der Spannung zwischen dem „Widerschein des Nationalsozialismus" (Klaus Briegleb) und dem moralischen Nachkriegsbewusstsein gekennzeichnet, die Funktion der Fotos im Text besteht vor allem darin, diese Spannung zu historisieren. Die Frage nach der ‚innerlichen Militarisierung' (64), die er sich angesichts der durch die Fotos ausgelösten Gefühle stellt, interessiert ihn schlussendlich nicht wirklich. Am Ende ist er von der ambivalenten Sehnsucht befreit. Das letzte Foto im Text ist ein Portrait des

31 Wackwitz hat in mehreren Aufsätzen den Einfluss Adornos auf seine eigene Biographie historisiert. Siehe Wackwitz 2001, zum fünfzigsten Jahrestag der Veröffentlichung von Adornos Minima Moralia, und Wackwitz 2003b über die Dialektik der Aufklärung. Ersterer argumentiert dafür, Minima Moralia als ‚Poesie, nicht Wissen' zu lesen: „Die in ihr aufbewahrte Todeserfahrung darf nicht zu wirklichen Handlungen anzuleiten beanspruchen, wie die Wissenschaft, sondern wie die Poesie nur zu inneren Bewegungen führen." Der zweite Aufsatz ist eine Erinnerung seiner ersten Lektüre der Dialektik der Aufklärung in den frühen siebziger Jahren und beschreibt diese Lektüre als „eine Art des Lesens, wie sie, auch damals schon unter dem Einfluss des Protestantismus und Pietismus, zuletzt vielleicht im 18. Jahrhundert vorgekommen ist."

32 Siehe dazu das Kapitel zu Austerlitz in Schmitz 2004, 291-321. Susanne Knaller (2002) hat eine allegorische Theorie entwickelt, die diese dem hermeneutischen Zirkel annähert und allegorisches Schreiben als rhetorisch konstituierte Form der Erinnerung bezeichnet, die von Prä-Texten bestimmt wird. Knaller verbindet ihren Allegoriebegriff explizit mit zeitgenössischen Erinnerungstheorien. Die selbstreflexive Intertextualität der Allegorie ermöglicht Kommentar und Einfühlung, ohne die Grenze zwischen Erinnerungssubjekt und -objekt zu verletzen.

33 Laut Brigitte Rauschenbach (1998, 243) überwindet die Hermeneutik historischen Brüche: „Wer überhaupt versteht, versteht immer anders, schreibt also tradierte Bedeutungen selbständig fort. Folglich gibt es für das hermeneutische Bewusstsein keinen historischen Bruch." Für Michael Roth (1998, 165), der die Freudsche Psychoanalyse als eine „Hermeneutik der Erinnerung" bezeichnet, schafft diese eine Vergangenheit „mit der man leben konnte".

Generals, das den familialen Blick ermöglicht, den die Kriegsfotos nicht bereitgestellt hatten und in dessen Augen sich die „Verlorenheit eines ganzen Lebens" spiegelt (M, 236). Medicus' Text endet mit einem triumphalen Affirmation des eigenen Überlebens, aus dem Schatten des Gespenstes heraustretend in die Genealogie der Zukunft, am Ort der hinterpommerschen Heimat: „Dort stand, fast drei Jahre alt, mein Sohn." (M, 248) Post-Gedächtnis wird weiter transformiert in Familiengedächtnis.

Auch Wackwitz' beschreibt seinen Abschied von der zwanghaften politischen Obsession der frühen achtziger in Begriffen der Epiphanie und des Wiedereintritts in die Realität.[34] Damit ist die Zeit nicht mehr ‚aus den Fugen'.[35] Die Akzeptanz des Familienerbes ersetzt die unbewusste gespenstische Ungleichzeitigkeit des Nachlebens von Auschwitz durch die bewusste des Gedenkens der Familientradition. Die Historisierung des Schocks von Auschwitz öffnet den Blick für einen anderen Zugang auf Geschichte und Geographie, ohne die Lektion des Nationalsozialismus zu vergessen. Die Sensibilität dem unbewussten Erbe gegenüber, das hier in ein bewusstes transferiert wird, ist in Wackwitz zentrale Metapher des multiplen Gespenstes eingeschrieben. Dies lässt sich nirgendwo so gut verfolgen wie in seinem Umgang mit Familienfotos aus dem zweiten Weltkrieg. Während das Gespenst des Nationalsozialismus bei Medicus keine Rolle spielt, sieht Wackwitz in den Familienfotos das Unheimliche des Nationalsozialismus, die Gleichzeitigkeit von Normalität und Verbrechen, das Wegsehen und das Wissen um die Vernichtung sedimentiert. Dieses macht die Fotos zu Dokumenten der Verdrängung und zerstört sie von innen heraus als Andenken. Wackwitz gesteht seiner Familie zu, ihre Kindheitserinnerungen von nachträglichem Wissen unberührt zu lassen: „Jeder Mensch hat ein Recht auf eine geschichtslose Kindheit." (W, 11) Seinen eigenen Text zeichnet aber ein Bewusstsein um die Differenz zwischen privatem Erinnern und öffentlicher Performanz von Erinnerung aus. Die erstere mag auf einer bestimmten Unschuld beharren, die letztere muss die Abhängigkeit dieser Unschuld von den Naziverbrechen mit bedenken. Das unterschwellige Wissen um die wahre Natur des Nationalsozialismus, behauptet Wackwitz, habe die schönsten Kindheitserinnerungen seiner Familie und alle Vorstellungen von Heimeligkeit und Heimat entwertet: „Als seien sie selbst Gespenster, sind meine Großeltern, meine Tante, mein Onkel und mein Vater in einem schmalen Korridor durch eine Zeit gegangen, die jedem Menschen auf der Welt etwas anderes bedeutet als ihnen." (W, 10)[36] Während Medicus die Familienfotos zur Wiederherstellung eines Familienkontextes benutzt, verwendet Wackwitz sie zu einer Geschichtslektion, in der die Naziverbrechen zum integralen Bestandteil des familiären Post-Gedächtnisses werden, ohne es zu lähmen. Anders als bei Medicus verschwindet die politische Person von Wackwitz' Großvater nicht hinter der nachgetragenen Empathie. Während

34 Es ist bemerkenswert, dass sowohl Koenen, als auch Theweleit ihren Abfall von der radikalen Politik in ähnlichen Begriffen beschreiben. Koenen erwähnt die „mythologische Sonderwelt" seiner K-Gruppe (Koenen 2001, 16) und Theweleit beschreibt seine Vaterschaft als Befreiung von den „politischen Zwangsgeschichten" (Theweleit 1998, 44).

35 Hier entfernt sich Wackwitz' Unternehmen von dem Derridas. Derrida bezweifelt die „Gleichzeitigkeit der Gegenwart mit sich selbst", die Wackwitz' Gespräch mit den Gespenstern produziert (Derrida, 1995, 62).

36 Dies ist ohne Zweifel eine implizite Kritik an Martin Walsers ‚Ein springender Brunnen'. der die Authentizität der unschuldigen Kindheitsperspektive im ‚Dritten Reich' vor dem Schatten von Auschwitz zu bewahren sucht. Siehe Schmitz 2004, 181-215.

Medicus in seiner hinterpommerschen ländlichen Idylle ankommt, spricht aus Wackwitz ein urbanes nomadisches Bewusstsein. In seiner dialektischen Erinnerungsübung, die Tradition lesend und siebend, praktiziert *Ein unsichtbares Land,* was Grass 1990 stipuliert: Wer heute über Deutschland nachdenkt, „muss Auschwitz mitdenken" (Grass 1990, 13).

LITERATUR

Abrahams, Nicholas (1968/1991) ‚Aufzeichnungen über das Phantom. Ergänzung zu Freuds Metapsychologie', in: Psyche, H 8, 691-98.
Adorno, Theodor W. (1951/1997): Minima Moralia. Frankfurt.
Assmann, Aleida (1998): ‚Stabilisatoren der Erinnerung – Affekt, Symbol, Trauma', in: Jörn Rüsen und Jürgen Straub (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt/M., 131-52.
Barthes, Roland (1982): Camera Lucida, zitiert nach der engl. Übersetzung. London.
Becker, Jillian (1978): Hitler's Children. The Story of the Baader Meinhof Gang. London.
Benjamin, Walter (1928/1991): Einbahnstraße, Gesammelte Schriften, hg v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt, Bd. IV.1, 83-148.
Bode, Sabine (2005): Die vergessene Generation. Kriegskinder brechen ihr Schweigen. München.
Bohleber, Werner (1998): ‚Transgenerationelles Trauma, Identifizierung und Geschichtsbewusstsein', in: Jörn Rüsen und Jürgen Straub (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt/M., 256-74.
Bowie, Andrew (1990): Aesthetics and Subjectivity: from Kant to Nietzsche. Manchester.
Brumlik, Micha (2000): Deutscher Geist und Judenhass. München.
Caputo, John D. (2000): More Radical Hermeneutics. Bloomington u. Indianapolis.
Clark, Christopher (2000): ‚Piety, Politics and Society: Pietism in: 18th century Prussia', in: Philip G.Dwyer: The Rise of Prussia 1700-1830. Harlow, 68-88.
Clausen, Detlev (2003): Theodor W. Adorno. Ein letztes Genie. Frankfurt/M.
Dawson, Jerry F. (1966): Schleiermacher. The Evolution of a Nationalist. Austin.
Derrida, Jacques (1993/1995): Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale. Frankfurt/M.
Dutschke, Gretchen (1996): Wir hatten ein barbarisch schönes Leben. Köln.
Eckstaedt, Anita (1992): Nationalsozialismus in der ‚zweiten Generation'. Frankfurt/M.
Fichte, Johann Gottlieb (1973): Schriften zur Revolution, hg. v. Bernhard Willms. Frankfurt, Berlin,Wien.
Frei, Norbert (2004): ‚Gefühlte Geschichte', in: DIE ZEIT, 21.10.2004.
Frei, Norbert (2005): 1945 und wir. München.
Freud, Sigmund (1909/1999): ‚Der Familienroman der Neurotiker', in: Freud: Gesammelte Werke, vol VII. Frankfurt, 227-31.
Fuchs, Anne (2006): ‚From Vergangenheitsbewältigung" to generational gemory contests in: Günter Grass, Monika Maron and Uwe Timm: German Life and Letters, April 2006, 169-184.
Gawthrop, Richard L. (1993): Pietism and the making of eighteenth-century Prussia. Cambridge.
Grass, Günter (1990): ‚Kurze Rede eines vaterlandslosen Gesellen', in: Grass: Ein Schnäppchen namens DDR. Darmstadt, 7-13.
Henrich, Dieter (1993):, ‚Was ist die deutsche Nation?', in: Henrich: Nach dem Ende der Teilung. Über Identität und Intellektualität in Deutschland. Frankfurt/M., 69-124.
Hirsch, Marianne (1997): Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory. Cambridge/Mass.

Hirsch, Marianne (2001): ‚Surviving Images: Holocaust Photographs and the Work of Post-memory', in: The Yale Journal of Criticism, vol. 14, nr. I, 5-37.
Jensen, Olaf (2004): Geschichte machen. Strukturmerkmale intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien. Tübingen.
Kafka, Franz (1994): ‚Eine kaiserliche Botschaft', in: Kafka, Gesammelte Werke in zwölf Bänden, vol. 1, Ein Landarzt und andere Drucke zu Lebzeiten. Frankfurt/M.
Knaller, Susanne (2002): ‚A Theory of Allegory beyond Walter Benjamin and Paul deMan', The Germanic Review, April 2002, 38-101.
Koenen, Gerd (2001): Das rote Jahrzehnt. Köln.
Lehmann, Joachim (2006): ‚Selbstbefreiung nach „Sturm und Drang"-Manier. Bernward Vespers Romanessay Die Reise' in: Matteo Galli and Heinz-Peter Preußer (Hg.): Mythos Terrorismus. Vom Deutschen Herbst zum 11. September. Jahrbuch Literatur und Politik, vol. 1. Heidelberg, 149-66.
Lorenz, Hilke (2003): Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation. Berlin.
Medicus, Thomas (2004): In den Augen meines Großvaters. München.
Mitscherlich, Alexander und Margarete (1967): Die Unfähigkeit zu trauern. München.
Niven, Bill (2002): Facing the Nazi Past, United Germany and the Legacy of the Third Reich. London.
Niethammer, Ortrun (2006): ‚Das traumatisierte Kind. Terrorismus und die psychodynamischen Prozesse des Verlassens und Verlassenwerdens', in: Matteo Galli und Heinz-Peter Preußer (Hg.): Mythos Terrorismus. Vom Deutschen Herbst zum 11. September. Jahrbuch Literatur und Politik, vol. 1. Heidelberg, 35-50.
Rauschenbach, Brigitte (1998): ‚Stille Post. Von der Übertragung im Unverstand', in: Jörn Rüsen und Jürgen Straub (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt/M., 243-55
Redfield, Marc (1999): ‚Imagi-Nation. The Imagined Community and the Aesthetics of Mourning', diacritics, Winter 1999, 48-83.
Rorty, Richard (1989): Contingency, Irony, and Solidarity. Cambridge/Mass.
Roth, Michael (1998): ‚Trauma, Repräsentation und historisches Bewusstsein' in: Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt/M., 153-73.
Rüsen, Jörn und Jürgen Straub (Hg.) (1998): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt/M.
Schivelbusch, Wolfgang (2001): Die Kultur der Niederlage. Berlin.
Schmitz, Helmut (2004): On Their Own Terms. The Legacy of National Socialism in Post-1990 German Fiction. Birmingham.
Schmitz, Helmut (2006a): ‚Reconciliation between the Generations: The Normalisation of the Image of the Ordinary German Soldier in recent Literature', in: Stuart Taberner, Paul Cooke (Hg): German Culture, Politics and Literature into the 21st Century: Beyond Normalization. Rochester, 151-65.
Schmitz, Helmut (2006b): 'The Birth of the Collective from the Spirit of Empathy: From the Historians' Debate to German Suffering', in: Bill Niven (Hg.): Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany. Basingstoke, 93-108.
Schneider, Michael (1980): ‚Väter und Söhne, posthum', in: Schneider: Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke. Darmstadt, 8-63.
Theweleit, Klaus (1977): Männerfantasien 1 & 2. Frankfurt/M.
Theweleit, Klaus (1998): ‚Bemerkungen zum RAF-Gespenst „Abstrakter Radikalismus" und Kunst', in: Theweleit: Ghosts. Drei leicht inkorrekte Vorträge. Frankfurt/M, 13-99.
Timm, Uwe (2003): Am Beispiel meines Bruders. Köln.
Wackwitz, Stephan (2001): ‚Im Zaubermantel der Verneinung', taz, 24.11.2001.
Wackwitz, Stephan (2003a): Ein unsichtbares Land. Familienroman. Frankfurt/M.
Wackwitz, Stephan (2003b): ‚Das Buch aus Sand', taz, 11.1.2003.

Weigel, Sigrid (1999): Telescopage im Unbewussten. Zum Verhältnis von Literatur, Geschichtsbegriff und Literatur' in: Elisabeth Bronfen, Birgit R.Erdle, Sigrid Weigel (Hg.): Trauma. Zwischen Psychoanalyse & kulturellem Deutungsmuster. Köln, Weimar, Wien, 51-76.

Weigel, Sigrid (2002): „„Generation" as Symbolic Form: On the Genealogical Discourse of Memory since 1945', Germanic Review, 77, 264-77.

Welzer, Harald, Sabine Moller und Caroline Tschuggnall (2002): Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a.M.

Wolf, Christa (1990): ‚Gedächtnis und Gedenken,' in: Wolf: Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985. Bd. 1. Frankfurt/M., 133-144.

Angst und Anekdote

Zur Struktur autobiographischer Erinnerungsprozesse in Christa Wolfs „Kindheitsmuster“

Ortrun Niethammer

In ihrem 2003 veröffentlichten Tagebuch, das sich nur auf einen Tag im Jahr, den 27. September, bezieht, schreibt Christa Wolf unter dem Jahr 1976 über sich selbst:

> *[Zitat 1] Daß mir das Allerschlimmste bisher nicht zugestoßen ist. Natürlich erlebe ich einiges, auch Schlimmes, gehe aber aus solchen Lebenskrisen, auch Krankheiten, heil wieder hervor. Die Tbc hätte schlimmer sein, im Krieg oder auf der Flucht hätten wir ein Familienmitglied verlieren können ... (Wolf 2003, 212)*

Zum Verhältnis von Autobiographie und Roman in „Kindheitsmuster“ vermerkt sie 1975:

> *[Zitat 2] Es hilft nichts, ich muß mich an die Arbeit setzen. Es ist schon nach zehn. Eigentlich will ich nicht arbeiten, es kommt mir hochtrabend vor. Darüber kann Gerd [Wolf, C.W. Ehemann] nur den Kopf schütteln, ich sage es ihm auch nicht mehr. Aber das Gefühl ist echt. Meine Maschine steht in dem kleinen Zimmer, in dem auch mein altes Bauernbett steht und ein Schreibschrank, alles „Nudelmeier“, die alten Möbel geben dem Zimmer eine gute, anheimelnde Atmosphäre. Ich muß heute das vierzehnte Kapitel beenden. „Ich muß“ ist wohl dasjenige Wort, das unausgesprochen immer mit mir geht. Ich muß also beschreiben, wie das Leben von Bruno Jordan, der von sowjetischen Soldaten erschossen werden soll, weil er französische Gefangene auf ihrem Marsch begleitete, durch einen Franzosen gerettet wird. Ich versuche es genau so zu schreiben, wie mein Vater es uns erzählt hat. Viele andere Bilder gehen mir dabei durch den Kopf. Ich ende mit einem Ausspruch von Lenka, den ich natürlich erfinde: Ganz schön irre das Ganze. Oder findet ihr nicht? (Wolf 2003, 199)*

Und die Konstruktion von „Kindheitsmuster“ beschreibt sie folgendermaßen:

> *[Zitat 3] Um ¾ 10 setze ich mich hin und beginne mit Notizen zum 8. Kapitel: „Krieg“. Die üblichen vier Blätter werden angelegt, auf denen ich die üblichen „vier Ebenen“ notiere: Reiseebene, Vergangenheitsebene, Manuskriptebene, Gegenwartsebene. Ich nähere mich nun bedenklich dem Kernpunkt der Selbst-*

 © Verlag Barbara Budrich

> *analyse (Eintritt in den Jungmädelbund und was ihm folgte). Diese Notierungen machen mir immer Spaß. Später sollen sie nicht mehr getrennt nebeneinander stehen, sondern ineinander übergehen. Manchmal erlebt man diesen Moment des Ineinanderverschmelzens (in einem künstlerischen Einfall) bewußt; an diesem Vormittag kam ich nur so weit, daß mir klar wurde, ich müßte dieses Kapitel mit einer Beschreibung der Vorbereitungen zur Arbeit beginnen. (Heute, einen Tag später, wohl unter dem Einfluß einer Schrift von Kütemeyer: „Die Krankheit in ihrer Menschlichkeit"[1], merke ich schon, daß ich diesen ganzen Komplex „Krieg" als einen pathologischen Knoten im Leben dieser Personen darstellen muß.) (Wolf 2003, 170 f.)*

Für diesen autobiographischen Roman bedeutet es folgendes:

Erstens steht Christa Wolf im Mittelpunkt dieser Autobiographie und beschreibt sowohl ihre Kindheit wie auch ihre Jugendzeit. Dies wird deutlich durch Zitat 1, indem sie ihre Lungentuberkulose erwähnt, die gegen Ende von Kapitel 17 thematisiert wird. Wichtigstes Merkmal dieser Autobiographie ist die mehrfache Dimensionierung der handelnden Person in die Ich-, Du-, Sie-Perspektive, in der sowohl die Autorin zur Schreibzeit wie auch das erinnerte Kind im Mittelpunkt stehen.

Christa Wolf geht keinen „autobiographischen Pakt" (Phillip Lejeune) ein, da die handelnde und erzählende Person mehrfach dimensioniert ist, also eine typisch für das 20. Jahrhundert erweiterte Selbstreferentialität (Walter Hinck) zeigt. Insofern, und das belegt auch obiges Zitat 2, handelt es sich um einen autobiographischen Roman. Es geht hierbei um Verfahren und Muster von Autobiographie und/oder Roman. Klar beantwortet Wolf die mögliche Frage nach der Autobiographie, vieles scheint authentisch zu sein, manches ist erfunden, um, wie Wolf sagt, die Wahrheit einer Kindheit im NS-System zu verdeutlichen. Die Szene um den von Russen gefangenen und nicht ermordeten Bruno Jordan, der von einem Franzosen gerettet wird, findet sich, wie beschrieben, in Kapitel 14, und auch der Ausspruch Lenkas „Ganz schön irre, das Ganze, sagte Lenka. Oder findet ihr nicht?" steht am Schluss des Kapitels und beendet diese Episode. Im Jahres-Tagebuch bemerkt sie zu „Kindheitsmuster": „Die Wunde offen halten. Verwenden: Tagebuchblätter, Briefe. Vor- und Rückblenden, ganze Geschichten ausführen, Episoden. Kein ‚Enthüllungsbuch', kein Ressentiment. Einfach ein Zeitzeugnis: Wie man lebt in dieser Zeit." (Wolf 2003, 144 f.)

Spannend ist auch drittens der Hinweis auf die Konstruktionsprinzipien des Romans, die in Zitat 3 unterschieden und ausführlich besprochen werden: Reiseebene, Vergangenheitsebene, Manuskriptebene und Gegenwartsebene. Um diese Ebenen exemplarisch zu verifizieren, wähle ich Kapitel 17 aus, in dem das formal z.T. angestrengte und krampfhafte „Muß" der Konstruktion (s. Zitat 2) einem lockeren und anekdotischen Schreiben weicht. Auch als Leserin, nicht nur als Autorin, empfindet man das entspannte, teilweise zum Lächeln, Staunen und zum Lachen reizende Kapitel als wohltuend in dem fast „überstrukturierten" Text. (Hinck 2004, 59) In Kapitel 17 wird die Zeit um August 1945 geschildert. Die Familie Jordan, d.h. Mutter Charlotte, Bruder Lutz und Nelly, sind nach der Flucht aus Landsberg/Warthe (heute Polen) im mecklenburgischen Dorf Bardikow angekommen. Der Vater befindet sich,

1 Nachgewiesen werden konnte nur Kütemeyer 1951, wo die „Krankheit der Menschlichkeit" eine Kapitelüberschrift ist, siehe auch Eintrag zu dem Jahr 1973 aus Wolf 2003.

wie man inzwischen weiß (s. Kapitel 14), in russischer Kriegsgefangenschaft. Die 16-jährige Nelly arbeitet beim zeitweilig eingesetzten, weil durch seine NS-Zugehörigkeit stark belasteten Bürgermeister Richard Steguweit als Sekretärin und ist zuständig für die Kooperation mit dem russischen Kommandanten Pjotr. Neben vielen Anekdoten und Episoden stehen zwei örtliche Gegebenheiten für Nellys Familie im Vordergrund, zuerst die Unterkunft im Stall der Bäuerin Laabsch, dann der Umzug in das Bauernhaus Frahm, das einsam außerhalb des Dorfes liegt. Diese Unterkunft ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil die Bedrohung durch marodierende russische Soldaten ein ständiger Begleiter ist.

Gerade angesichts der Debatte um die Autobiographie von Günter Grass „Beim Häuten der Zwiebel" (2006) soll die Frage nach literarisierter, authentischer Erinnerung im autobiographischen Roman Christa Wolfs „Kindheitsmuster" gestellt werden. Meine These ist, dass Autobiographien, wenn sie subjektiv wahrheitsgemäß vorgehen, immer so komplex und vielschichtig sind, dass Leser nicht umsonst den Eindruck gewinnen, der Text sei „rabulistisch" vernebelt (Kubjuweit 2006, 58). Zudem findet die Autobiographie ihre Form in der Anekdote, die ein geeignetes Medium zu sein scheint, abgeschlossene Realitätspartikel in Literatur zu überführen. In diesem Sinn ist Autobiographie kein einsträngiger Lebenslauf, sondern eine eigenständige Gattung, die hilft, der Wahrheit „und sei es nur um eine Streichholzlänge" (Günter Grass) näher zukommen.

Eine Anapher: Angst und Anekdote

In der Überschrift von Kapitel 17 sind wichtige Aspekte benannt „Ein Kapitel Angst: Die Arche". Angst ist das zentrale semantische Feld, das abgearbeitet wird. Als zweiter zentraler Begriff wird die einsam liegende, so genannte „Arche", das Bauernhaus der Familie Frahm, thematisiert, deren feste Falltür im dritten Obergeschoss geschlossen werden muss, um die anwesenden Personen und Lebensmittel zu schützen, wenn zwischen 1 und 2 Uhr nachts die Soldaten angestürmt kommen. Das dritte Bezugsfeld ist die Diskussion um das anekdotenhafte Schreiben, das sich in der Abfolge kleiner Episoden zeigt.

Angst ist hier die Beschreibung einer permanent verunsichernden Situation. Im spezifischen Fall das historische Vakuum, das nach Abschluss der Kriegshandlungen und vor Beginn einer neu sich ergebenden Gesellschaftsform vorhanden war. Gesetzmäßigkeiten und rechtsstaatliche Formen mussten wieder entstehen bzw. sich überzeugend präsentieren, weil das Grundvertrauen zu Mitmenschen und deren moralischen Maßstäben durch die sich gravierend verändernde soziale Schichtung nicht mehr normativ vorausgesetzt werden konnte. Angst hat viele Dimensionen, primär die emotionale. Biologisch ist es ein Stresszustand, durch den der Angsthabende aufgefordert wird zu fliehen. Angst schützt insofern vor Gefahr, indem sie den Körper in erhöhte Wahrnehmungsbereitschaft versetzt, die Nerven und Muskeln anspannt und die Herzfrequenz beschleunigt. Bestimmte traumatische Ereignisse wie heftige Unfälle oder Verluste können Menschen lebenslang in Angstbereitschaft versetzen, die sich durch nicht mehr steuerbare Panikattacken ankündigt. Angst ist zudem die erste Triebstruktur, die der Mensch nach der Geburt entwickelt, von daher ist sie eines der zentralen Paradigmen menschlicher Befindlichkeit. „In nahezu allen psychotherapeutischen Ansätzen spielen Ängste eine zentrale Rolle." (Höcker/Stapf 2004, 44) Inso-

fern ist es konsequent und einsichtig, dass Christa Wolf Angst als zentrales Bezugsfeld setzt.

Bei Wolf spielt Angst auf allen vier Beschreibungsebenen eine Rolle, sowohl in den darstellenden wie auch den reflektierenden. Sie überlegt zu Beginn von Kapitel 17:

> *Ein Kapitel Angst, und das ist knapp bemessen.*
> *Nimm doch einfach – wer hindert dich? – nimm alle Angst aus deinem Leben weg. Die gegenwärtige, die vergangene: Es wäre, vielleicht, das erwünschte Leben (das von andern erwünschte): Der Kitt des Jahrhunderts herausgeschmolzen. Es zerfiele in Anekdoten, die alle den Vorzug hätten „machbar" zu sein. (Wolf 2002, 518)*

Angst und Anekdote werden hier in einem Kontext genannt. Angst wird als der Kitt, als die zusammenhängende Struktur und als verbindendes Element des 20. Jahrhunderts gesehen. Interessant ist diese Perspektive der Autorin, die als Person des Jahrgangs 1929 in den Krieg hineingewachsen ist und ihre zentrale Perspektive auf ihr Leben vor und im Kriegsgeschehen erwerben musste.[2]

Dass die Figuren des Romans Angst empfinden, wird an vielen Stellen gezeigt: am häufigsten in den Reaktionen Nellys, als sie eines russischen Soldaten ansichtig wird, schnell die Tür des Bürgermeisteramtes verschließt, aus dem Fenster springt, über die anliegenden Koppeln rennt und sich versteckt. „Die Angst schaltet ihren Kopf aus, setzt die Beine selbstständig in Bewegung ...". (Wolf 2002, 519)

Warum Anekdote? Als ‚anekdoton', also ‚das nicht Herausgegebene', hatte Prokopios im 6. Jahrhundert ein kritisches Geschichtswerk mit Indiskretionen über den Kaiser Justinian bezeichnet, das erst nach dessen Tod erschien. Seither gilt die Anekdote als eine zunächst mündlich verbreitete Erzählung einer Episode, einer epischen Kleinform aus dem Leben einer bekannten historischen Persönlichkeit – meist eines Herrschers, Militärs oder Künstlers. Ihr strukturelles Merkmal besteht darin, an einem scheinbar zufälligen Detail – wie einer Äußerung oder einer Handlungsweise – die charakteristische Eigenart dieser Person zu verdeutlichen und eine repräsentative Momentaufnahme zu entwerfen. Oft ist der knappe Handlungsverlauf von einer überraschenden Wendung am Ende gekennzeichnet, die häufig prägnant und witzig ist (Meid 2001, 28).

Den Vorgang der herannahenden Russen charakterisierend, schreibt Christa Wolf:

> *Banaler Vorgang, über den heute im Kino gelacht würde: [...] Amüsiert würden die Zuschauer dieses immer noch kopflose Mädchen durch die Hintertür hinausrennen und in panischer Furcht über die Koppelzäume klettern, über die Viehweiden hinter dem Dorf rennen sehen, während der Soldat so heftig an der Bürgermeistertür rüttelt, daß die Riffelglasscheibe herausfällt und im Flur zerschellt. (Wolf 2002, 519)*

2 Vgl. auch Grass 2006, 121-180 das Kapitel „Wie ich das Fürchten lernte". Darin z.B. „Angst ist mein nicht abzuwerfendes Gepäck gewesen. Ausgezogen das Fürchten zu lernen, wurden mir tagtäglich Lektionen erteilt." (145).

Auf der abstrakteren, gedächtnisorientierten Ebene fragt Christa Wolf, ob das „Gedächtnis mit Vorliebe als Anekdotenspeicher" (Wolf 2002, 521) arbeite und in seiner Struktur die pointierte Geschichte favorisiere?

> *Die Verarbeitung schwieriger Geschichtsabschnitte, in denen gewisse Relationen noch ungeklärt sind, zu Zeitungsanekdoten, aus Anlaß von Jahrestagen [...]. Anwendung der Mischtechnik: Löschen, auswählen, pointieren. (Wolf 2002, 521)*

Exemplarische Analyse: Die vier Bögen

Christa Wolf unterscheidet, wie oben in Zitat 3 dokumentiert, vier Ebenen der autobiographischen Darstellung: *Reiseebene*, *Vergangenheitsebene*, *Manuskriptebene* und *Gegenwartsebene*, die sich offensichtlich auf vier Bögen verteilen. Gleichzeitig unterscheidet sie drei personale Ebenen in der Ich-Figur: Ich, Du, Sie. Diese subjektive, im Grunde aufgespaltene Form des Erzählens nennt Wolf „subjektive Authentizität". Wolf schreibt, es gäbe keine Technik, „die es gestatten würde, ein unglaublich verfilztes Geflecht, dessen Fäden nach den strengsten Gesetzen ineinandergeschlungen sind, in die lineare Sprache zu übertragen, ohne es ernstlich zu verletzen." (Wolf 2002, 252). Formal ist dieser Roman auf drei Zeitebenen angeordnet: die Erzählzeit (*Manuskriptebene, Gegenwartsebene*), in der die Erzählerin das Erzählte in ihre Schreibgegenwart einblendet. Sie unterscheidet zwischen gedächtnis- und philosophisch orientierten Überlegungen (*Manuskriptebene*) und den Zeitungs- bzw. Radioberichten über die Kriege, die zur Schreibzeit spielen, hier der Vietnamkrieg und der Aufstand in Chile (*Gegenwartsebene*). Sie schreibt zu dieser Ebene in ihrem Jahres-Tagebuch 1970:

> *Also jetzt gleich das Kindheitsbuch in Angriff nehmen. Untertitel so etwas wie: Eine Kindheit in Deutschland. Oder auch: Einen Nachruf auf Lebende. Die Flucht, auch die harten Vorfälle, wahrheitsgetreu schildern. Eine Vertreibung aus dem Paradies, das aber kein Paradies war, wie sich herausstellt. Parallelen zu heute durch genaue Schilderung des Erziehungsmechanismus herauskriegen. Ich brauche Schulbücher von damals: Lesebuch, Geschichte, Biologie. Da kann ich mich auf eine paar Jahre einrichten, sage ich. Gerd sagt: Sei doch froh. Ich möchte auch mal wieder was schön Schlimmes schreiben können. (Wolf 2003, 154)*

Dann die so genannte *Reiseebene*, in der über die Reise nach Polen ab dem 10. Juli 1971 berichtet wird (Wolf 2002, 15), die sie mit ihrem Mann H., ihrem Bruder Lutz und der Tochter Lenka zu den Orten der Kindheit, etwa dem Kolonialladen der Familie in Landsberg/Warthe, unternimmt. Zuletzt gibt es die Beschreibung der *Vergangenheitsebene*, die ausführlichen Rückblenden auf die Zeit des nationalsozialistischen Regimes und das eigene Ich als Kind Nelly. Die aufgeworfenen Fragen werden nicht kontingent in eine Aussage überführt, sondern konstruieren ein Netz von unterschiedlichen Einschätzungen. Wichtig ist hierbei das episodische, in Kapitel 17 zugespitzt anekdotische, humoristische Erzählen, das sich aus der Form der Anlage, den Vor- und Rückblenden und den reflektierenden Elementen ergibt.

Betrachtet man nun die formale Struktur des Kapitels 17 (Wolf 2002, 518-557), fällt auf, dass die 39 Druckseiten formal in zwei relativ symmetrische Handlungsteile durch die Wohnorte gegliedert sind: Zuerst der Aufenthalt in der Scheune bei der Bäuerin Laabsch (Wolf 2002, 518-538) und dann der Wohnort der Familie in Frahms „Arche" (Wolf 2002, 538-557). Dieses Haus liegt außerhalb, und freiwillig zog man nicht gerne zu Frahms, „das Haus stand zu einsam: zwei Kilometer vom Dorf, zwei Kilometer von der Schwarzen Mühle entfernt, am Schnittpunkt zweier Feldwege, unweit vom Waldrand". Diese fast märchenhaft klingende Beschreibung hatte ihre Tücken, da nicht nur die ausgebombten Deutschen, sondern auch die russischen Soldaten großen Hunger hatten und freistehende Gehöfte nachts und ohne Einwilligung ihres Kommandanten überfielen und ausraubten. Der Kampf um Lebensmittel bildet den Schwerpunkt des anekdotischen Erzählens, es geht um Eier, Würste und Schinken.

(1) Neben dieser Symmetrie des äußeren Aufbaus und der fortlaufenden Zentralbegriffe, Angst und Anekdote, gibt es die nicht ausführlich bedachte, sondern nur sachlich beschriebene *Reiseebene.* In diesem Kapitel wird mehrmals auf den Reiseabschnitt zwischen Witnica und Kostryn Bezug genommen (Wolf 2002, 538, 550 et. al.)

(2) In der viel intensiver thematisierten *Manuskriptebene* geht es meines Erachtens um die Auseinandersetzung mit dem Schreib-Ich, mit der Instanz der Autorin, die sich unter schwierigen Umständen und mit verschiedenen Zustandsformen der Angst ihrem Kinder- und Jugend-Ich annähert. Zudem um die ästhetische Form der Aufarbeitung, um philosophische und sozialpsychologische Konsequenzen und insbesondere um Fragen der Moral.

Wolf, die Erzählerin schreibt:

> *März fünfundsiebzig. Nachts hochschrecken, wenn die abflachende Schlafkurve von der steil ansteigenden Kurve der Angst geschnitten wird. Eine, neuerdings zwei Schlaftabletten öffnen die Klammer für vier, fünf Stunden. Grundlos, wie du zugibst. Grundlose Angst. Verräterisch der Doppelsinn der Wörter. Undurchschaubare Abläufe. Hilfserklärungen.*
> *Bei dem Versuch, Unberührtes zu berühren – Ungesagtes auszusprechen –, wird Angst „frei". Die freie Angst macht den von ihr Befallenen unfrei. [...]*
> *Die Fragen lassen sich ruhiger stellen. Nämlich: Handelt es sich um banale Angst vor den Folgen von Tabuberührungen, um Feigheit also, die von einem moralischen Akt zu überwinden wäre? [...] oder ist es die Grundangst davor, zuviel zu erfahren und in eine Zone von Nichtübereinstimmung gedrängt zu werden, deren Klima ich nicht zu ertragen gelernt habe? Eine Angst von weit her also und von klein auf, vor Selbstverrat und Schuld. Unselige Hinterlassenschaft. (Wolf 2002, 545 f.)*

Diese Angst ist eine, die ihrer Generation (s.o. Grass) biographisch zugeteilt ist und von der sich Wolf nicht mehr lösen kann. Wenn sie sich Situationen nähert, die ihr moralisch fragwürdig werden, verstärkt sich diese Unruhe, die die Autorin nur noch mit Schlaftabletten bewältigen kann. Detailliert werden hier die verschiedenen Angstformen beschrieben, die begleitet werden durch den somatischen Ausdruck der Schlaflosigkeit. Einerseits ist es eine grundlose Angst, weil sie zur Schreibzeit faktisch durch die Kriegswirren nicht mehr betroffen sein kann. Andererseits ist das

Bodenlose ihrer Angst auch in den Abgründen der biographischen Einsichten gefasst. Was wird sie über sich und ihre Familie erfahren? Welche Tabubrüche muss sie begehen, um diese Kriegs- und Nachkriegszeiten zu verstehen bzw. aufzuklären? Sigmund Freud unterscheidet zwischen Realangst, neurotischer Angst oder moralischer Über-Ich-Angst. Die Dimension der moralischen Über-Ich-Angst entspricht der „banalen Angst", die die Erzählerin im Zusammenhang mit den Tabubrüchen beschreibt und die sie aber offensichtlich überwinden kann.

Wolf unterscheidet hier in freie, banale Ängste und Grundangst. Freie Ängste scheinen solche zu sein, die scheinbar ohne Grund sich an die Fersen des Nachdenkenden heften und ihn bedrängen. Die Grundangst besteht in der Nichtübereinstimmung mit nahen Menschen und gewohnten Meinungen, banale Ängste können überwunden werden, wenn man sich Tabubrüchen stellt. Durch einen Rekurs auf die Musik – Johann Christian Bach, Paul Fleming, das 17. (Pest)Jahrhundert – vollzieht sie nach, welche Ängste schon früher thematisiert wurden und wie die Musiker und Autoren der letzten Jahrhunderte damit umgegangen sind. Die Grundangst bleibt und kann nicht gelöst werden, nur das anekdotische Erzählen, das Erzählen „lustiger Geschichten" (Wolf 2002, 535) kann diese unkontrollierte Zeit auflösen und punktuell Sinn stiften, damit sich der Druck auf dem Magen ein wenig lösen kann.

> *Womit gesagt ist, daß Angst und Spaß einander nicht ausschließen müssen, solange es sich um eine reale Angst vor wirklich vorhandenen Objekten handelt. Vor den Russen in ihrem Dorf verlor Nelly die Angst – nicht, weil sie als Helden, sondern weil sie sie als leicht komische Männer erlebte. (Lenka sagt: Bloß nicht wieder die Eiergeschichte! Du hast deinen Kindern die lästige Wiederholung von Standardanekdoten auch nicht erspart.) (Wolf 2002, 528)*

Angst kann aber auch Figurenmuster werden, das man in einer bestimmten Rolle übernehmen muss oder zu bestimmten Zeiten übernommen hat:

> *In deinem Kopf rennen immer die gleichen Gedanken. Vielleicht, sagst du, ist es die Angst, sich selbst zu zerreißen, wenn man sich von der Rolle lösen muß, die mit einem verwachsen war. – Gibt es eine Alternative? – Nein, sagst du. Und doch ist es eine Wahl. (Soll das Gefühl der Echtheit nur noch durch Angst zu erkaufen sein, die echt ist, keinen Zweifel an sich aufkommen läßt)?*
> *Ängste können auch, und das ist tröstlich für die Erzählerin, durch die Zeit gelöst werden (Wolf 2002, 553).*

Ein zweiter Bereich der *Manuskriptebene* ist in diesem Kapitel die eher zurückgenommene, aber das Buch durchlaufende Auseinandersetzung um die Gedächtnis- und Wahrheitsfrage und die Form der Darstellung. Spezifisch für das 17. Kapitel ist die Form der Anekdote, die Seiten des Abgründigen und Humoristischen hat:

> *Wann ihr angefangen habt, über diese Geschichten zu lachen, ist eine andere Frage, eine interessante ästhetische Frage: Ein und dasselbe Material wechselt sein Genre, je nachdem, ob die Leute, die es erzählen und denen es erzählt wird, imstande sind, es traurig oder lustig zu finden. (Wolf 2002, 535)*

(3) Die *Vergangenheits- und Gegenwartsebenen* sind solche, in denen es vornehmlich um die Zeit zwischen 1933 und 1945 und die Kriegshandlungen zur Schreibzeit geht.

Die *Vergangenheitsebene* wird von Nelly und ihrer Familie dominiert. Die Erzählperspektive ist in der Regel in der dritten Person gehalten. Zentral ist hier das anekdotische Erzählen, das im ersten Laabsch-Teil um den Bürgermeister Richard Steguweit kreist und im zweiten Frahm-Teil um die baulichen Konstruktionen, die entwickelt werden müssen, um die Übergriffe russischer Soldaten mit tatkräftiger Unterstützung des russischen Kommandanten Pjotr abzuwehren.

Bürgermeister Steguweit liegt wie Wilhelm Buschs Schneidermeisters Böck mit einem heißen Ziegelstein auf dem Magen im Bett und kann sich um sein Amt nicht kümmern. Nelly, als Angestellte, übernimmt seine Aufgaben. Nachdem sie bei der ersten Begegnung mit den Russen fluchtartig das Amt verlassen hat (s.o.) und auch die Gattin, Rosemarie Steguweit, in den Kuhstall geflüchtet ist, ist nun der Bürgermeister genötigt „seinen heißen Ziegelstein vom Bauch zu nehmen, in seine braunen Kordhosen zu steigen und eigenhändig dem russischen Soldaten zu öffnen". (Wolf 2002, 519). Das Gerücht läuft durchs Dorf, dass Nelly von den russischen Soldaten vergewaltigt worden ist.

Zu den Anekdoten gehört auch, dass Nelly in das Küchenwesen der Russen eingebunden wird. Zuerst die so genannte Eiergeschichte: Nelly wurde von dem Bürgermeister verpflichtet, auf russischen Befehl alle drei Tage zwanzig Eier einzutreiben, für die sie jeweils 30 Pfennig bezahlen konnte. Auf dem Schwarzmarkt bekamen die Bäuerinnen ca. 2 DM für ein Ei. Mit allen Mitteln forderte Nelly die Eier ein und ging zu den Russen, die ihr 50 DM für die Eier gaben. Obwohl sie protestierte, bekam sie das Geld, das zum Teil ihr Wochenlohn wurde. Gleichzeitig legte sie, weil der Ertrag der eingesammelten Eier schwankte, einen Vorrat in der Ofenröhre des Bürgermeisteramts an. Aber auch dort durften die überschüssigen Eier nicht zu alt werden, und so nahm sie hin und wieder Eier mit nach Hause. Sie wurde also, wie Steguweit ausführte, von den Russen entlohnt.

Oder die Anekdote im Bericht über die „alte Stumpen", die beauftragt war, die Wäsche des Kommandanten zu waschen, und sich versehentlich mit „Heil Hitler" verabschiedete. Ihr Versehen bemerkend, versteckte sie sich. Als sie nach zwei Wochen von zwei Soldaten gefunden wurde, ihre Erschießung antizipierend, übergab ihr der Kommandant „bitterernst" seinen dreckigen Wäschesack. Sie lief mit dem Sack durch das Dorf wie „Hans im Glück" und rief, dass sie auf den „Kommandanten schwöre". (Wolf 2002, 520 f.)

Der zweite Anekdotenbereich der *Vergangenheitsebene* fand in der Arche statt und bezieht sich auf die Verteidigung des Essens. In der Arche lebten 28 Personen, neben der Familie Frahm auch die Prostituierte Lydia Tälchen:

> *In der Nacht nach dem Gastmahl mit dem Kalb Melusine ließ Lydia Tälchen – es ging schon auf Morgen zu – einen ihrer Geliebten zur Giebeltür heraus. [...] Jedenfalls war es weder ihm noch der zarten Lydia möglich, die halboffene Tür, gegen die von außen kräftig gedrückt wurde, wieder zuzukriegen. Russische Laute, die auch die Familie Frahm aus dem Schlaf rissen. Es handelte sich um vier sowjetische Soldaten, die in ihrer Sprache der zitternden Lydia Befehle erteilten und sich untereinander halblaut verständigten. Bei diesem ersten Mal ging es schnell: Lydia, des Russischen unkundig, verstand gleich,*

> *was verlangt wurde, öffnete eilig die Tür zur Räucherkammer, jeder der vier packte an Schinken und Würsten, was er tragen konnte [...]. Zu hören war noch das Geräusch eines Pferdewagens, der wild angetrieben wurde und sich rasch in der Dunkelheit entfernte. (Wolf 2002, 547)*

Anschließend kamen die Russen häufiger. Um sich zu schützen, konstruierten die Bewohner ein Informations- und Rettungssystem:

> *Künftige Überfälle [...] liefen nach folgendem Schema ab: Der Mann auf der Außenwache [des Hauses] hört zum Beispiel nachts – meist zwischen eins und zwei, wenn es am dunkelsten ist – ein Fuhrwerk näher kommen. Er gibt ein lautes Signal auf seiner Trillerpfeife und verkriecht sich in dem vorbereiteten Versteck. Die Frau, die drinnen Telefonwache hat, reißt die Wohnzimmertür auf und brüllt aus Leibeskräften: Alarm!, um das Haus zu wecken. Danach stürzt sie zurück zum Telefon und informiert die Kommandantur. Alle Einwohner der Arche, die in den unteren Stockwerken geschlafen haben, begeben sich im Dunkeln schnell und leise in das obere Stockwerk, wo sämtliches Gepäck jeden Abend deponiert wird. Nelly ist dafür verantwortlich, daß alle Hausbewohner oben sind, bevor die Falltüre geschlossen wird. Sie gibt Onkel Alfons und Lehrer Zabel das Kommando: Tür schließen. Die Falltür fällt [...] Zugleich erfüllt ohrenbetäubender Lärm die Luft: Bruder Lutz nämlich betätigt vom Bodenfenster aus die Seile, welche die Klöppel an die Sauerstoffflasche schlagen. Zwei Kilometer entfernt erwacht das ganze Dorf. Der Kommandant Pjotr schwingt sich [...] aufs Pferd, verschießt, während er im Galopp näher kommt, ein Magazin aus seiner Maschinenpistole in die Luft und sitzt später schwitzend und fluchend in Frahms Küche. (Wolf 2002, 553 f.)*

Nach dem abgewehrten Angriff auf die Lebensmittel hockten die Bewohner mit dem russischen Kommandanten in der Küche und aßen heiße Suppe und eingeweckte Leberwurst aus dem Glas. Sie bestätigten sich in ihrem Einsatz, bis der Morgen kam. Alle gingen an die Arbeit, bis auf Nelly, die ja „schon lungenkrank ist und der ärztlicherseits eine Dauerliegekur verordnet wurde – legt sich noch einmal ins Bett“. (Wolf 2002, 553, s. auch Zitat 1)

Diese Episoden über die Russen betrachtend, wird ein relativierendes Beschreiben deutlich. Der Großteil der Russen ist bei Wolf moralisch überzeugender als Teile der Deutschen, etwa im Zusammenhang der Episode mit dem Wäschesack oder dem Gerücht, dass Nelly vergewaltigt worden sei, nachdem sie vor dem Russen, wie man weiß, grundlos geflohen war. Auch andere Episoden, die kontrastiv zu den russischen Anekdoten arrangiert sind, stützen diese These. Etwa die Geschichte vom deutschen Heiratsschwindler, dem Roten Vizekommandanten Fritz Wussagk, der für seine dritte Verehelichung, ohne vorherige Scheidung, die Bevölkerung tributpflichtig machte. Er erzwang von den Bauern ein üppiges Festmahl und schonte die Flüchtlinge, die er einlud. „Der Wussagk mochte ein Erzgauner sein, aber Feste feiern, das hat er gekonnt“ (Wolf 2002, 537). Nachdem sich herausstellte, dass das Flüchtlingsmädchen Ilse Wiedenhopf bereits seine dritte angeehelichte Ehefrau war, ohne Scheidung von den ersten Frauen, floh er.

Diese und andere Anekdoten wurden zudem oder zuerst einigen russischen Freunden vorgetragen, die selbst als Soldaten im Zweiten Weltkrieg beteiligt waren. Die Situation in Frahms Arche abschließend, ermuntert Wolf ein ehemaliger russischer Kapitän „Schreib das auf, schrie er, schreib das bloß auf." (Wolf 2002, 554) D.h. der Bezugsrahmen dieses Textes ist in die Kenntnisse und Wahrnehmung der russischen DDR-Rezeption eingebunden. Die gegenseitigen Vorhaltungen, gerade in der Nachkriegszeit, spiegeln sich hier nur indirekt wieder, wahrscheinlich nur in der überwiegend positiven Betonung der russischen Verhaltensweisen und anhand der Einblendung der Kampfhandlung des Vietnamkriegs der US-Amerikaner, die auf der *Gegenwartsebene* (d.i. die vierte Ebene) u.a. als Zeitungs- oder Radionotiz vermerkt werden. Hier im Kapitel wird etwa ein langes Gespräch mit einem Taxifahrer auf dem Weg zum Flughafen Schönefeld eingeblendet, der trotz der Informationen durch das Radio und Fernsehen die deutsche Kriegsschuld nicht anerkennen, insbesondere die russischen Toten nicht wahrhaben will. Er verweist nur auf das, was „die mit uns gemacht haben", die Erzählerin kontert durch die Berichte eines Moskauer Historikers, mit dem sie „die verfluchte Verfälschung von Geschichte" besprochen hatte. (Wolf 2002, 522 f.) Grass scheint den Taxifahrer zu bestätigen. Er beschreibt, wie die Russen mit ihren Panzern systematisch schlesische Flüchtlinge, die zwischen die Frontlinien gekommen waren, in die Tiefe einer Abraumhalde schoben:

> *Die Einschläge kamen näher. Unsere Sturmgeschütze – Jagdpanther mit Rohr in Fahrtrichtung – mußten beidrehen, um in Gefechtsposition zu kommen. Kommandos, einander überbietenden Schreie, denn nun schoben die Panzer vollbesetzte Pferdegespanne über die Abbruchkante in die abgesenkte Grube: gleich Gerümpel wurden sie weggekippt.*
> *Jetzt sehe ich einen bildhübschen Leutnant, wie er aus offener Turmluke gestikuliert, als hätte er mit bloßen Händen die Schußrichtung freischaufeln wollen, sehe jetzt schlesische Bauern, die nicht vom Fluchtgepäck lassen wollen, sehe puppenkleine Kinder auf seitlich wegrutschenden Wagen. (Grass 2006, 169 f.)*

Weiterhin gehören zu der beschreibenden *Vergangenheitsebene* meines Erachtens auch die Träume der Protagonistin, die relativ systematisch in den Band eingeflochten sind. In Kapitel 17 findet sich zudem ein zentraler Traum über die Heimatlosigkeit der Deutschen (Wolf 2002, 535), in dem charakterisiert wird, dass Nelly, nachdem sie in einer Tropfsteinhöhle zwangsweise festgenommen worden war, in ihre Wohnung zurückkehren darf. Die Wohnungstür wird von Felix Dahn (Ps. Ludwig Sophau, 1834-1912) geöffnet. Obwohl sie weiß, dass es höchstwahrscheinlich ihre Wohnung ist, merkt sie, dass sie eben von Dahn, bezeichnenderweise Verfasser des während der NS-Zeit stark rezipierten Romans *Kampf um Rom*, bewohnt ist, der ihr ein Nachhausekommen verweigert. Interessanterweise werden zwei unbewohnbare Orte, die Tropfsteinhöhle und die nicht betretbare eigene Wohnung, charakterisiert. In der Höhle ist es feucht und dunkel, ihre Wohnung nicht zugänglich, weil von Dahn besetzt. Aufschlussreich ist hierbei die mehrfache Dimension des Nicht-mehr-zu-Hausesein-Könnens, d.h. Ruhe- und Denkplätze stehen nicht zur Verfügung. Zudem werden über Dahn auch die Worte besetzt, die sie als Schriftstellerin bräuchte. Es herrscht also mehrfache Heimatlosigkeit, gerade, als die Erzählerin ihre erste Heimat nach der Flucht, die Arche, beschreibt.

In den Träumen werden Alternativen bedacht, Zustände prägnant bezeichnet, von daher kommen auch diese Traumsequenzen den episodischen und anekdotischen Episoden sehr nahe.

Diese vier Beschreibungsebenen, die auf drei Zeitebenen angeordnet sind, ermöglichen den Blick auf Formen und Funktionen des Textes. Zentral ist hierbei die Form der Anekdote, die eine der zentralen autobiographischen Formen der letzten Jahre ist, da sich ein Ich nicht mehr linear und damit einsträngig entwickeln kann. Wichtig ist hier der Hinweis auf die Funktion der Distanzierung, die sowohl Gefühle wie auch Erinnerungen verkapselt. Zudem wird diese Ich-Figur gespalten, um die verschiedenen Erinnerungsebenen separat auszuweisen. Diese gelockerte Selbstreferentialität finden wir auch in der Autobiographie von Günter Grass. In diesem Fall fällt es vielen Kritikern schwer, diese formal nicht vollständig identische Beschreibung zu akzeptieren. Sie fordern Eindeutigkeit als normative Kategorie, in der eine Autobiographie geschrieben sein muss, und bemängeln die Uneindeutigkeit der Grassschen Selbstbeschreibung und seinen übermäßigen Metapherngebrauch. Dadurch würden seine oft sehr deutlichen moralischen Maßstäbe infragegestellt:

> *Auch sein Erinnerungsbuch „Beim Häuten der Zwiebel" ist nicht gerade ein Dokument der Klarheit. Die Vagheit ist Stilprinzip in dieser Lebensbeichte, und wo es um die Wahrheit gehen sollte und nichts als die Wahrheit. [...] Es ist, als wolle Grass Spuren verwischen, statt sie aufzufinden. Er lenkt ab, wortreich, rabulistisch, und man beginnt mit ihm zu fragen: Ist das nun die Wahrheit, die ganze Wahrheit oder wieder eine neue Erfindung. [...] Das Einfachste ist hier ziemlich kompliziert. (Dirk Kurbjuweit u.a. 2006, 58, 60)*

Christa Wolf schreibt hingegen am 19./20.8 2006 in der „Süddeutschen Zeitung":

> *Im Gegensatz zu vielen, die sich in den letzten Tagen geäußert haben, sage ich: Günter Grass ist für mich kein anderer geworden. Allerdings habe ich auch vor seiner Mitteilung über eine ihn belastenden Phase seiner frühen Vergangenheit in ihm keine „moralische Instanz" gesehen. [...] Wozu brauchen wir diese überhitzte, ans Hysterische grenzenden Kampagnen? Ich weiß, wovon ich spreche. Bieten sie nicht dem oder jenem vielleicht Gelegenheit, einen unbequemen Zeitgenossen mundtot zu machen? (Wolf 2006, 15)*

Exkurs zur Autobiographie der Gegenwart

Das episodische Erzählen ist ein wichtiges formales Merkmal autobiographischer Gegenwartsliteratur. Um zu zeigen, inwieweit der Text von Christa Wolf in seiner formalen Struktur der Anekdote und der Aufspaltung der Ich-Figur die autobiographische Gegenwartsliteratur seit den 1970er Jahren beeinflusst hat, stelle ich im sehr gerafften Überblick einige Autoren und Schreibweisen vor.

Monika Maron (*1941), die eine Generation nach Christa Wolf in Berlin geboren ist und ebenfalls in der DDR lebte, bezieht sich in ihrem autobiographischen Werk „Pawels Briefe" (1999) durchweg auf Szenen, in denen ihre Großeltern, insbesondere ihr Großvater, eine Rolle spielen und die sie strukturell verknüpft mit den Erinnerungen ihrer Mutter und ihrem kindlichen und erwachsenen Selbst. Ausgangspunkt ihrer

Überlegungen sind Episoden aus dem Leben ihres Großvaters, visuell durch Fotos verstärkt, die jeweils zweimal auftauchen. Das erste Mal als Ganzphoto, das zweite Mal als Detail, was den Fokus der Autobiographin verdeutlicht. Durch die Verdoppelung der zudem im Text beschriebenen Bilder ergibt sich ein Dreifachgeflecht von Bild, Ausschnitt und Text.

Uwe Kolbe, ebenfalls zur Generation Marons in der DDR gehörend, spitzt das episodische Erzählen weiter zu, indem er seine Autobiographie „‚Renegatentermine'. 30 Versuche, die eigene Erfahrung zu behaupten" (1998) nur noch in einzelne Episoden gliedert, deren Zusammenhang nicht vom Autor, sondern variabel vom Leser hergestellt werden kann.

Die Selbstannäherung in dieser Form der Selbstreferentialität ist nach Walter Hinck am „vielschichtigsten eingewoben in die erzählerische Form [...] in Christa Wolfs ‚Kindheitsmuster'" (Hinck 2004, 193).

Christa Wolf vermerkt in ihrem Jahres-Tagebuch im Jahr 1970 dazu:

> *Das Kindheitsbuch muß das nächste sein. Nicht in Ich-Form, oder zwischen „Ich" und „Sie" wechseln. Keine Chronologie. Vielleicht so: Der Treck in der ersten Hälfte 1945, dahinein die Kindheit einblenden, die sich auf dieser Flucht eigentlich erst enthüllt. Technisches, immer wieder beim Prosaschreiben auftretendes Problem: Wie die einander überlagernden Schichten, aus denen die „Wirklichkeit" besteht, in die lineare Schreibweise hinüberretten? (Wolf 2003, 139)*

Sucht man in der Generation Wolfs, findet man in Günter Grass' (*1927) „Beim Häuten der Zwiebel" sowohl Merkmale des anekdotischen Schreibens wie auch ein gespaltenes bzw. „verkapptes" Ich-Modell. Er schreibt in seinem ersten Satz:

> *Ob heute oder vor Jahren, lockend bleibt die Versuchung, sich in dritter Person zu verkappen: Als er annähernd zwölf zählte, doch immer noch liebend gern auf Mutters Schoß saß, begann und endete etwas. Aber läßt sich, was anfing, was auslief, so genau auf den Punkt bringen? Was mich betrifft, schon.*
> *Auf engem Raum wurde meine Kindheit beendet, dort, wo ich aufwuchs, als an verschiedenen Stellen zeitgleich der Krieg ausbrach. (Grass 2006, 7)*

Die Bruchstellen müssen offensichtlich in Autobiographien, die auch oder besonders in der nationalsozialistischen Zeit spielen, herausgearbeitet werden, da die wechselnden Bezugssysteme Eindeutigkeiten aufheben. Grass spricht von Filmrissen, die seine Erinnerungen über- bzw. ausblenden. Die Rede aus zwei Ich-Perspektiven der Erinnerung, des „eher bornierten Pimpfes" (Gustav Seibt) und des Nobelpreisträgers, werden zum Erzählprinzip erhoben.

Gleichwohl muss diese eingestandene Lückenhaftigkeit seines Rückblicks, der bei aller präzisen Schilderung seiner Soldatenerlebnisse im Chaos der letzten Kriegswochen durchsetzt ist von blinden Flecken – Grass spricht selbst von „Filmrissen" – zur Vorsicht mahnen. Die vollständige Wahrheit kennen wir nicht. (Seibt 2006, 11)

Auch die Form der Darstellung, das anekdotische Geschichtenerzählen, ähnelt der Wolfs. Zudem findet Grass im Bild des eingekapselten Bernsteins solitäre, nicht an-

geschlossene, episodische Erinnerungen, die je nach Lichteinfall variieren, erkennbar sind oder auch nicht.

> *Später habe ich mir einige Situationen, denen nur mit Hilfe glückhafter Zufälle zu entkommen war, so lange in Erinnerung gerufen, bis sie sich zu Geschichten rundeten, die im Verlauf der Jahre immer griffiger wurden, indem sie darauf bestanden, bis ins Einzelne glaubhaft zu sein. Doch alles, was sich als im Krieg überlebte Gefahr konserviert hat, ist zu bezweifeln, selbst wenn es mit handfesten Einzelheiten in Geschichten prahlt, die als wahre Geschichten gelten wollen und so tun, als seien sie nachweislich wie die Mücke im Bernstein. (Grass 2006, 145)*

Das Bild des verkapselten Bernsteins weist auf ein wichtiges Problem der Anekdote hin, nämlich auf die Abspaltung/Vereisung der Erinnerung, die nicht mehr in den Diskurs gestellt werden kann. Insofern steht Anekdote tendenziell im Gegensatz zu Selbstreflexion. Der Humor, die Pointe, erhöht die Distanz zum Geschilderten zusätzlich. Damit beschreibt jeder anekdotische Akt gleichzeitig eine Distanzierung von Gefühlen und Einsichten, deren vorsichtige Integration andererseits von Wolf und Grass in der Erzählweise durch die historisierend angelegte Aufspaltung der Ich-Figur angelegt ist.

Als Zentralmotiv der Erinnerung setzt Grass das Bild der Zwiebel, die einerseits gehäutet werden möchte und andererseits mit jeder Haut Tränen auslösen kann und das Gesagte und Geschriebene in jeweils neuer und anderer Tiefenschärfe ausweist. Jede Schicht „schwitze" andere Wörter aus, als „habe sich ein Geheimniskrämer [...] verschlüsseln wollen":

> *Die Erinnerung liebt das Versteckspiel der Kinder. Sie verkriecht sich. Zum Schönreden neigt sie und schmückt gerne, oft ohne Not. Sie widerspricht dem Gedächtnis, das sich pedantisch gibt und zänkisch rechthaben will.*
> *Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird, gleicht die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab nach Buchstab ablesbar steht: selten eindeutig, oft in Spiegelschrift oder sonstwie verrätselt.*
> *Unter der ersten, noch trocken knisternden Haut findet sich die nächste, die kaum gelöst, feucht eine dritte freigibt, unter der die vierte, fünfte warten und flüstern. Und jede weitere schwitzt zu lang gemiedene Wörter aus, auch schnörkelige Zeichen, als habe sich ein Geheimniskrämer von jung, als die Zwiebel noch keimte, verschlüsseln wollen. (Grass 2006, 8 f.)*

Ein anderes kulinarisches Bild erwähnt etwa Ulrich Treichel (*1952) in seinem autobiographischen Roman „Der Verlorene" (1998) in Bezug auf seinen ostpreußischen Vater, der mit großer Leidenschaft Metzger war. Für den Vater war Schweineblut Lebenssaft und „wäre es nach ihm gegangen, dann wäre ich statt mit Milch mit Schweineblut aufgezogen worden". (Treichel 1998, 39)

Diese episodische Rekonstruktion der Autobiographien basiert theoretisch auf den gedächtnisorientierten Überlegungen von Maurice Halbwachs, dem seit einigen Jahren wieder verstärkt wahrgenommenen Soziologen (Echterhoff u.a. 2002). Er fasst

Erinnerungen überzeugend im Bild von den jeweils unter anderen Umständen erneut verbauten Steinen. Maurice Halbwachs weist auf folgende Bedingungen hin, die einer so genannten authentischen Erinnerung im Wege stehen: Zuerst kann sich der Mensch nicht wieder in einen ehemaligen „Seelenzustand" versetzen, weil sich die äußeren Faktoren verändert haben. Oft können Erinnerungen auch deswegen nicht wieder zustande kommen, weil sie in ein „Vorstellungssystem eingebaut waren, das sie heute nicht mehr vorfinden" (Halbwachs 1966, 135). Er bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die emotionalen Vorstellungen von Kindern, die Gegenstände und Erlebnisse mit bestimmten, nur auf die unmittelbare Umgebung bezogenen Gefühlswerten ausstatten. Diese Reduktion beinhaltet gleichzeitig die Abwesenheit dessen, was später als Gesellschaft mit ihren juridischen, sozialen und politischen Bedingungen begriffen wird. Ohne diese vor allem hierarchisierenden und strukturierenden Kontexte ist eine Lebens- und Erfahrungswelt anderen „privaten" Bedingungen unterworfen, die sich zudem im Laufe des Lebens analog zur inneren und äußeren Entwicklung ändern. Dabei generiert jede Veränderung neue Bedingungsfelder, die Erfahrungen anders beleuchten und konnotieren.

Halbwachs unterscheidet zwei grundlegende Bedingungen, die bei jeder Erinnerungsrekonstruktion bedacht werden müssen: 1. den räumlich-zeitlichen Rahmen, 2. den gesellschaftlichen Kontext. (Halbwachs 1966, 147)[3] Beide Merkmale werden wichtig bei der Lokalisierung der Erinnerung: „Lokalisieren [der Erinnerung] heißt, sich des Augenblicks bewußt sein, in dem man eine Erinnerung erworben hat." (Halbwachs 1966, 163) Eine Lokalisierung kann nur stattfinden, wenn die zeitliche und räumliche Dimension präsent ist, d.h. eine Kontextualisierung möglich ist. Der Versuch, Erinnerungen zu lokalisieren, ist begleitet von der Rekonstruktion anderer, in jenem Kontext benachbarter Erinnerungen. Dabei können aber nicht alle Erinnerungen evoziert werden. Halbwachs spricht in Anlehnung an Henri Bergson von dominanten Erinnerungen, die sich in den Vordergrund der Wahrnehmung drängen. (Halbwachs 1966, 196) Bei der Rekonstruktion der Erinnerungen spielen die momentanen Vorstellungen und Wahrnehmungen die wichtigste Rolle, von daher sind die Erinnerungen dominant, die am stärksten mit dem augenblicklich relevanten Bezugssystem verknüpft sind. Dabei ist die Bezugsgruppe vorrangig, beim Kind Eltern und andere Kinder, beim Jugendlichen Schule und Freunde, beim Erwachsenen gesellschaftliche Position und Familienstruktur. Erik Erikson und Jean Piaget liefern brauchbare Beispiele für die sich stetig verändernde psychisch-moralische, mit der Erweiterung der Bezugsgruppen einhergehende Entwicklung des Kindes und des Jugendlichen,[4] wodurch vor allem die sich wandelnden Kontexte und Bedeutungen sichtbar werden, die Halbwachs für alle Menschen als grundlegend ansieht. In der individuellen Entwicklungsgeschichte sind kollektive Ideen zunehmend präsent und beeinflussen verstärkt das Erinnerungsvermögen. Halbwachs stellt fest, dass die „Bezugsrahmen des Kollektivgedächtnisses unsere persönlichsten Erinnerungen ein-

3 Körperliche Bedingungen, also die physiologischen Voraussetzungen von Erinnerungen, die Halbwachs mit Traumbildern vergleicht, bedenkt er in den folgenden Diskussionen nicht, weil dies die Theoriebildung „unnötigerweise" verkompliziere. Siehe dazu die starke Traumrealität Christa Wolfs.

4 Vgl. Maron zu ihrem Vergessen als Jugendliche, in „Pawels Briefe": „vielleicht habe ich ja, ohne es zu wollen, das bis dahin gelebte Lebens jeweils auf eine transportable Größe zurechtgestutzt und, wie bei einem Umzug, ins nächste nur mitgenommen, was mir wichtig und kostbar erschien oder was sich, auch wenn ich gewollt hätte, nicht vergessen ließ." (Maron 1999, 166)

[schließen]“ und miteinander verbinden (Halbwachs 1966, 201). Er expliziert weiterhin, in welchem Verhältnis die kollektiven und individuellen Erinnerungen zueinander stehen und konstatiert, dass die kollektiven Erinnerungen nicht nur intellektuelle – also einer Idee entsprechen – und die individuellen Erinnerungen nicht nur sinnliche sind. Es gilt die Gleichzeitigkeit von kollektiven und individuellen Erinnerungen. Versprachlichung fördert die Kongruenz von kollektiver und individueller Erinnerung, da Begriffe für Erfahrungen gebildet werden müssen:

> *Die gesellschaftlich lebenden Menschen gebrauchen Wörter, deren Bedeutung sie verstehen: das ist die Bedingung des kollektiven Denkens. Jedes (verstandene) Wort wird aber von Erinnerungen begleitet, und es gibt keine Erinnerungen, denen wir nicht Worte entsprechen lassen könnten. [...] es ist die Sprache und das ganze System der damit verbundenen gesellschaftlichen Konventionen, die uns jederzeit die Rekonstruktion unserer Vergangenheit gestattet. (Halbwachs 1966, 368 f.)*

Diese frühen Überlegungen erweitert Niklas Luhmann in seinen soziologischen Ansätzen zu systemtheoretischen und entwirft in seinem Band „Die Gesellschaft der Gesellschaft“ (1997) die These, dass zudem „Gesellschaft ein sinnkonstituierendes System“ sei. Dabei ist bedeutsam, dass die durch das reale Umfeld gewonnenen personalen Identitäten immer wieder in neue Muster überführt werden, Weimarer Republik, Diktatur NS-System, Republik BRD bzw. Sozialistische Republik DDR:

> *Es ist eine Selbstillusion sinnkonstituierender Systeme, wenn sie meinen, zeitüberdauernde Identitäten habe es schon immer gegeben und werde es weiterhin geben, und man könne sich daher auf sie wie auf vorhandenes beziehen. [...] Alle Orientierung ist Konstruktion, ist von Moment zu Moment reaktualisierte Unterscheidung. [...] [Das System, O.N] braucht deshalb ein Gedächtnis, eine ‚memory function‘, die ihm die Resultate vergangener Selektionen als gegenwärtigen Zustand verfügbar machen [muß] (wobei Leistungen des Vergessens und Erinnerns eine Rolle spielen). (Luhmann 1997, 44-46)*

Abschließende Bemerkung

Ich habe versucht, mehrere Zusammenhänge zu entwickeln, einmal in der Fallstudie zum 17. Kapitel die Schreibweise Christa Wolfs in ihrem autobiographischen Roman „Kindheitsmuster“ und zweitens im Exkurs die starke Beeinflussung ihres Schreibstils auf die Formen von Autobiographien generell.

Aufschlussreich ist dabei erstens die Wolfsche Differenzierung der Ich-Figur in verschiedene personale Dimensionen und Zeitebenen. Denn Autobiographien, indem sie auf personale Eindeutigkeiten verzichten und mehrfache Beschreibungsebenen einziehen, stellen Fragen und kommen zu vorläufigen Schlüssen. Insofern ist literarisiertes Leben nicht so einfach strukturiert und faktenbezogen, wie man es sich oft wünscht.

Zweitens gebraucht sie die Form der Anekdote, die sich wiederum in vielen anderen Texten wieder findet. Dadurch können Erinnerungen „ruhiggestellt“ bzw. beruhigt werden, lassen aber keine weitere Differenzierung zu. Insbesondere bei bedrohlichen

und beängstigenden Situationen kann die gerundete Form der Erzählung Fragen der Handlungsoptionen in der Retrospektive einschränken. Dieses Dilemma bedenkend, schreibt sie in ihrem Jahres-Tagebuch zum Jahr 1970: „Die Besten müssen springen in den Riß der Zeit. Und wenn dieser Riß ein Abgrund ist?“ (Wolf 2003, 138)

LITERATUR

Echterhoff, Martin u.a. (Hg.) (2002): Kontexte und Kulturen des Erinners. Maurice Halbwachs und das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses. Mit einem Geleitwort von Jan Assmann. Konstanz.

Grass, Günter (2006): Beim Häuten der Zwiebel. Göttingen.

Häcker, Hartmut O. und Kurt-H. Stapf (2004): Dorsch. Psychologisches Wörterbuch. 14., überarb. und erweiterte Auflage. Bern/Göttingen.

Halbwachs, Maurice (1966) [zuerst 1925]: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt/Main.

Hinck, Walter (2004): Selbstannäherungen. Autobiographien im 20. Jahrhundert von Elias Canetti bis Marcel Reich-Ranicki. Düsseldorf und Zürich.

Kolbe, Uwe (1998): ‚Renegatentermine‘. 30 Versuche, die eigene Erfahrung zu behaupten. Frankfurt/Main.

Kütemeyer, W. (1951): Die Krankheit Europas. Beiträge zu einer Morphologie. Frankfurt/M.

Kurbjuweit, Dirk u.a. (2006): Fehlbar und verstrickt. Das überraschende Eingeständnis von Günter Grass, einst bei der Waffen-SS gedient zu haben, hat in Deutschland eine neue Debatte über Verdrängung und Selbstgerechtigkeit entfacht. Die moralische Autorität des Literaturnobelpreisträgers hat Schaden genommen. In: Der Spiegel 24, 21.8.2006, 46-68.

Leujeune, Philippe (1994) [zuerst 1975]: Der autobiographische Pakt. Frankfurt/Main.

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main.

Maron, Monika (1999): Pawels Briefe. Frankfurt/Main.

Meid, Volker (2001): Sachwörterbuch zur deutschen Literatur. Stuttgart.

Seibt, Gustav (2006): Geständnis einer Schnecke. Mitgliedschaft in der Waffen-SS als Siebzehnjähriger in den letzten Kriegsmonaten: Was Günter Grass enthüllt hat. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 186, 14./15.August 2006, 11.

Treichel, Ulrich (1998): Der Verlorene. Frankfurt/Main.

Wolf, Christa (2002) [zuerst 1976]: Kindheitsmuster. München.

Wolf, Christa (2003): Ein Tag im Jahr. 1960-2000. München.

Wolf Christa (2006): Ich habe Respekt vor Günter Grass. Wir brauchen keine hysterischen Debatten, sondern ein vernünftiges Gespräch über Biographien. In: Süddeutsche Zeitung, 19./20.8.2006, 15.

„Erinnerungswerkstätten“

Was die zeitgeschichtlich-biographische Forschung und Bildungsarbeit aus der Lektüre von Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ gewinnen kann[1]

Gert Dressel

1. Prolog

Wir hatten Johanna 1993 in einem Wiener Altersheim kennen gelernt. Dort veranstalteten meine Kollegin Katharina Novy und ich für einige Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses einen biographischen Gesprächskreis. Johanna nahm regelmäßig an unseren wöchentlichen Treffen teil. Sie erwies sich rasch als eine Unterstützung für unsere Moderation: Sie fragte bei den anderen interessiert nach, gerade dann, wenn die teilnehmenden Jüdinnen und Sozialistinnen über ihre Verfolgungsgeschichten während der NS-Zeit erzählten. Sie beteiligte sich auch rege an den politischen Diskussionen, die zeitweise in der Runde geführt wurden, und engagierte sich dabei vor allem gegen jegliche Form der Fremdenfeindlichkeit. Nur hinsichtlich ihrer eigenen Geschichte blieb Johanna wortkarg. Wir erfuhren zunächst nicht viel mehr, als dass sie – 1911 in Wien geboren – in einem deutschnational orientierten Milieu aufgewachsen war, wo sie auch ihren künftigen Ehemann kennen gelernt hatte. Dieser war, wie Johanna erzählte, kurz nach ihrer Heirat 1937 „über die Berge“ nach Deutschland „gegangen“ – also zu einer Zeit, als die nationalsozialistische Partei in Österreich verboten war. Wenig später folgte sie ihm. Beide kehrten kurz nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 wieder nach Wien zurück. Mehr erzählte sie nicht. Im Zuge einer Ausstellung wurden die Lebensgeschichten einiger Teilnehmer des Gesprächskreises präsentiert – u.a. jene von Johanna. Bruchstückhaft wie ihre Erzählungen war auch die Darstellung ihrer Person in der Ausstellung. Johanna bat uns schließlich um ein Sechs-Augen-Gespräch, um die – ihr noch mehr als uns bewussten – Lücken zu füllen. Sie erzählte zum Beispiel über ihren Ehemann, der seit 1934 in der illegalen NSDAP in Österreich aktiv tätig und an der Ermordung des damaligen österreichischen Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß im Juli 1934 beteiligt gewesen war; und sie erzählte über ihre eigenen engen Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus. Nach diesen Erzählungen war Johanna offensichtlich erleichtert (ausführlicher dazu siehe: Dressel und Novy 1995; Dressel 2000).

Zahlreiche Historiker und Historikerinnen, die seit den 1980er Jahren Geschichtswerkstätten, Gesprächskreise und andere Oral-History-Aktivitäten initiierten, interes-

1 Für kritische und wertvolle Anregungen und Hinweise danke ich Günter Müller, Katharina Novy und Lisette Rosenthal sowie den Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich einige anregende interdisziplinäre Septemberwochenenden in Osnabrück verbringen durfte: Ilse Bürmann, Rüdiger Müller, Ortrun Niethammer, Kristina Popova und Helmut Schmitz.

 © Verlag Barbara Budrich

sierten sich für die „authentischen" Geschichten so genannter kleiner Leute, deren Blickweisen auf vergangenes Alltagsleben. Doch was ist Authentizität? Welche Erzählungen sind „wahr", welche „falsch"? Was wissen Menschen, die ihre Lebensgeschichte erzählen oder niederschreiben, und was wissen sie nicht? Es gibt „viele Stufen zwischen Wissen und Nicht-Wissen", schreibt Christa Wolf in „Kindheitsmuster" (Wolf 1999, 290).[2] Es gibt ganz offensichtlich, wie das Beispiel Johannas zeigt, verschiedenes Wissen und unterschiedliche Wahrheiten über die eigene Lebensgeschichte – je nachdem, wann und wem sie erzählt wird. Und ganz offensichtlich gibt es Erinnerungen an das eigene Leben, die sich nicht jederzeit oder eben gar nicht in Sprache transformieren lassen, weil es keine Vorbilderzählungen dafür gibt. Vielleicht hätten wir, wenn wir die „Kindheitsmuster" von Christa Wolf (auch wenn die Autorin 18 Jahre nach Johanna geboren wurde) damals gekannt hätten, Johanna diese als Lektüre und Unterstützung empfohlen.

Nun unterscheidet sich eine literarisierte Autobiographie wie jene von Christa Wolf natürlich von populären lebensgeschichtlichen Äußerungen wie etwa in einem Gesprächskreis – und nicht nur allein dadurch, dass wir es in dem einen Fall mit einem schriftlichen Text und im anderen Fall mit einer vor allem mündlichen Ausdrucksform zu tun haben. Eine literarisierte Autobiographie ist stilisierter als es populare Lebenserzählungen (selbst die verschriftlichten) je sein können, weil erstere sich als literarisierte Werke stets am normierten Kanon des Literaturbetriebs orientieren muss bzw. nach diesem bewertet wird (vgl. Glaser 2005). Darüber hinaus – und das unterstreicht noch einmal die jüngste Diskussion um die Autobiographie von Günter Grass – sind (prominente) Literaten zumindest dann, wenn sie heikle Phasen deutschsprachiger Zeitgeschichte (Nationalsozialismus, DDR) lebensgeschichtlich thematisieren, stets Akteure in einem allgemeinen gesellschaftlich-politischen Diskurs, in dem nicht allein auf den Feuilletonseiten von Qualitätszeitungen über „richtige" und „falsche" Erinnerungspraktiken und Geschichte diskutiert wird.

Andererseits entstehen Lebenserzählungen, auch wenn die Erzähler oder Autoren keine Literaten sind, nicht völlig unabhängig von einem politischen und literarischen Diskurs. Sie nutzen Medien und Literatur als Vorbilder, Angebote und Orientierungshilfe für Inhalt und Form ihrer Erzählungen, die sie dann zuweilen selbst wiederum veröffentlichen.

Unabhängig von den stilistischen Mitteln und Formen, die Christa Wolf sich selbst bzw. dem Literaturbetrieb gegenüber schuldet, werde ich im Folgenden „Kindheitsmuster" als eine solche eventuelle Orientierungshilfe betrachten, indem ich den Text selbst als eine mögliche Praxis lebensgeschichtlichen Erinnerns und Erzählens ansehe. Als Historiker, der wie viele seiner Zunft literarische Texte im besten Fall im Urlaubsgepäck oder neben dem Bett liegen hat (aber bislang nicht als professionelles Werkzeug oder gar Quelle verstanden hat), frage ich also nach einigen heuristischen Potenzialen, die die Lektüre von „Kindheitsmuster" haben kann: für Menschen, die sich biographisch erinnern, vor allem für diejenigen, die in ihrer professionellen Praxis andere zum lebensgeschichtlichen Erzählen animieren: Zeithistoriker, Oral Historians, Biographieforscher, zeitgeschichtlich interessierte Lehrende und Erwachsenenbildner. Dabei versuche ich, die Angebote Wolfs in Beziehung zu setzen mit kultur-

2 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe des Luchterhand Verlags: Christa Wolf (1999): Kindheitsmuster. München.

und sozialwissenschaftlichen Reflexionen über biographisches Erzählen und Erinnern sowie mit verschiedenen (popular-)lebensgeschichtlichen Erzählungen bzw. Erinnerungssettings aus biographisch orientierten Bildungs- und Forschungsprojekten, an denen ich beteiligt war und bin.

2. Wenn Lebensgeschichten gelesen werden

Die Geschichtswissenschaften kannten (zumindest im deutschsprachigen Raum) durch viele Jahrzehnte in erster Linie nur „große Männer“ sowie politische und ökonomische Strukturen. Dass auch konkrete Menschen – Arbeiter und Arbeiterinnen, Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde, Frauen und Männer usw. – seit den beginnenden 1980er Jahren als Akteure sukzessive in ihr Blickfeld geraten sind, ist den vielen Oral Historians und anderen Biographieforschern zu verdanken. So verfügt etwa die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ an der Universität Wien inzwischen über schriftliche lebensgeschichtliche Texte von rund 3.000 Autorinnen und Autoren aus allen Bevölkerungsgruppen Österreichs (Müller 1997; Müller 2006a). Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ ist ebenso wie die von ihr herausgegebene Editionsreihe mit dem Titel „Damit es nicht verlorengeht …“ (Böhlau Verlag, Wien) ein umfangreiches Archiv der „populären Autobiografik“ (Warneken 1985), in dem man über vergangene Alltage und Lebenswelten unerschöpflich Auskunft erhalten kann. Nun kann man uns – ich bin selbst Mitarbeiter dieser Einrichtung – nicht vorwerfen, dass wir, wenn wir historisch forschen, lebensgeschichtliche Äußerungen von Autoren und Erzählenden höher bewerten würden als andere historische Quellen und das von einer Person erzählte Leben auch schon für deren gelebtes Leben halten – und somit die Aussage(n) von Lebenserzählungen mit historischer „Wahrheit“ verwechseln würden. Gleichwohl sind wir immer wieder mit Anfragen konfrontiert, deren Interesse an lebensgeschichtlichen Erinnerungen und Texten genau in diese Richtung geht. Historiker neigen dazu, mit autobiographischen Passagen ihre bereits vorliegenden Ergebnisse zu illustrieren und zu untermauern (vgl. Jureit 1998, 5 f.). Lehrer und Erwachsenenbildner fragen an bzw. interviewen selbst „Zeitzeugen“, um endlich einmal einen „authentischen“ Blick auf „die“ Geschichte zu bekommen oder um die inhaltlichen Ziele des eigenen Geschichtsunterrichts oder Bildungsprojekts mit Lebensgeschichten zu autorisieren (vgl. von Plato 2001).

Diese Absichten bringen eine gesellschaftliche Erwartung zum Ausdruck: Autobiographien bzw. Lebensgeschichten sollen „wahr“ sein, vor allem dann, wenn sie zeithistorisch angelegt sind und den Nationalsozialismus thematisieren. Wenn sie sich wie in einigen Fällen als „falsch“ herausstellen,[3] dann sind Feuilletonisten, Historiker und andere an der historischen Wahrheit Interessierte enttäuscht und bestürzt, nachdem sie zuvor die betreffenden Autoren als Lügner entlarvt haben. Nun haben sich die soziologische Biographieforschung wie auch viele mit und über lebensgeschichtliche Erzählungen arbeitende Historiker schon seit geraumer Zeit davon verabschiedet, das erzählte Leben einer Person mit deren gelebtem Leben gleich zu setzen (Richtung

3 Wie etwa im Fall der „jüdischen Kindheit“ in nationalsozialistischen Konzentrationslagern des Binjamin Wilkomirski (1995) oder aktuell (und eventuell, denn es wird noch diskutiert) im Fall des österreichischen Theatermachers Conny Hannes Meyer (2006), der als Kind im Konzentrationslager Mauthausen gewesen sein will (was aber bestritten wird).

weisend immer noch: Rosenthal 1995). Dennoch ist einigen biographischen Fallanalytikern eine geradezu kriminalistische Haltung geblieben, mit der sie in den betreffenden lebensgeschichtlichen Texten einer Person vor allem nach Auslassungen und Defiziten fahnden (vgl. dazu Dressel und Langreiter 2003). Auch Christa Wolfs „Kindheitsmuster" wurden in einem literaturwissenschaftlichen Beitrag kürzlich weitgehend auf den Vorwurf reduziert, dass die Autorin die DDR zu wenig kritisch reflektiert hätte (Kluwe 2000). Wahr muss eine Autobiographie sein und damit vollständig – und letztlich auch den aktuellen Moralmaßstäben des Rezipienten entsprechen. Dabei bietet Christa Wolf mit „Kindheitsmuster" einen detaillierten Einblick in das, was lebensgeschichtliche Erinnerung ist und wie lebensgeschichtliche Erinnerungstexte in der Widersprüchlichkeit und Komplexität des jeweils eigenen Lebens entstehen können.

Wir öffnen die Tür zur Christa Wolfs „Erinnerungswerkstatt".

3. Fremdheiten – Brüche – fragwürdige Identitäten

Fremdheit und Fremdsein sind stets wiederkehrende Kategorien, die Christa Wolf für ihre Selbstbeschreibungen wählt: fremd gegenüber ihrer historischen sozialen Umgebung (zum Beispiel Familie, einzelne Familienangehörige), vor allem aber fremd gegenüber sich selbst, nämlich gegenüber der eigenen Kindheit und Jugend. Dass sie sich an diese Lebensphasen nicht in einem „Ich" erinnert, sondern in der dritten Person erzählt, ist mehr als nur ein literarisches Stilmittel. Es ist ein „Ergebnis dieser mehrmals gebrochenen Biographie", in der „mehrere Personen in uns herumgeistern" (Wolf 1990, 815).

Über ein vergangenes „Ich" in der dritten Person zu schreiben bzw. zu erzählen kann mitunter eine Voraussetzung sein, sich früheren Erfahrungen wieder anzunähern. Auch Johanna empfand in den 1990er Jahren, als sie sich in dem besagten Gesprächskreis darum bemühte, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, eine Fremdheit gegenüber zentralen Phasen ihrer Biographie, vor allem in den 1930er und 1940er Jahren, zumindest eine ausgesprochene Differenz – nämlich zwischen der eigenen gegenwärtigen Definition und vergangenen eigenen Denkweisen und Handlungen. Johanna fiel der Kunstgriff der Distanznahme über die dritte Person nicht ein – ebenso wenig uns (als Historikern). Vielmehr hätten wir einen solchen vermutlich als eine nicht-authentische Ausdrucksform abgetan. Außerhalb der literarischen Praxis muss die eigene Lebensgeschichte in der ersten Person erzählt werden.

Dabei ist das Empfinden einer Fremdheit gegenüber eigenen früheren Lebensphasen nicht ein individuelles Phänomen der betreffenden Personen. Es ist vielmehr der mögliche Effekt von gesellschaftlichen, politischen und lebensweltlichen Brüchen und Veränderungsprozessen im 20. Jahrhundert. Viele haben das soziale, lokale bzw. regionale Herkunftsmilieu (so wie Christa Wolf ja auch) nicht immer aus freiwilligen Gründen verlassen. Biographieforscher beobachten generell für die vergangenen Jahrzehnte einen „sukzessive(n) Bedeutungsverlust von Traditionen und Lebensmustern" (z.B. Sieder 1999, 257), von sinnstiftenden kollektiven Sicherungs-, Orientierungs- und Identitätssystemen. Vormals als selbstverständlich empfundene soziale und institutionelle Zusammenhänge haben sich im Verlauf der „Zweiten Moderne" (vgl. Beck 1986) kontinuierlich aufgelöst. Menschen in der gegenwärtigen Gesellschaft sind damit konfrontiert, dass sie im Hier und Jetzt „offensichtlich mehr als je

zuvor die Balance zwischen objektiven Anforderungen und subjektiven Eigenarten selbst herstellen“ müssen (Alheit 1993, 354). Damit geht einher, dass vieles, was heute Achtzigjährige in ihrer Kindheit als die „gute“ und „richtige“ Familie, Erziehung, Kindheit, Jugend, Sexualität, Männlichkeit, Weiblichkeit usw. erfahren haben, zumindest partiell mit aktuellen Normen und Praktiken differiert.

Zudem sind heute Achtzigjährige (zumindest in Deutschland und Österreich) in den verschiedenen Phasen ihrer Lebensgeschichte mit mehreren politischen Systemen und dementsprechend auch mit unterschiedlich politisch und ideologisch motivierten Wertvorstellungen konfrontiert gewesen. 1945 war zwar de facto in vielen gesellschaftlichen Bereichen keine „Stunde Null“, wie oft behauptet wird; in einer biographischen Perspektive konnte das Ende des Nationalsozialismus aber sehr wohl einen radikalen Bruch bedeuten. Gerade die Angehörigen der so genannten HJ-Generation, der ja auch Christa Wolf angehört, waren oft in institutionelle Zusammenhänge des NS-Staats integriert gewesen und hatten sich mit der nationalsozialistischen Ideologie in hohem Maße identifiziert (auch darauf weist Christa Wolf hin) (vgl. Rosenthal 1990, 226). 1945 waren sie mit der Situation konfrontiert, dass vieles von dem, was sie zuvor gedacht und getan hatten, mit einem Mal als falsch und überholt galt.[4]

Nicht zufällig hat Helmut Schelsky schon in den 1950er Jahren in der vormaligen HJ-Generation eine „Skeptische Generation“ gesehen, die sich gegenüber einer zu hohen Identifikation mit politischen Wertvorstellungen welcher Art auch immer sträubte (vgl. Bude 2000). Andere wiederum haben darauf hingewiesen (vgl. Schörken 1994, 139), dass vormals überzeugte Nationalsozialisten – wenn vorhanden – auf andere, schon vor 1945 existente alternative Leitlinien (beispielsweise kirchliches Engagement) zurückgreifen konnten, um nach dem Ende des Nationalsozialismus die verunsicherte eigene Identität neu zu stabilisieren. Wie auch immer: Noch heute leben Menschen, die zumindest vor sich selbst über eine 1945 fragwürdig gewordene Vergangenheit und Teil-Identität verfügen, die einen Lebensabschnitt und Handlungen verantworten müssen, die sich mit den aktuellen Normen und Werten einer demokratischen Gesellschaft nicht decken. In der Summe ihrer Erfahrungen haben sie, wie Christa Wolf, zuweilen sich ausschließende „verschiedene Glaubensbekenntnisse“ (Wolf 1999, 551) unterschrieben.

„Nicht nur, besonders aber in persönlichen und gesellschaftlichen Krisenzeiten und in sich vervielfachenden Lebenswelten“ ist das „Sich-und-anderen-Erklären, warum das Leben so und nicht anders verlaufen ist, Notwendigkeit.“ (Löffler 1999, 68) Ob Fremden oder Vertrauten gegenüber, ob im Zug, in einem Wirtshaus, bei einem Kaffee oder Bier: Man ist erklärungsbedürftig und will sich erklären – und zwar über das biographische Erzählen. So wie Christa Wolf, die während der Reise in ihren nun polnischen Heimatort sich immer wieder der Tochter lebensgeschichtlich erläutern muss. Weit über das uns allen bekannte „Zwischendurch-Biographisieren“ im Alltag hinaus hat sich eine solche Kultur des lebensgeschichtlichen Erzählens in Form von öffentlichen „Erinnerungswerkstätten“ institutionalisiert: in Gesprächskreisen oder Erzählcafés für Senioren (vgl. z.B. Blaumeiser u.a. 1988; Blimlinger u.a. 1994; Dressel und Novy 1995; Ruhe 2003), in autobiographischen Schreibaufrufen

4 Aber auch für Ältere, wie beispielsweise Johanna, die in einem deutsch-nationalen Milieu nach dem Ersten Weltkrieg aufgewachsen und dann engagierte Nationalsozialistin war, konnte das Ende des Nationalsozialismus mit einer Identitäts- und Orientierungskrise einhergehen (vgl. auch Dressel und Müller 1996).

wie etwa seitens der Wiener „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ oder des „Europäischen Autobiographie-Schreibzirkels“ (vgl. Risse 2005) und nicht zuletzt in den zahlreichen publizierten Autobiographien, die keineswegs nur von Prominenten oder Literaten geschrieben werden. Menschen werden quasi zu ihren eigenen Ethnographen, versuchen die Fremdheiten ihres eigenen Lebens samt ihres Umfelds zu sortieren und – narrativ – eine mehr oder weniger stabile Identität zu bauen;[5] man vergewissert sich eines „gelungenen“ und „guten“ Lebens, das stets auch auf die eigene Zukunft verweist. (Sieder 1999, 256).

4. Sagbares und Unsagbares

Für die Schriftstellerin Christa Wolf ist die Übersetzung eigener Befindlichkeiten, Bilder, Gedanken usw. in Sprache sozusagen ein alltägliches Handwerk. Und dennoch verschlägt es ihr angesichts befremdlicher Erfahrungen, Zustände und Handlungen im Nationalsozialismus, im „Nachkrieg“ und mit Familienangehörigen immer wieder die Sprache (Wolf 1999, 263). In mehreren Passagen betont sie ihre eigene „Sprach-Unmächtigkeit“ (z.B. ebd., 225, 275). Als professionelle Sprachhandwerkerin weiß Wolf freilich auch über die Begrenztheit von Sprache: „Im Idealfall sollen die Strukturen des Erlebens sich mit den Strukturen des Erzählens decken. Das wäre, was angestrebt wird: phantastische Genauigkeit. Aber es gibt die Technik nicht, die es gestatten würde, ein unglaublich verfilztes Geflecht, dessen Fäden nach den strengsten Gesetzen ineinandergeschlungen sind, in die lineare Sprache zu übertragen, ohne es ernstlich zu verletzen.“ (Wolf 1999, 396) Der „Idealfall“? Zumindest die Erwartungshaltung vieler, zum Beispiel von Lehrern, die Zeitzeugen einladen und von Schülern befragen lassen: In einem von mir betreuten Projekt, in dem in insgesamt elf Schulen im südlichen Niederösterreich 160 alte Menschen aus der Region interviewt werden (vgl. Dressel 2006), äußern einige Lehrer immer wieder ihre Enttäuschung ob einiger Interviewpartner, die nicht chronologisch erzählen und zwischen verschiedenen Themen „hin- und herspringen“.

Jedes Ordnen und Erzählen eigener biographischer Erfahrungen kann aber nur ein selektiver Akt sein und aus dem immer begrenzten Repertoire schöpfen, das einem das Erinnerungs- und Sprachvermögen zur Verfügung stellt. Alle Autoren bzw. alle Interviewten versuchen zumindest den einen oder anderen „roten Faden“ durch ihre lebensgeschichtliche Erzählung zu ziehen (vgl. Gergen 1998), ebenso dann, wenn die Geschichte nicht chronologisch erzählt wird. Die komplexen Logiken und Widersprüche des Lebens sind jedoch nicht immer abdeckbar mit der linearen Logik von Sprache. Was passiert, wenn, wie Wolf es anspricht und an ihrem eigenen Lebensbeispiel exemplifiziert, sich Fäden nicht so einfach spannen lassen, da der Gegenstand der Erzählung sich als ein verknoteter, undefinierbarer Wollknäuel erweist? Richard Sennett hat für seinen Essay „Der flexible Mensch“ (1999) zahlreiche US-amerikanische Arbeitnehmer interviewt. Ein bemerkenswertes Resultat war, dass viele Interviewte

5 Auch wenn Christa Wolf das hinsichtlich ihrer „Kindheitsmuster“ abstreitet: „Ich kaschiere an keiner Stelle, daß es sich sozusagen um Autobiographisches handelt; das wird nicht verschwiegen. Wobei dieses ‚sozusagen’ wichtig ist, es ist nämlich keine Identität da.“ (Wolf 1990, 814) Im Gegensatz zum Alltagsverständnis breiter Bevölkerungsschichten kann eine Schriftstellerin wahrscheinlich leichter eine „Identitätslosigkeit“ behaupten. Denn es gehört zum kulturellen Habitus und Selbstverständnis vieler Intellektueller, „am Rande“ zu stehen (vgl. Müller-Funk 1995, 19 bzw. 37; Dressel und Langreiter 2001).

ihre bzw. eine Lebensgeschichte gar nicht mehr erzählen konnten – zu fragmentiert und brüchig erfuhren die Befragten ihr Leben: häufiger Arbeitsplatzwechsel, Beschäftigung in verschiedenen Branchen, ständige örtliche Mobilität und schließlich die Unmöglichkeit, stabile soziale Beziehungen aufzubauen. Man bekommt das nicht mehr unter einen Hut.

Darüber hinaus gibt es stets eine Diskrepanz zwischen dem Leben und dem Gedächtnis, weil es ein Erinnern ohne Vergessen nicht geben kann. Und es herrscht stets – darauf weist Christa Wolf nochmals in besonderem Maß hin – eine Diskrepanz zwischen Gedächtnis und Erinnerungserzählung, quasi ein Zustand zwischen dem Vergessen und dem Erzählen: Nicht jede Erinnerung hat auch schon seine narrative Form, es gibt stets eine Vielzahl von „Prä-Narrativen“ (Langthaler 1999, 39): Christa Wolf erwähnt eine Vielzahl von Bildern, Gefühlen und auch Träumen, die auf die eigene Vergangenheit verweisen, für die sie aber noch keinen sprachlichen Ausdruck gefunden hat.

Die aktuelle Kultur des lebensgeschichtlichen Erzählens bzw. Autobiographierens verweist zunächst einmal genau auf diesen Umstand: Es ist nicht selbstverständlich, eigene lebensgeschichtliche Erfahrungen erzählerisch auf einen Punkt zu bringen und die eigene Identität zu benennen. Und gerade darauf basiert das dringende Bedürfnis, narrativ-lebensgeschichtlich eine solche herzustellen. Dass in der narrativen Praxis dabei stets auf Soziales verwiesen werden muss (vgl. von Engelhardt 1990; Sieder 2004, 35), zugleich aber traditionelle identitäts- und sinnstiftende soziale Zusammenhänge an Bedeutung verloren haben, macht die gesellschaftliche Verortung der eigenen Person nicht obsolet, sondern umso dringlicher. Mit einer lebensgeschichtlichen Erzählung versucht man immer, sich in Gesellschaft, in kategorialen Identitätsangeboten und Diskursen zu verorten, sinnhafte Verknüpfungen und Balancen zwischen Gesellschaft bzw. Geschichte und sich selbst herzustellen. Aber oft sind eigene Erfahrungen und gesellschaftliche Ordnungsangebote eben nicht kompatibel. Daran arbeitet sich Christa Wolf in den „Kindheitsmustern“ ab. Auch Johanna war mit dieser Inkompatibilität konfrontiert: In den 1990er Jahren konnte sie zunächst für ihr nationalsozialistisches Engagement vor 1945 keine Sprache finden, weil ihr als eine, die in den Jahren nach 1945 einen weltanschaulichen Bruch vollzogen hat, keine gesellschaftlichen Erzählangebote zur Verfügung gestanden sind, die für sie selbst akzeptabel gewesen wären.

Noch ein anderes Beispiel: Im Zuge eines Schreibaufrufs der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ zum persönlichen Erleben des Jahres 1945 erreichten uns auch zahlreiche Erinnerungen von Personen, die 1945 aus den mehrheitlich deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakei geflohen waren oder vertrieben wurden. Darunter war auch die in einem kleinen Verlag erschienene Lebensgeschichte von Elisabeth Prack (2004), die jetzt als pensionierte Lehrerin in Oberösterreich lebt. Im Hauptteil des Buches erzählt die Autorin über ihre schmerzhaften Vertreibungserfahrungen, auch und gerade über unangenehme Begegnungen mit Tschechinnen und Tschechen. In einem Nachwort schreibt sodann ein Lehrerkollege über „die andere Seite“: über die nationalsozialistische Politik, die mit der Annektierung des „Sudetenlandes“ im September 1938 große Teile des tschechischen Bevölkerungsanteils aus den betreffenden Gebiet vertrieben hatte, und generell über den nationalsozialistischen Terror im damaligen „Reichsprotektorat Böhmen und Mähren“. Der Autorin war es offensichtlich ein Anliegen, in ihre lebensgeschichtlichen Erinne-

rungen nicht nur eigene, sondern auch tschechische Opfererfahrungen einfließen zu lassen. Anscheinend fehlte ihr selbst aber die Sprache, um sie unmittelbar in ihre eigene lebensgeschichtliche Erzählung zu integrieren.

Die „Grenzen des Sagbaren" (Pollak 1988) wurden lange Zeit vor allem – und aufgrund ihrer vielen traumatischen Erfahrungen auch zu Recht – für Opfer der nationalistischen Ausgrenzungs- und Ermordungspolitik konstatiert. Wir finden solche Barrieren aber auch bei jenen, die (so wie Christa Wolf) eine Diskrepanz, wenn nicht gar Fremdheit, zwischen einem eigenen Heute und eigenem Vergangenen empfinden: Sie haben sich weltanschaulich von Vergangenem entfernt oder gelöst und können daher nicht auf einschlägige und sich bipolar gegenüber stehende Erzählangebote eines kollektiven Gedächtnisses zurückgreifen (zum Beispiel weder auf jene des österreichischen Kameradschaftsbundes noch auf die einer kritischen Wiener Zeitgeschichte). Kollektives Gedächtnis meint hier das spezifische und sich stets verändernde Ensemble an normativen Gesellschafts-, Geschichts-, und Erinnerungsdiskursen, die in den unmittelbaren Lebenswelten, in dem jeweils spezifischen „sozialkommunikativen Raum" (Sieder 1999, 245) der Erzählenden wirksam sind. Hier wird festgelegt – erstens: „Worüber kann ich sprechen, denn worüber wird gesprochen?" Und zweitens: „Worüber sollte ich schweigen, denn worüber schweigt man?" (ebd., 245) Die „Gültigkeit" der eigenen Erinnerungserzählung hängt immer „von der Zustimmung anderer ab"; die „narrative Wahrheit" ist eine „kulturelle Übereinkunft" (Gergen 1998, 182-184); konkrete Gedächtnispraktiken legen das fest, was wahr und was falsch ist (Langthaler 1999, 43).

Die Normen der Gültigkeit und Wahrheit unterliegen immer einer zeitlichen Dimension. Lebensgeschichtliche Erzählungen und mit ihnen das Gedächtnis verändern sich mit der Zeit. Das wissen die Autoren popular-autobiographischer Texte zuweilen besser als deren wissenschaftliche Interpreten: „Wenn ich von früheren Zeiten erzählen werde, etwa von unserer Kindheit, wird und kann es kein authentischer Bericht mehr sein. Die Zeit und meine späteren Erfahrungen haben eine andere Realität geschaffen." (zit. nach Dressel und Müller 1996, 20) Dies schreibt die 1916 geborene Adolfine Schumann, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte mehrere tausend Seiten lebensgeschichtliche Reflexionen und Tagebuchaufzeichnungen zu Papier gebracht hat.

Gerade dann, wenn lebensgeschichtlich Erinnernde im Abstand vieler Jahre oder gar Jahrzehnte ihre Geschichte erzählen oder niederschreiben, verändern sich die Blickweisen und Deutungen auf Ereignisse in der eigenen Geschichte (Jureit 1998, 7-17). Es ist auch zu vermuten, dass, wenn Christa Wolf im Hier und Jetzt eine Überarbeitung ihrer „Kindheitsmuster" angehen würde, sie – nach 1989 konfrontiert mit Vorwürfen ob ihrer angeblichen Verstrickungen mit dem DDR-System – auch einiges aus ihrer Kindheit und Jugend anders, neu oder gar nicht mehr erzählen würde.[6]

6 Wie es ja überhaupt bemerkenswert ist, dass es seit 1989 einen regelrechten Autobiographien-Boom von Ostdeutschen gibt, u.a. von Wissenschaftlern aus der ehemaligen DDR. Nach 1989 sind ja fast alle vormals arrivierten Wissenschaftler der untergegangenen DDR unter dem Pauschalverdacht geraten, mit dem kommunistischen Regime paktiert und daher Wissenschaft „missbraucht" zu haben. Die meisten dieser lebensgeschichtlichen Erzählungen haben daher den Charakter von „Beichten". Die Versuche, die eigene ostdeutsche Geschichte neu zu ordnen, reichen von massiver Selbstanklage bis hin zu Bemühungen, die Wissenschaft der DDR als ein von heterogenen, divergenten und widersprüchlichen Interessen verschiedener Personen und Instanzen geprägtes Feld zu rekonstruieren, innerhalb dessen man

„Wenn ein Mensch – und eine Gesellschaft – nur das zu erinnern imstande ist, was als Vergangenheit innerhalb des Bezugsrahmens einer jeweiligen Gegenwart rekonstruierbar ist, dann wird genau das vergessen, was in einer solchen Gegenwart keinen Bezugsrahmen mehr hat.“ (Assmann 1997, 36) Oder aber umgekehrt: Es kann etwas wieder in Erinnerung gerufen werden, es können womöglich auch Worte dafür gefunden werden, wenn ein entsprechender Rahmen dafür geschaffen wird. Christa Wolf demonstriert dies in „Kindheitsmuster“ in beeindruckender Art und Weise dadurch, dass sie sich stets auf drei verschiedenen Zeitebenen reflexiv bewegt: erstens auf der Ebene („Ich“) der jeweils aktuellen Schreib- und Erzählsituation, in der sie – mit Träumen, Gesprächen, Medienberichten, historischen Zeitungsberichten usw. konfrontiert – zunächst die zweite Ebene („Du“) sprachlich verarbeitet: ihr erstmaliges „Wiedersehen“ des nun in Polen liegenden Heimatortes, was wiederum auf die dritte Ebene („sie“ bzw. „Nelly“) verweist: ihre Kindheit und Jugend in eben diesem Ort vor 1945 – jener lebensgeschichtliche Abschnitt, der auf der „Wiedersehens“reise für sie stets an Relevanz gewinnt, aber wiederum erst auf der ersten Ebene, nämlich in der jeweiligen Schreibgegenwart, in eine Erinnerungserzählung gegossen wird. Erinnern und Erzählen ist ein mühsamer und zeitaufwendiger Prozess, in dem zwar nicht alle, aber einige alte Erfahrungsschichten freigelegt werden können. Auch Johannas Erinnerungen unterlagen einem solchen zeitlichen Prozess. Ihr anfängliches Schweigen über ihre Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus konnte erst dann überwunden werden, als der Bezugsrahmen – und in dem war das wachsende Vertrauen zwischen Moderatoren und Teilnehmern ein nicht unwesentlicher Bestandteil – dies möglich machte.

Das verweist auf die sozial-räumliche Dimension jeder Erinnerung und jeder Erzählung. Erinnerungserzählungen entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern gleich einer „Performance“ (Löffler 1999, 86-103) in einem konkreten, situativen Kontext: am Schreibtisch etwa oder im Interview. Selbst dann, wenn wir uns Autoren einsam in ihren Zimmern sitzend und schreibend vorstellen, auch dann haben sie stets ein Gegenüber – die Enkelkinder, Freunde, die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, den Literaturbetrieb oder wen auch immer – vor Augen, dem sie etwas mitteilen wollen (vgl. Müller 2006b). Diese Beziehungen zwischen Autor und Adressat sind immer schon durch persönliche und kollektive Vorerfahrungen, durch Diskurse und deren Regeln vorstrukturiert. Zahlreiche Erinnerungstexte, die im Rahmen des erwähnten Schreibaufrufs der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ zu 1945 entstanden, richteten sich mehr oder weniger dezidiert an die „jüngeren Wissenschaftler“, die „diese Zeit nicht selbst miterlebt“ haben. Vor allem die intergenerationelle lebensgeschichtliche Erzählmotivation, wie etwa die zwischen Christa Wolf und ihrer Tochter in „Kindheitsmuster“, inkludiert stets ein Moment der Rechtfertigung. Es sind meist die Angehörigen einer jüngeren Generation, die gesellschaftlich (auch wissenschaftlich) die Lebenspraxen und Werthaltungen der Eltern- und Großelterngeneration mehr oder weniger massiv in Frage stellen. Daraus entstanden und entstehen wiederum mediale und andere Diskurse, die jene, die es „selbst erlebt“ haben, in eine noch deutlichere Rechtfertigungshaltung bringen können – was zuweilen zum Dialogabbruch führen kann. Vor allem hinsichtlich des intergeneratio-

selbst Nischen fand, um Wissenschaft in einer Weise zu betreiben, die selbst von „westlichen“ Fachkollegen seinerzeit anerkannt wurde (vgl. Dressel 2004, 23f).

nellen Sprechens und Schweigens über den Nationalsozialismus ist dies hinlänglich bekannt. Weniger bekannt bzw. offen gelegt ist dagegen seitens der Oral History oder der Biographieforschung, in welcher Weise „wir" beispielsweise als Interviewer durch die Art der Fragen, Gesten, Mimiken und unsere Bilder über die befragte Person lebensgeschichtliche Erzählungen mit beeinflussen; und wenig wird darüber reflektiert, dass die Bilder und Vorstellungen der Interviewten über die Fragenden Einfluss auf ihre Erzählungen haben.[7] In dem Gesprächskreis hatten wir Moderatoren unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die teilnehmenden Opfer des Nationalsozialismus gerichtet; wir standen Johanna nicht unfreundlich oder gar feindlich gegenüber, aber wir vermittelten ihr zunächst sicherlich nicht das Gefühl, dass ihre Geschichte mit dem Nationalsozialismus in dem Gesprächskreis einen Platz haben könnte. Unser – damals nicht bewusstes – Verhalten entsprach einer (generationsspezifischen) kollektiven Grundhaltung, die sich mehr für Opfer- denn für Tätergeschichten interessierte. In der Generation Johannas wiederum standen keine Erzählangebote zur Verfügung, auf die sie als ehemalige Nationalsozialistin, die inzwischen mit der Ideologie gebrochen hatte, hätte zurückgreifen können. Falls es solche Erzählungen bis Mitte der 1990er Jahre in Österreich überhaupt gegeben hatte, sie waren zumindest nicht Teil des diskursiven Bezugsrahmens von Johanna.

Auch den 160 Interviewpartnern aus dem erwähnten niederösterreichischen Schulprojekt steht ein solches Erzähl- und Diskursrepertoire nicht zur Verfügung. Der spezifische Ablauf des Projekts lässt dabei mehr Rückschlüsse auf die Erinnerungsnormen des lokalen Gedächtnisses zu als auf das Leben der Interviewpartner: Die älteren Menschen werden in den örtlichen Schulen von mehreren Schülern und jeweils einer Lehrperson lebensgeschichtlich interviewt; alle Gespräche werden dabei mit einer Videokamera aufgezeichnet. Die Erzählungen entstehen also dezidiert in der lokalen Öffentlichkeit. Jeder soziale Zusammenhang hat seine Tabus, über die man lieber schweigt. Die werden vor allem dann „sichtbar", wenn die Interviews in der Öffentlichkeit dieses Zusammenhangs entstehen. In diesem Fall sind es etwa die Unterschiede zwischen armen bzw. besitzlosen Bevölkerungsschichten und Reichen bzw. Bauern in den 1930er Jahren, uneheliche Geburten, Gewalt gegen Frauen, schwelende Konflikte zwischen Familien sowie Erfahrungen im Nationalsozialismus und im Krieg (ausführlicher vgl. Dressel 2006). Das Schweigen ist durchaus nachvollziehbar: Leben doch noch aktiv Beteiligte oder zumindest deren Nachkommen – und mit denen hat man es auch zukünftig noch zu tun. Wie soll man vor laufender Kamera erzählen, ohne Gefahr zu laufen, verschüttete Konflikte in der Dorföffentlichkeit aufzurühren? Jede lebensgeschichtliche Erzählung ist um soziale Akzeptanz bemüht und verweist daher immer auf den sozial-normativen Raum, in dem sie entsteht. Hätte Christa Wolf, diese Frage drängt sich auf, Mitte der 1970er Jahren die damaligen DDR-Verhältnisse kritischer und offener als ohnehin geschehen reflektieren können, wie es nach 1989 in einem anders strukturierten sozial-normativen Raum zuweilen eingefordert wurde? Ja, aber dann wären die „Kindheitsmuster" in der DDR vermutlich nie veröffentlicht worden.

7 Aktuelles Gegenbeispiel, das versucht, reflexiver als anderswo intergenerationelle Interviewsituation zu analysieren: Botz 2005.

5. Von der Erzählung zum Leben?

Jeder lebensgeschichtliche Erinnerungstext stellt „einen aktuellen Entwurf der Erfahrungsrekapitulation dar, der nur rudimentär auf zurückliegende Zeitebenen, in denen das Erlebte nur gedeutet und bearbeitet wurde, verweist, ohne diese Einzelschichten tatsächlich abzubilden. Die individuelle Erfahrungsdimension ist allein in ihrer Aktualisierung zum Zeitpunkt der Erzählung greifbar, in der eine Trennung zwischen Erlebnis und Deutung nicht mehr eindeutig nachvollzogen werden kann.“ (Jureit 1998, 17 f.) Lebensgeschichtliche Erzählungen, die aus biographischen Interviews entstehen, bilden in der Regel nicht mehr (aber auch nicht weniger) ab als jene Erinnerungsmuster und Deutungshorizonte, die in einem spezifischen sozialen Kontext dominant sind (Schulz-Hageleit 2003, 24). Dies gilt auch für viele schriftliche popular-autobiographische Texte, die beispielsweise in der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ archiviert sind und die eher Produkt einer punktuellen denn über einen längeren Zeitraum hinweg anhaltenden Erinnerungsarbeit der betreffenden Autoren sind. Zahlreiche Studien der Biographieforschung haben sich daher, was etwa die Erzählungen über den Nationalsozialismus betrifft, mehr mit diversen gender- und generationsspezifischen Rechtfertigungsstrategien und ihren Entstehungsbedingungen beschäftigt als mit dem, was „wirklich“ zwischen 1933 und 1945 gewesen ist (z.B. Rosenthal 1990; 1992).

Ist es dennoch möglich, von der Erzählung über das Vergangene auf das Vergangene selbst zu schließen? Ja, und zwar umso eher die Erzählenden und Erinnernden über einen längeren Zeitraum hinweg einen sozialen Ort zur Verfügung gestellt bekommen, in dem es erlaubt ist, die jeweils spezifischen Normen des Aussprechens und Verschweigens zu brechen, der offen ist für die vielen Widersprüche und Irritationen des eigenen Lebens und an dem vor allem die Akzeptanz für Erfahrungsdifferenzen durch alle Beteiligten geübt wird. In dem schon mehrmals angesprochenen Wiener Gesprächskreis wurde dies zumindest versucht, nicht allein durch uns Moderatoren, sondern durch die beteiligten Senioren selbst – ob sie ehemalige Nationalsozialisten waren oder Jüdinnen und Sozialisten bzw. Sozialistinnen.[8] Auch die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ ist bemüht, schriftliche popular-autobiographische Manuskripte nicht nur zu sammeln, sondern Erinnerungs- und Schreibprozesse zu begleiten. Oder man schafft sich, wie Christa Wolf, solche „Erinnerungswerkstätten“ selbst.

Was den Geschichtsdidaktiker Peter Schulz-Hageleit an Christa Wolf so „beeindruckt, ist die zupackende, konfrontative Vergegenwärtigung der verdrängten Ver-

8 Übrigens: Gerade die beteiligten Jüdinnen nutzten den Gesprächskreis dafür, in einen intensiven Erinnerungsprozess einzutreten. Zum Beispiel: Elisabeth, 1907 in Wien geboren, sprach nach anfänglicher Vorsicht erst bei unserem dritten Treffen aus: „I bin ja a Jüdin.“ Oft bedauerte sie, ein „Hirn wie ein Sieb“ zu haben und konnte sich an ihre Vergangenheit, insbesondere in der Nazizeit, kaum mehr erinnern. Zunächst wusste sie nur soviel: Sie war mehrere Jahre im Konzentrationslager. Durch die Teilnahme und die Erzählungen anderer Verfolgten erinnerte sich auch Elisabeth immer wieder an Erfahrungen der Verfolgung. Meist „vergisst“ sie ihre Erzählungen aber wieder kurz darauf. Und Elisabeth wusste um ihr Vergessen, und sie wollte sich erinnern, aber sie konnte immer wieder nicht – und genau „das ist so schlimm“, wie Elisabeth selber sagte. Erst durch die Ausstellung, in der auch Elisabeth präsentiert wurde, konnte sie sich ihre Geschichte wieder aneignen: Sie vergaß weder den Termin der gemeinsamen Besichtigung noch ein Interview mit dem lokalen Fernsehen. Vor laufender Kamera fielen ihr sogar Erlebnisse ein, die sie bislang noch nicht erzählt hatte (ausführlicher siehe: Dressel und Novy 1995, 160-163).

gangenheit im Medium des Fragens, Denkens und Schreibens“ unter Nutzung der „kommunikativen Ressourcen der Gesellschaft“: Freundschaften, Familienmitglieder, öffentliche Kritik (Schulz-Hageleit 2003, 27). In diesem komplexen, auch mühsamen Prozess bleiben eigene Erfahrungen und Stücke vergangenen Wissens im Verborgenen, aber das Nicht-Wissen und die „Sprach-Unmächtigkeit“ werden benannt; schrittweise öffnen sich parallel dazu andere Schichten der eigenen Vergangenheit.

Historiker könnten die „Kindheitsmuster“ als eine frühe (weil in den 1970er Jahren entstandene) Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit lesen, in der die Autorin mit mikroskopischem Blick einen spezifischen sozialen und lokalen Zusammenhang (nämlich den eigenen) akribisch und reflexiv aufarbeitet. Sie beschreibt – und das versucht eine seriöse Alltagsgeschichte seit den 1990er Jahren (z.B. Lüdtke 1989; Dressel 1996) –, in welcher Weise Menschen (vor allem sie selbst) in einem Mit-, Neben- und Gegeneinander sich Welt aneignen, sie auch verändern, selbst dann, wenn sie sich ausgeliefert fühlen (Eley 1994).

Um nur einige Stichworte zu nennen: Wolfs Alltagsgeschichte gibt uns zahlreiche Hinweise darauf, warum und wie der Nationalsozialismus gerade in überschaubaren sozialen Zusammenhängen funktionierte. Sie schildert beispielsweise Erlebnisse und Phänomene, die Gabriele Rosenthal später als „Prozess der Dehumanisierung“ zusammenfasste (Rosenthal 1992): Nelly stieß 1945 „an einem hellen Mittag“ auf „KZler“; in ihren Blicken fand sie „am ehesten Gleichgültigkeit“ – und Nelly erstaunte dies nicht mehr (Wolf 1999, 470 f.). Nachdem die systematisch Verfolgten des NS-Systems seit 1933 sukzessive aus dem Alltagsleben gedrängt und von der Propaganda zu „Parasiten“ erklärt worden waren, verloren sie in den Augen der vielen Nicht-Verfolgten an Individualität und wurden, falls man doch noch einmal mit ihnen konfrontiert wurde, nur mehr als gesichts- und namenlose „Gestalten“ wahrgenommen. Wolf spricht darüber hinaus an, durch welche mentalen Grundhaltungen von Akteuren die nationalsozialistische Tötungsmaschinerie ermöglicht werden konnte, zum Beispiel durch die vielen „fleißigen deutschen Männer“, die „von ihrer Arbeit besessen und über nichts so verzweifelt (waren) wie über Unverständnis und Nachlässigkeit in ihrer Umgebung, die sie hinderten, diese ihre Arbeit musterhaft auszuführen.“ (Wolf 1999, 354): Adolf Eichmann und Rudolf Höß meint sie damit, aber eben auch Männer aus ihrer eigenen Lebenswelt, nicht zuletzt einen Onkel, dem nur die „Tüchtigkeit“ eines Eichmann fehlte, um ein solcher auch zu werden.

Aber der Nationalsozialismus funktionierte auch über Wolf selbst, über Mädchen ihrer Generation, die sich im BDM engagierten (vgl. Möding 1985), die sich Lehrerinnen, die begeisterte Nationalsozialistinnen waren, zum Vorbild machten, weil diese Sozialisationsinstanzen neue Handlungsräume und Gegenentwürfe zu einer fragwürdig gewordenen Familienkultur boten. Wie überhaupt in den „Kindheitsmustern“ familiale Konflikte, Zerrüttungen und – im Zuge der Flucht bzw. Vertreibung[9] – gar ein familiales Chaos benannt und akribisch nachgezeichnet werden. Hier bewegt sich Christa Wolf wohl weit näher an der „historischen Realität“ als die aktuellen hegemonialen Diskurse über die Jahre um 1945. In diesen werden vor allem innerfamiliäre und intralokale Solidaritäten erinnert; Konkurrenz, Neid und Misstrauen zwischen

9 Kürzlich wurde übrigens darauf hingewiesen, dass Christa Wolf in „Kindheitsmuster“ mit ihrer Darstellung der Flucht und Vertreibung ihrer Familie aus dem heutigen Polen ein Tabu in der offiziellen Redensart der DDR brach, die stets von „Umsiedlung“ gesprochen hatte (Schwarz 2003).

Menschen aus dem eigenen unmittelbaren sozialen Zusammenhang (Familie, Nachbarn, Freunde usw.) werden kaum thematisiert. Dabei ist es plausibel, dass ein radikaler Bruch, den etwa eine Familie oder Familienangehörige durch Vertreibung und Flucht erfährt, nicht nur solidarische Handlungen zwischen den Betroffenen auslöst.

6. Schluss

Einige Oral Historians und Biographieforscher haben angesichts des Ineinanderfließens von Ereignis und Deutung in lebensgeschichtlichen Erzählungen vorgeschlagen, in den wissenschaftlichen Auswertungen des gelebten Lebens mehr von Plausibilitäten denn von herauslesbaren historischen Fakten oder gar „Wahrheiten“ zu sprechen (vgl. Jureit 1998, 19). Das relativiert nicht den Wert mündlicher oder schriftlicher Lebenserzählungen. Können doch Historiker, die mit anderen als mit lebensgeschichtlichen Quellen arbeiten, ebenso nur aus einem Hier und Jetzt heraus sowie in Zusammenspiel und Widerstreit mit bestehenden wissenschaftlichen Diskursen Geschichte schreiben. Das verweist jedoch auf die Diskussion, in die jede historische Forschung eingebettet ist und einer Beliebigkeit vorbeugt. Auch die Auswertung lebensgeschichtlicher Erzählungen geschieht oft nicht nur darüber, dass man die Selbstzeugnisse mit anderen Quellen und Forschungen prüft, sondern dass man für die Forschungsfrage relevante Kontrastfälle (z.B. Männer – Frauen, Angehörige verschiedener Generationen etc.) sucht.

Für die Interviewten oder lebensgeschichtlich Schreibenden selbst muss eine solche wissenschaftliche Praxis allerdings noch keinen Effekt im Sinne einer Erinnerungsarbeit haben. Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ sind zumindest im Grundsätzlichen beispielhaft dafür, wie mit Kontrastierungen, Fragen, reflexiven Schleifen, anderen Quellen (z.B. historischen Zeitungsausschnitten) und letztlich auch Geduld, die eigene Lebensgeschichte in all ihren Widersprüchen narrativ sortiert und trotz aller Selbstzweifel in eine Balance mit den politischen Brüchen des 20. Jahrhunderts, die auch die eigenen sind, gebracht wird. Letztlich endet Wolf in „Kindheitsmuster“ damit, dass die dritte Person der Kindheit und Jugend und die „Du“-Person der Polenreise mit dem „Ich“ der Gegenwart zusammenlaufen (vgl. auch Wolf 1990, 814).

Nun kann aber die Wolfsche „Erinnerungswerkstatt“ im Konkreten wohl nur von den Allerwenigsten, die ihre Lebensgeschichte nochmals ordnen wollen, eingerichtet werden, da viele Menschen weder über die zeitlichen Ressourcen noch über das sprachliche Repertoire einer professionellen Schriftstellerin verfügen. Und auch das permanente Zulassen von Zweifeln, sich immer wieder selbst in Situationen zu begeben, die Irritationen hervorrufen, ist eine Grundhaltung, die zwar in intellektuellen Milieus mit Anerkennung belohnt wird (vgl. Müller-Funk 1995), in anderen sozialen Zusammenhängen aber auf Unverständnis stoßen kann.

Eine Möglichkeit wäre, dass „wir“ professionellen Wissens- und Bildungsarbeitern Erinnerungssettings anbieten, die nicht nur eine narrativ-lebensgeschichtliche Bestandsaufnahme vollziehen. Vielmehr könnten die teilnehmenden Personen in einem tiefer gehenden Prozess dabei unterstützt werden, bislang sprachlos Gebliebenes und Vergessenes in eine erzählerische Form zu bringen. Das Bedürfnis danach ist übrigens bei einer wachsenden Zahl älterer Menschen ausgesprochen groß – das zeigen die Erfahrungen, die wir mit älteren Menschen im Zusammenhang mit der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, den diversen biographischen

Gesprächskreisen und anderen lebensgeschichtlichen Bildungsprojekten gemacht haben. Erst kürzlich beispielsweise wandte sich nach einem Interview in einer niederösterreichischen Schulklasse die zuvor Befragte, eine unehelich geborene ehemalige Magd, bezeichnenderweise an mich als von außen Gekommenen; sie sprach off-records an, was sie nicht habe erzählen können: nämlich über die in den 1930er Jahren krassen sozialen und finanziellen Unterschiede zwischen Bauern und unterbäuerlichen Gruppen wie auch über damit verbundene Praktiken der Macht und Gewalt. „Nur kann man hier darüber ja nicht sprechen", meinte sie schließlich. Es braucht daher Orte, wo die gängigen Alltagsnormen über das, was (nicht) erzählt werden darf, nicht bzw. weniger stark zur Geltung kommen.

Solche Erinnerungssettings können intensivierte und biographisch orientierte Einzel- oder Paarinterviews sein (vgl. Teichova und Teich 2005), vor allem aber Schreibwerkstätten, Gesprächskreise, Erzählcafés, in denen über offene Fragen, Gegenstände oder Fotos ältere Menschen zum biographischen Erzählen bzw. Schreiben angeregt werden (vgl. z.B. Osborn u.a. 1997, 41-62); es können aber auch biographieorientierte soziodramatische Rollenspiele oder Formen des Erinnerungstheaters sein (vgl. Klotz 1995; Meixner 2006). An all diesen Orten findet keine Therapie im tiefenpsychologischen Sinne statt, sondern Erinnerungs- und Biographiearbeit, in der die Erzählenden, Schreibenden oder Spielenden sich selbst und die eigene Lebensgeschichte in Gesellschaft und „großer" Geschichte verorten und verstehen: einerseits als Akteure, anderseits aber auch als solche, die immer durch strukturelle Vorgaben (politisch bzw. ideologisch, wirtschaftlich, sozial etc.) zu den Personen geworden sind, die sie jetzt sind.

Das zu bewerkstelligen, ist gar nicht so einfach. Es braucht Zeit (das zeigt gerade das Beispiel Christa Wolfs), es benötigt die Herstellung von Vertrauen sowie die Akzeptanz für Unterschiedlichkeit und Widersprüche – innerhalb jeder Person selbst, zwischen den Erinnernden sowie zwischen den Moderatoren und Erinnernden. Meinungsverschiedenheiten und weltanschauliche Differenzen mit älteren Menschen in zeitlich limitierten biographischen Interviews auszuhalten gelingt „uns" ja meist; in zeitlich aufwendigeren Settings wird das schon mühsamer. Gerne möchte man dort als professioneller Historiker in Form von Kurzreferaten „die Anderen" aufklären. Die klassische wissenschaftliche Belehrung über Geschichte hat aber zumindest dort ihre Grenzen, wo das lebensgeschichtliche Erzählen für jene, die das tun, einen unmittelbar praktischen Nutzen hat, nämlich das Ordnen des eigenen Lebens und die narrative Herstellung und Vergewisserung der eigenen Identität. Und diese muss selbst nach vielen getätigten reflexiven Schleifen immer noch ihre Illusionen haben, die einiges von dem, was wir zu wissen meinen, ausblendet. Ein solches Erzählbedürfnis könnten „wir" durch eine Grundhaltung des (nach)fragenden Hinhörens und akzeptierenden Verstehens ernst nehmen und damit die Erinnerungsprozesse begleiten. „Ich konnte so sprechen – obwohl es mir nicht gegeben ist, das Sprechen", meinte Hermine, eine andere Teilnehmerin unseres Gesprächskreises. „Ich konnte mich freisprechen von dem Ganzen, so wurde mir leichter. Ich konnte mich befreien von dem, was mich bedrückt. Ich konnte es mir von der Seele reden. Und so was gibt sehr viel, wenn man sprechen kann." (Dressel und Novy 1995, 165)

Übrigens: Nachdem Johanna uns unter sechs Augen detaillierter über ihre Verstrickungen in den Nationalsozialismus erzählt hatte, äußerte sie das Bedürfnis, diese

Erfahrungen auch dem Gesprächskreis mitzuteilen, was sie dann auch tat. Die Unterstützung der anderen Teilnehmer, auch der in der NS-Zeit Verfolgten, hatte sie dabei.

Schon vor vielen Jahren meinte Reinhart Koselleck, dass die Niederlage – die Mehrheit der Deutschen und Österreicher fühlte sich beispielsweise 1945 besiegt und auch viele Ostdeutsche nach 1989 – ein „unausschöpfliches Potential des Erkenntnisgewinns“ beinhalte, da vormalige Gewissheiten in Frage gestellt seien und neue Denk- und Sichtweisen Platz greifen könnten (Koselleck 1988, 60). Angesichts der nicht mehr überschaubaren zeitgeschichtlichen Forschungen trifft dieser Befund für die deutschsprachigen Geschichtswissenschaften sicherlich zu. Aber vielleicht wäre es an der Zeit, dies von den Betroffenen, die ihr biographisches Gepäck mit aktuellen gesellschaftlichen Situationen und (auch wissenschaftlichen) Diskursen kompatibel machen müssen, nicht nur einfach phrasenhaft und moralisch einzufordern, sondern konkrete Angebote für „Erinnerungswerkstätten“ mit zu kreieren. Damit begibt man sich zwar einerseits in die Rolle von Begleitern, Sozial- und Altenarbeitern usw.; andererseits kann dadurch ein umfassenderes lebensgeschichtliches Erinnerungsmosaik generiert werden, das womöglich mehr Informationen über die Zusammenhänge von Individuum und Gesellschaft, Gegenwart und Geschichte, über Alltag und Politik usw. gibt als minutiös transkribierte Einzelinterviews oder in sich geschlossene populare Autobiographien.

LITERATUR

Alheit, Peter (1993): Transitorische Bildungsprozesse: Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung. In: Mader, Wilhelm (Hg.): Weiterbildung und Gesellschaft. Theoretische Modelle und politische Perspektiven. 2. Aufl., Bremen, 343-416.

Assmann, Jan (1997): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 2. Aufl., München.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.

Blaumeiser, Heinz, Margit Sturm und Elisabeth Wappelshammer (1988): Alte Menschen und ihre Erinnerungen. Erzählte Alltagsgeschichte in Ottakring. In: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 14, Heft 4, 472-494.

Blimlinger, Eva, Angelika Ertl, Ursula Koch-Straube und Elisabeth Wappelshammer (1994): Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover.

Botz, Gerhard (Hg.) (2005): Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus. Wien.

Bude, Heinz (2000): Generationen im 20. Jahrhundert. Historische Einschnitte, ideologische Kehrtwendungen, innere Widersprüche. In: Merkur, Jg. 54, Heft 7, 567-579.

Dressel, Gert (1996): Historische Anthropologie. Eine Einführung. Wien u.a.

Dressel, Gert (2000): Nationalsozialismus und Lebensgeschichten. Her-Ausstellen als Möglichkeit biographischer Erinnerungsarbeit. In: Muttenthaler, Roswitha, Herbert Posch, Eva S.-Sturm (Hg.): Seiteneingänge. Museumsidee & Ausstellungsweisen. Wien, 13-40.

Dressel, Gert (2004): Wissenschaft und Erfahrung – Wissenschaftler erzählen (nicht)... In: Jahrbuch des Vereins für Kulturwissenschaft und Kulturanalyse, Band 5. Wien, 7-37.

Dressel, Gert (2006): 200 Interviews im „Land der 1000 Hügel“. Ein Werkstattbericht über ein Zeitzeugenprojekt in Schulen der Buckligen Welt (Niederösterreich). In: Eigner, Peter, Christa Ehrmann-Hämmerle und Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht. Wien, 112-122.

Dressel, Gert und Nikola Langreiter (2002): Ist der Rand das Zentrum? „KulturwissenschaftlerInnen“ positionieren sich. In: Historische Anthropologie, Jg. 10, Heft 1, 154-164.

Dressel, Gert und Nikola Langreiter (2003): Wenn „wir selbst“ zu unserem Forschungsfeld werden [30 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (On-line Journal), 4 (2), 2003. Verfügbar über: http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03dressellangreiter-d.htm.

Dressel, Gert und Günter Müller (Hg.) (1996): Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation. Wien.

Dressel, Gert und Katharina Novy (1995): 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918–1945. Wien.

Eley, Geoff (1994): Wie denken wir über Politik? Alltagsgeschichte und die Kategorie des Politischen. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster, 17-36.

Engelhardt, Michael von (1990): Sprache und Identität. Zur Selbstdarstellung und Selbstsuche im autobiographischen Erzählen. In: Kößler, Henning (Hg.): Sprache: 5 Vorträge. Erlangen, 65-88.

Gergen, Kenneth J. (1998): Erzählung, moralische Identität und historisches Bewusstsein. Eine sozialkonstruktionistische Darstellung. In: Straub, Jürgen (Hg.): Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt am Main, 170-202.

Glaser, Marie Antoinette (2005): Literaturwissenschaft als Wissenschaftskultur. Zu den Praktiken, Mechanismen und Prinzipien einer Disziplin. Hamburg.

Jureit, Ulrike (1998): Konstruktion und Sinn. Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen. Oldenburg.

Klotz, Mechthild (1995): Erinnerung als Ressource für theatralische Arbeit in der Erwachsenenbildung. In: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung (Hg.): Lebensgeschichte und Politik. Erinnern, Erzählen, Verstehen. Soest, 61-73.

Koselleck, Reinhart (1988): Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: Meier, Christian (Hg.): Historische Methode. München, 13-61.

Kluwe, Christian (2000): „Phantomschmerzen“. Christa Wolfs „Kindheitsmuster“. In: Bollacher, Martin und Bettina Gruber (Hg.): Das erinnerte Ich. Kindheit und Jugend in der deutschsprachigen Autobiographie der Gegenwart. Paderborn, 83-102.

Langthaler, Ernst (1999): Gedächtnisgeschichte: Positionen, Probleme, Perspektiven. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde. Sondernummer: Kulturwissenschaften. Wien, 30-46.

Löffler, Klara (1999): Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin.

Lüdtke, Alf (1989): Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte. In: Ders. (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt am Main und New York, 9-47.

Meixner, Margarete (Hg.) (2006): Dokumentation der Fachtagung Erinnerungstheater. St. Pölten. Verfügbar z.B. über: http://www.equal-artworks.at/start.php?site=publikationen-&subsite=detail&id=136

Meyer, Conny H. (2006): Ab heute singst du nicht mehr mit. Aufzeichnungen einer Kindheit. Wien.

Möding, Nori (1985): „Ich muß irgendwo engagiert sein – fragen Sie mich bloß nicht, warum.“ Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen. In: Niethammer, Lutz, Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bonn, 256-304.

Müller, Günter (1997): „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: Historische Anthropologie, Jg. 5, Heft 2, 302-318.

Müller, Günter (2006a): Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen. In: Eigner, Peter, Christa Ehrmann-Hämmerle und Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht. Wien, 140-146.

Müller, Günter (2006b): „Vielleicht interessiert sich ja mal jemand …“ Lebensgeschichtliches Schreiben als Medium familiärer und gesellschaftlicher Überlieferungen. In: Eigner, Peter, Christa Ehrmann-Hämmerle und Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht. Wien, 76-94.

Müller-Funk, Wolfgang (1995): Der Intellektuelle als Souverän. Essays. Wien.

Osborn, Caroline, Pam Schweitzer und Angelika Trilling (1997): Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen. Freiburg im Breisgau.

Plato, Alexander von (2001): Chancen und Gefahren des Einsatzes von Zeitzeugen im Unterricht. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 14, Heft 2, 134-137.

Pollak, Michael (1988): Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und Identitätsarbeit. Frankfurt am Main und New York.

Prack, Elisabeth (2004): Als die Moldau noch die Wulda war. Erinnerungen. Steyr.

Risse, Stefanie (2005): Der europäische Autobiographie-Schreibzirkel. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 18, Heft 1, 144-145.

Rosenthal, Gabriele (1990): Zweiter Weltkrieg und Nationalsozialismus: Zwei Themen ohne Zusammenhang. Ein Vergleich der Lebensgeschichten. In: Dies. (Hg.): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.“ Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien. Opladen, 223-240.

Rosenthal, Gabriele (1992): Antisemitismus im lebensgeschichtlichen Kontext. In: ÖZG. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 3, Heft 4, 449-480.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main.

Ruhe, Hans G. (2003): Methoden der Biographiearbeit. Lebensspuren entdecken und verstehen. Weinheim, Basel und Berlin.

Schörken, Rolf (1994): Jugend 1945. Politisches Denken und Lebensgeschichte. Frankfurt am Main.

Schulz-Hageleit, Peter (2003): Zur Problematik des „Durcharbeitens“ lebensgeschichtlicher Erfahrungen. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München, 17-32.

Schwarz, Michael (2003): Tabu und Erinnerung. Zur Vertriebenen-Problematik in Politik und literarischer Öffentlichkeit der DDR. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 51, Heft 1, 85-101.

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.

Sieder, Reinhard (1999): Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Nachschrift. In: Ders. (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien, 234-264.

Sieder Reinhard (2004): Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften. In: Ders.: Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften. Wien, 15-59.

Teichova, Alice und Mikuláš Teich (2005): Zwischen der kleinen und der großen Welt. Ein gemeinsames Leben im 20. Jahrhundert. Bearb. von Gert Dressel und Michaela Reischitz. Wien.

Warneken, Bernd Jürgen (1985): Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung. Tübingen.

Wilkomirski, Binjamin (1995): Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948. Frankfurt am Main.

Wolf, Christa (1990): Erfahrungsmuster. Diskussion zu „Kindheitsmuster“. In: Dies.: Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze. Reden und Gespräche 1959-1985, Bd. 2. Frankfurt am Main, 806-843.

Wolf, Christa (1999): Kindheitsmuster. München.

„Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh ...“

Johann Heinrich Pestalozzis prekäres Verhältnis zu seinem Sohn im Spiegel der erhaltenen Briefe

Werner Keil und Alfred K. Treml

I.

„Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh, gelingen selten oder nie“ heißt ein bekanntes Sprichwort. Es wird gerne zitiert, wenn allzu offensichtlich die große Absicht mit der kleinen Wirkung kontrastiert. Aber warum eigentlich ist das so? Dass Pfarrers Vieh – in historischen Zeiten eine Art Zweitbroterwerb des Landpfarrers – nicht „gelingt“, das mag man noch verstehen, denn ein Buchgelehrter als Viehzüchter bleibt immer ein Dilettant – und das Ergebnis wird dementsprechend sein. Aber warum sollen Lehrers Kinder „nicht gelingen“? Hier dilettiert ja niemand, sondern bleibt bei seinen Leisten. Der Lehrer ist gewissermaßen Fachmann für Erziehung und Bildung, und dementsprechend erwartet man professionelle Leistungen auch und gerade dann, wenn es um das eigene Kind geht.

Nun hat unseres Wissens noch niemand den Wahrheitsgehalt dieses Sprichwortes empirisch nachgeprüft. So ist es möglicherweise gar nicht wahr, sondern spiegelt nur eine allgemeine Erfahrung wider: nämlich dass man Kontraste besonders gut wahrnimmt. Ein scharfer Kontrast zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist eben auffälliger, weil Erwartungen, die ausdrücklich geweckt sind, enttäuscht werden. Vom Fachmann erwartet man nun einmal auf seinem Gebiet bessere Leistungen als vom dilettierenden Laien. Wenn nun „Lehrers Kinder“ auch nicht besser geraten als andere Kinder (was immer auch dabei der Maßstab sei), dann fällt dies als Folge einer selektiven Wahrnehmung auf, obwohl die Kinder möglicherweise weder schlechter noch besser „gelungen“ sind. Was anders ist, das ist vielleicht gar nicht das beobachtete Ergebnis (der Erziehung), sondern Intensität und Maßstab der Beobachtung.

Allerdings gibt es sicher auch Fälle, in denen der Kontrast zwischen hehrem Anspruch und defizitärer Wirklichkeit nicht mehr der Beobachtung, sondern dem Beobachteten zugerechnet werden muss. Es sind diese Fälle, die auf uns eine besondere affektive Wirkung ausüben. Beispiele hierfür lassen sich genügend finden. Das sicher prominenteste und am häufigsten zitierte Beispiel ist Rousseau, der bekanntlich ein exzellenter pädagogischer Theoretiker war, als pädagogischer Praktiker jedoch kläglich vor der Erziehung seiner Kinder (die er alle ins Waisenhaus gab) versagte. Auch wenn man berücksichtigt, dass im 18. Jh. in Anbetracht der hohen Kindersterblichkeit

 © Verlag Barbara Budrich

der Stellenwert des (eigenen) Kindes geringer war als heute,[1] ist hier der völlige Rückzug aus der Erziehungsverantwortung durch einen schon damals prominenten Erziehungstheoretiker befremdlich.

Einem zweiten Beispiel für diese Entwicklung wollen wir uns hier etwas genauer zuwenden: Johann Heinrich Pestalozzis pädagogischem Verhältnis zu seinem (einzigen) Sohn Hans Jacob Pestalozzi. Das lange Zeit sehr unterbelichtete Verhältnis von Pestalozzi zu seinem Sohn ist inzwischen in der Pestalozziforschung verstärkt in den Blick gekommen (vgl. Soëtard 1987; Stadler 1988; Keil 1995a) und anhand der noch vorhandenen Schriften (insb. Tagebuch[2] und Schriftwechsel[3]) dokumentiert worden (vgl. Keil 1995b). Übereinstimmend kommt man in der pädagogischen Sekundärliteratur zu dem Urteil, dass es sich hierbei um ein sehr prekäres pädagogisches Verhältnis handelt, das mit einem recht desolaten und tragischen, weil letztlich letalen Ausgang endete. Warum? Handelt es sich womöglich auch hier um einen Anwendungsfall unseres Sprichwortes: Lehrers Kind gelingt halt nie!?

Dabei waren die Voraussetzungen eigentlich optimal: ein Vater, der sich stark für Erziehungsfragen interessierte, sich mit großem Enthusiasmus gleich nach der Geburt seines Kindes an dessen Erziehung machte und dabei auf ein großes Vorbild zurückgreifen konnte: Rousseau. Schon die Namensgebung („Hans Jacob") signalisiert deutlich, dass es hier darum ging, ein Erziehungsexperiment nach Vorbild des großen Rousseau zu starten („Jean Jacques"), der in seinem Erziehungsroman „Emile oder über die Erziehung" detailliert das Programm dazu geliefert hatte. Warum ging es trotzdem schief?

Schon 1995 vermutete Keil, dass möglicherweise der Vater seinen Sohn in eine „double-bind-Situation" gebracht habe, was schließlich zum Ausbruch und zur Verschlimmerung der Krankheit (schwere Epilepsie) geführt hätte. Er griff damit auf eine weit verbreitete und einflussreiche Vermutung zurück, die vor allem im Kontext der Systemischen Familientherapie entfaltet wurde, nämlich die These von den Paradoxien des Familienlebens als Quelle pathologischer Erscheinungen (vgl. Mücke 2003; Schlippe/Schweitzer 1996; Schöppe 1995). Lässt sich diese Vermutung anhand von eindeutigen Indikatoren bestätigen? Um dieser Frage nachzugehen, wollen wir zunächst den Begriff des „double-binds" klären, dann das Krankheitsbild kurz erläutern und schließlich in ausgewählten Briefdokumenten auf Spurensuche gehen.

---

1 So hat noch Goethe in einem Brief an seinen Kunstfreund Johann Heinrich Meyer ganz beiläufig vom Tod seines Kindes berichtet: „Ein kleiner Ankömmling hat uns schon wieder verlassen. Sonst ist alles wohl in meinem Hause und grüßt."

2 Das Tagebuch von Heinrich und Anna Pestalozzi ist abgedruckt in der Kritischen Ausgabe Pestalozzi – Sämtliche Werke, Bd.1, 33-97 und umfasst den Zeitraum zwischen 13. Dez. 1769 und 28. Nov. 1770. Da Hans Jacob am 14. Aug. 1770 geboren wurde, beginnen die Eltern mit ihren Tagebuchaufzeichnungen etwa zum Zeitpunkt der Zeugung. Im Wechsel verfolgen beide ihre Tagesgeschäfte – oftmals auch in Zusammenfassung mehrerer Tage bis zur Geburt und dann mit unregelmäßigen Eintragungen noch über fast das erste Vierteljahr ihres Kindes nach der Geburt.

3 Die einschlägige Korrespondenz zwischen dem „Über-Vater" Pestalozzi und seinem Sohn, dem „traurigen Jakob", ist erstmals 1995 in 73 Originalbriefen von Keil chronologisch dokumentiert worden. Eine vor Jahren angekündigte mehrbändige Publikation über „Briefe an Pestalozzi" ist lange überfällig. Vermutlich ließe sich manche Forschungslücke im „pädagogischen Vater-Sohn-Verhältnis" damit schließen.

II.

Den Begriff „double-bind“ hat eine Forschergruppe um Gregory Bateson in mehreren Aufsätzen im Rahmen einer Theorie pathologischer Beziehungen entwickelt und zu einer „Doppelbindungstheorie“ (engl. double-bind theory, franz. double-contrainte) ausgearbeitet (Bateson 1983, 219 ff.; Bastine 1998). Der „double-bind“ wird hier als eine Art „Beziehungsfalle“ geschildert, in die eine Person aufgrund paradoxer bzw. widersprüchlicher Signale gerät, aus der sie sich nur durch Flucht in eine Krankheit befreien kann. Am einfachsten kann man die Logik einer solchen Beziehungsfalle durch die im Schwäbischen noch häufig zu hörende Aufforderung einer Mutter an ihr Kind veranschaulichen: „Ach, komm her, geh fort!“. Schon auf der semantischen Ebene handelt es sich hier um einen Widerspruch. Er hat zur Folge, dass das Kind, wenn es diese Aufforderung wörtlich nimmt, sich nur falsch verhalten kann. Wenn es her kommt, ist es falsch, weil die Aufforderung heißt „geh fort!“; wenn es fort geht, ist es falsch, weil die Aufforderung heißt „komm her!“. Nicht immer ist der Widerspruch so offensichtlich. Bateson gibt einige Beispiele, aus denen deutlich wird, dass der Widerspruch auch dadurch entstehen kann, dass eine höhere Sprachebene (die Metaebene) die Aufforderung in der niederen Sprachebene (der Objektebene) negiert. Im Rahmen seiner (an Russell angelehnten) Typentheorie können sich also die Signale der Menge von den Signalen seiner Elemente widersprechen. Unter Umständen kann auch der Kontext (z.B. die Körperhaltung) den Text (das Gesagte) negieren, und wir erhalten den gleichen Effekt; es entsteht eine „Falsifizierung modusidentifizierender Signale“ (Bateson 1983, 273), aus der sich der Betroffene unter Umständen – nämlich dann, wenn es sich dabei um eine regelmäßig wiederkehrende Erfahrung handelt – nur noch dadurch befreien kann, dass er die Ebene, auf der er reagiert, wechselt: Er flieht in eine somatische Krankheit. Das setzt natürlich voraus, dass der einfachste Fluchtweg, nämlich der einer räumlichen Entfernung, versperrt ist, und genau das ist normalerweise zwischen Eltern und Kind der Fall. Wie alle klassischen Beispiele einer Doppelbindungskonstellation bezieht sich auch hier das Schicksal des Hans Jakob auf eine Situation, in der sich das „Opfer“ in einer abhängigen Position befindet und Grundbedürfnisse an dominante Bezugspersonen richtet – was Eltern allemal sind.

Bei einem „double-bind-Syndrom“ handelt es sich also um ein Krankheitsbild, das durch eine dilemmatische Beziehung entsteht. Das setzt auch voraus, dass es im Kranken eine somatisch „schwache Stelle“ gibt – also eine Veranlagung –, die durch einen durch die Beziehung realisierten Auslösereiz aktiviert werden kann. Neben der Veranlagung zur Schizophrenie ist es vor allem das Krankheitsbild der Epilepsie, das uns in diesem Zusammenhang interessiert, denn die Pestalozziforschung geht übereinstimmend davon aus, dass Hans Jacob Pestalozzi an Epilepsie erkrankte und an deren schweren Auswirkungen schließlich starb. Die Epilepsie ist eine Hirnerkrankung, bei der die so genannten inhibitorischen Synapsen nicht mehr richtig funktionieren, das sind jene Synapsen, die die Flut der zerebralen Impulse steuern und ordnen (vgl. Carlson 2004, 146 f.). Eine solche Störung führt aufgrund der vielfältigen erregten und sich fortsetzenden Zwischenverbindungen zu einer Instabilität der zerebralen Autopoiesis. Durch die anschwellende Impulsflut wird die zerebrale Verarbeitungskapazität überlastet, und es entsteht eine Art „Kurzschluss“ – die Folge: Unkontrollierte „Gewitter“ von Nervenimpulsen entladen sich im Gehirn. Weil gleichzeitig

zu viel und sich selbst verstärkend geschieht, kann das Gehirn keine Ordnung mehr aufbauen oder erhalten, und es kollabiert in einer Art Chaos. Eine wesentliche Ursache von Epilepsie, so die heutige Epilepsieforschung, ist also vermutlich in der Abnormität der Biochemie von inhibitorischen Neurotransmittern im Gehirn (der so genannten GABA-Rezeptoren) zu sehen (vgl. Birbaumer/Schmidt 2003, 451).

Epileptische Anfälle kommen häufig nach schnellen Aktivierungs- (oder Deaktivierungs-)Änderungen vor (Birbaumer/Schmidt 2003, 568), die als Folge von stressartig erlebten Situationen auftreten, die eine schnelle und komplexe Reaktion erfordern. Könnte es sein, dass Hans Jacob Pestalozzi in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen durch seinen Vater (und seine Mutter) in Situationen gebracht wurde, die er als ein nicht lösbares Problem interpretieren musste und die er deshalb als überlastend erlebt hat? Wenn diese Frage bejaht werden könnte, wäre man in der Lage, den Leistungsabfall und den Krankheitsverlauf des Hans Jacob Pestalozzi zu erklären. Allerdings nicht im Sinne einer naturwissenschaftlichen (proximaten) Erklärung. Wir können nach so langer Zeit keine kausalen Attributionen vornehmen. Es geht hier nicht um eine kausale Wirkungszuschreibung, sondern um die hermeneutische Interpretation eines historischen Falls mithilfe einer vorhandenen Theorie pathologischer Beziehungen.

III.

Ein erstes Indiz für diese Vermutung lässt sich schon in dem (kurzen) Tagebuch des Vaters[4] finden. Hier formuliert Pestalozzi ungeschützt seine hehren Erziehungsmaximen. Dabei findet sich in der Eintragung vom 14. Febr. 1774 u.a. folgender bedeutungsschwere Satz:

> *... Ordnung, Genauheit, Vollendung, Vollkommenheit! Wie fühle ich, dass mein Charakter diessfalls nicht in seiner ersten Bildung entwickelt ist. – Gerade in meinem Kinde sind diese gefährlichen Versuchungen, der Lebhaftigkeit seines Geistes nachzugeben, mit dem schimmernden, schnellen Fortgange zufrieden zu seyn, – durch den Glanz des Vielen verblendet, einzelne Mängel, Unentwickelung im Entwickeltscheinenden zu vergessen, vorüber zu hüpfen. Lass mich nicht vergessen: Alles ganz und nichts voreilig. Ordnung, Genauigkeit, Vollendung, Vollkommenheit! Früh will ich eure Begriffe durch tägliche Thathandlungen in ihm bilden, forteilen, immer thun, immer entwickeln, aber immer zurücksehen, keinen Schritt weiter gehen, bis jede Lücke erfüllt ist. Alles ganz, alles in Ordnung, nirgends Verwirrung. Große Absicht!" (zit. nach Keil 1995, 86 f.)*

Dass „Perfektion" in „Perfektibilität" überführt (und damit temporalisiert) werden muss, hat kurz zuvor Rousseau proklamiert und damit die entscheidende Weiche für die Umstellung der Temporalstrukturen im Denken der Moderne gestellt. Dass „Vollkommenheit" kein empirischer Begriff ist, sondern als „regulatives Prinzip der Vernunft" dient, das uns vor einer „faulen Vernunft" schützt, die glaubt, etwas Gegebenes sei schon alles, das hat fast zur gleichen Zeit Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft

4 Vgl. Anm. 2.

nachgewiesen (vgl. Kant KrV B 369 f., Treml 1991). Pestalozzi fällt hinter diesen Erkenntnisstand zurück, wenn er seine Pädagogik auf Perfektion, auf Ganzheit, gründet – und damit seinen Sohn heillos überfordert. Wer in seiner Erziehung „alles ganz" machen will, setzt den Zögling unweigerlich ins Unrecht, denn er ist halt immer nur „halb" (oder „ein Viertel"), er bleibt unweigerlich immer als defizitär hinter der hehren Absicht zurück: große Absicht – kleines Kind[5]. Wenn man gar „keinen Schritt weiter gehen (will), bis jede Lücke erfüllt ist", blockiert man sich als Erzieher letztlich selbst, und es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Pestalozzi recht schnell seine rigiden Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen aufgab[6] und – wie es scheint – in das Gegenteil, in eine Vernachlässigungs- und Laissez-faire-Pädagogik zurückfiel (vgl. Keil 1995a, 90 ff.).[7]

IV.

Nun könnte das ein einmaliger Ausrutscher gewesen sein – oder eine Überinterpretation einer Willenserklärung, die sich normalerweise in der Praxis der alltäglichen Erziehung von selbst mildert und schnell abschleift. Dem scheint jedoch nicht so gewesen zu sein, wenn man den noch erhaltenen Schriftverkehr des Vaters mit seinem Sohne genauer liest und interpretiert.[8] Man muss zunächst wissen, dass Hans Jacob zu der Zeit, als die Briefe abgefasst worden sind, im Hause Battier in Basel lebte – zunächst zur familiären Miterziehung und dann einer kaufmännischen Lehre. Für den damals schon deutlich retardierten Hans Jacob[9] war die Ausgangssituation schwierig, denn Battier war ein „väterlicher Freund" und damit aus Sicht des Hans Jacob eine unweigerlich zwitterhafte Person: einerseits der liebe „Freund" der Familie („der liebe Herr Battier"), der ihn quasi an Sohnes statt neben seinen eigenen beiden Kindern (Gertrud und Felix) in die Familie aufnimmt, andererseits der gestrenge Lehrherr, der nicht nur seine Briefe liest, ihn gelegentlich züchtigt und ihm schließlich mit dem

5 Bei Heinrich Heine heißt es deshalb in seinem Gedicht „Unvollkommenheit": „Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt./Der Rose ist der Stachel beigesellt;/Ich glaube gar, die lieben holden Engel/Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel."

6 Pestalozzi hat sich nach ersten experimentellen Lehr-Lern-Versuchen von seinem Sohn im Kleinkindalter geradezu fluchtartig abgewandt, so dass selbst Freunden auffiel, dass Hans Jacob nur noch am Rande mitlief und für sein Alter (immerhin 13) im Jahr der Aufnahme ins Haus Felix Battier sen. in Basel (1783) retardiert war. Battier, ein erfolgreicher Basler Kaufmann und Freund Pestalozzis, ließ zwei seiner drei Kinder (Gertrud, geb. 1776, u. Felix, geb. 1777) von einem Hauslehrer erziehen. Rosina, das dritte Kind, war noch zu klein und wurde von der Mutter erzogen.

7 Das Bemühen um Vollkommenheit in einer prinzipiell unvollkommenen Welt gründet wahrscheinlich im vergeblichen Versuch, alles unter Kontrolle (des Verstandes) zu bringen, und wird deshalb unweigerlich das Leben verfehlen. Es fehlt einer solchen Anstrengung etwas für pädagogisches Handeln Wesentliches, das man „Nachsicht" nennen könnte (vgl. Wils 2006).

8 Im Folgenden zitieren wir aus dem Dokumentarband der Briefe (Keil 1995b) durch Angabe der Nummern und der durchgezählten Abschnitte (also z.B. 71 A. 3 = 71. Brief, 3. Abschnitt).

9 „Ich habe einen Knaben von 11 1/2 Jahren; er kann keine zwei Linien Gebätter auswendig, er kann weder schreiben noch lesen. Ich hoffe zu Gott, diese Unwissenheit, an welcher die Vorsehung mir erlaubt ihn lassen zu können, werde das Fondament seiner vorzüglichsten Ausbildung und seiner besten Lebensgenießungen seyn" – so schrieb Petalozzi im Frühjahr 1782 noch hoffnungsvoll an Peter Petersen, den von Battier eingestellten Hauslehrer (zit. nach Keil 1995b, Nr. 1 A. 17).

Ende der Lehrzeit (und einer handwerklichen Lehre) droht.[10] Schon diese Konstruktion, die Pestalozzi aus dem Emile kopiert (denn auch dessen Erzieher war „kein gewöhnlicher Mann", sondern „ein Freund des Vaters"), ließen bei dem jungen und schnell überforderten Hans Jacob widersprüchliche Signale ankommen, die wahrscheinlich nur schwer (oder gar nicht) synchron verarbeitet werden konnten.

Johann Heinrich Pestalozzi schreibt währenddessen lange und detaillierte Briefe an Battiers zur Erziehung von dessen Kindern. Dagegen sind die sporadischen Briefe an den eigenen Sohn geradezu dürftig. Umso mehr Gewicht dürften sie bei Hans Jacob gefunden haben. Was also schreibt der Vater?

Im ersten Abschnitt des Briefes vom 6.1.1783 berichtet Pestalozzi von dem, was „wir parat hatten" (Nr. 8 A 1), also was die Eltern in den letzten acht Tagen erlebt hatten – es waren die Tage, nachdem der Sohn seine Heimat (Neuhof) verlassen und in die Fremde (Basel) gezogen war. Anstatt zunächst nach dem Befinden des Sohnes zu fragen, der sich in eine für ihn völlig neue Situation einleben musste, berichtet der Vater über das Befinden der Eltern (also über sich): „Wir sind gar nicht unruhig, dass Du fort bist" (dito). Kein Mitgefühl, keine Empathie mit dem Sohn wird hier zum Ausdruck gebracht, sondern die eigene Coolness formuliert. Unterschwellig wird damit die Botschaft überbracht: Du bist vielleicht unruhig, aber wir nicht; für uns ist es gleichgültig, ob du hier oder dort bist. Allerdings wird dann unmittelbar im nächsten Satz eine Sorge geäußert – nicht die Sorge um das Wohlergehen des eigenen Kindes, sondern, „daß Du aller der Güte und Liebe würdig werdest, die Du genießest" (dito). Hier schimmert die Sorge um die eigene Reputation durch: Hoffentlich machst Du uns (bei Battier) keine Schande. Gleichgültig, was Du dort erlebst, es geschieht aus „Güte und Liebe", und Du musst dich ihrer „würdig" erweisen. Also streng Dich an!

Dann folgen im zweiten Abschnitt die Ermahnungen, die sich auf das alte „ora et labora" reduzieren lassen, die alten monistischen Klosterideale werden hier recht ungeschützt formuliert: „bete und arbeite!, sei still, fleißig, bedächtig, reinlich und gehorsam!" (Nr. 8 A 2). Ist Hans Jacob im Kloster? Fast scheint es so, denn eingerahmt werden diese väterlichen Ermahnungen mit einer Anrufung Gottes. Der erste Satz beginnt mit: „Um Gottes willen, Jaqueli ..." und der letzte mit: „Aber ich hoffe zu Gott ...". Die Autorität des Vaters scheint eine geliehene zu sein: Der deus secundus wird durch den deus primus legitimiert. Der Fingerzeig Gottes wird in den Ermahnungen des Vaters reformuliert. Widerstand ist deshalb zwecklos, denn wer gegen den Vater auf Erden rebellierte, würde gegen den Vater im Himmel rebellieren. Dazu kommt (im letzten Satz des zweiten Abschnittes) noch eine moralische Keule: „... ich hoffe zu Gott, Du werdest mir das Unglük nicht zuziehen, daß Du diejenigen Menschen mit Ungehorsam betrübest denen ich und Du so vill zu danken haben." Das heißt: Solltest Du mich enttäuschen, machst Du mich unglücklich! Es liegt also an Dir, mich glücklich oder unglücklich zu machen – eine große Bürde für einen kleinen Jungen.

Im dritten Abschnitt wird scheinbar die große Wertschätzung des Kindes durch den Vater zum Ausdruck gebracht. Aber es ist keine bedingungslose Liebe, die ein-

10 Man darf die Lehrzeit bei einem Lehrherrn im 18. Jahrhundert nicht mit einer Lehre unserer Tage verwechseln. Wie schwer diese Zeit für viele gewesen sein mag, veranschaulicht nicht nur Rousseaus Flucht aus Genf, sondern beispielhaft Moritz' „psychologischer Roman" „Anton Reiser" (Moritz 1963).

fach in der Tatsache begründet ist, dass Eltern ihre Kinder bedingungslos lieben und ihnen so das nötige Urvertrauen für schwierige Zeiten vermitteln. Ich habe um Deinetwillen „mehr gelitten, als ich fast zu tragen vermochte“ (Nr. 8 A 3). Du warst und bist also ein Sorgenkind, denn was habe ich um deinetwillen gelitten. Deshalb, und nun kommt der letzte Abschnitt, steht „es jetzt an Dir, mich zu belohnen“ (Nr. 8 A 4). Das ist eine elterlichen Liebe, die die Form des umgedrehten Tit-for-Tat-Prinzips annimmt: Wie ich Dir, so Du mir. Wenn hier ein Altruismus durchschimmert, dann ein reziproker: Weil ich viel in Dich investiert habe, musst Du mich dafür belohnen – denn sonst wird mein Leben „unwiederbringlich ellend“ (dito). Es geht um eine Art Geschäft auf Gegenseitigkeit: Ich als Vater habe „mit Güte und Schonung“ das Meinige schon getan, nun tu etwas für mich und werde „ein braver Junge“. Dem Sohn, der sich eh schon in einer für ihn sehr schwierigen Lage befindet, wird also zusätzlich noch eine große Verantwortung aufgebürdet, nämlich auch für das Glück seines Vaters zu sorgen. Ob es ihm gelingt?

Offenbar nicht, denn der Sohn berichtet in seinen Briefen vermehrt vom Wiederaufflammen seiner Krankheit. Auch muss er mehr oder weniger deutlich dem Vater zum Ausdruck gebracht haben, dass er in der Fremde unglücklich ist. Ein gutes Jahr später, wahrscheinlich März 1784, ist uns ein kurzer, aber aufschlussreicher Brief des Vaters an seinen Sohn erhalten, der einen Schlüsselsatz enthält: „O mein Kind, mein liebes teurs Kind! Gott ist gut, und Du bist nicht unglüklich. Du mußt Dich nur überwinden und gegen Gott und Menschen treu und redlich und dankbar handeln. Denn (dann) wirds in Deiner Seele heiter werden ...“ (Nr. 25 A 4). Auf den Hilferuf „ich bin unglücklich!“ reagiert der Vater mit einer semantischen Beschwörung: „Du bist nicht unglücklich!“ und dem paradoxen Rat: „Du musst Dich nur überwinden, dann wirst Du glücklich!“ Glück ist eine Angelegenheit der Überwindung!

Die heimliche Botschaft lautet: Wenn Du Dich unglücklich fühlst, ist das nur ein Zeichen, dass Du Dich gehen lässt. Streng Dich gefälligst an, überwinde Dich, dann wirst Du gleich wieder heiter sein. Das ist so, als ob der Arzt dem schwer Depressiven sagt: Du bist traurig? Du bist depressiv? Du musst nur fröhlich sein, dann geht’s Dir gleich wieder besser! Also streng Dich gefälligst an! Denn schließlich ist die Welt Produkt Deines Willens: „Lieber! Die Welt ist, was Du willst. Wenn du sie weise brauchest, so ist es ein gut Ding um sie. Wenn Du aber Hörner gegen sie machest, wie wen(n) Du sie durchstoßen wolltest, so lachet sie Deiner“ (Nr. 68). Der Ratschlag, bei auftauchenden Problemen einfach „zu wollen“, ist paradox, weil er das Problem, anstelle zu verkleinern, in Wirklichkeit vergrößert, denn es bürdet dem Kranken auch noch zusätzlich zu seinem Leiden die Anstrengungen der (willentlichen) Heilung auf.

Diese paradoxe Logik wird im dritten Brief, der kurz nach dem zweiten (im März/April 1787) den Adressaten erreicht, noch zugespitzt (Nr. 66). Voraus ging offenbar ein Brief des Sohnes an seinen Vater, in dem dieser davon berichtete, dass ihn sein „Übel“ wieder befallen habe. Wahrscheinlich hatte Hans Jacob wiederholt schwere Anfälle seiner Krankheit. Anstatt dass der Vater sich nun voller Mitgefühl dem Sohn zuwendet, geht es in diesem Brief des Vaters (fast) ausschließlich um ihn selbst, den Vater. Schon im zweiten Satz beginnt der Vater die Aufmerksamkeit des Sohnes auf einen Traum des Vaters zu lenken, in dem dieser „das Übel“ selbst erlebt habe. Plötzlich hat nicht mehr der Sohn „das Übel“, sondern der Vater, wenngleich auch nur geträumt. Aber dieser Traum wird so plastisch geschildert, und der Kontext des Berichts – die nochmalige Versicherung, dass ihm dies auch wirklich „begegnet“

sei – verdeutlich die implizite Botschaft: Mich, Deinen Vater, hat Deine Krankheit wirklich befallen. Mit mir musst Du deshalb Mitleid haben.

Johann Heinrich, der seinen Sohne lange überleben wird, hat keine Skrupel, sein Kind mehrfach zu drängen, es möge sich vorstellen, er wäre tot, und bittet es, ihm dann Blumen in den Sarg zu legen (vgl. Keil 1995a, 243). Sich vorzustellen, man wäre tot, ist eine infantile Tätigkeit, weil sie die eigene Wichtigkeit über die Trauer der Angehörigen fiktiv produziert. Sein Sohn schreibt dazu: „Liebster Papa, wie Du mir schreibst, wenn Du totd seyest, so müsse ich Dir Blumen in den Sarg legen, – ach – denselben Augenblick zu erleben ist mir schwer daran zu denken“ (Nr. 50 A 2). Der Vater bettelt geradezu um Mitleid – nicht für seinen Sohn, sondern für sich selbst: „Siehe Deinen Vatter an, denke seine Trehnen und seine Leiden!“ (Nr. 71 A 6) Die Signale sind deutlich und lauten: „Ich bin ein armer Vatter ...“; „Ich habe großen Verdruss und villen Kumer ...“. Nicht Du, sondern ich bin krank, nicht Du, sondern ich bedarf des Mitleids und des Trostes, und die Aufforderung kommt: „Tröste mich lieber, Dein Brief macht mich unruhig.“ (Nr. 71 A 8, vgl. auch Nr. 25 A 10) Verräterisch unterschreibt der Sohn einmal (Nr. 28, vom 7.10.1784) seinen Brief mit „Ich bin Dein Tröster Sohn Jacob Pestalozzi“; und in einem anderen Brief (Nr. 52 A 4) tröstet der Sohn (der selbst schwer krank und verzweifelt ist, großes Heimweh hat und „manchmal recht weinen muß“ (A 57 A 3)) seinen Vater mit den Worten: „Lieber Papa, Du wirst doch noch nicht so übel seyn, ich bitte Dich um alles, schreibe mir imer, wie Du lebest und ob Du allezeit gesund bist! Ich wünsche Dir von Herzen gute Besserung ...“ (Nr. 52 A. 4)

Johann Heinrich Pestalozzi hebt (in seinem Brief vom März/April 1787 – hier Nr. 66 A 3) zwei Mal mit dem Wort „wichtig“ (im 3. Abschnitt) die offizielle Botschaft hervor: Ich hab an Dich so heftig gedacht und mich in Dich hineingefühlt, dass ich selbst krank wurde. Man könnte das auf den ersten Blick als Zeichen des Mitgefühls, der Empathie, interpretieren. Hans Jacob könnte aufatmen: Mein Vater leidet mit mir! Aber halt: Schon der nächste Satz macht deutlich, dass damit ein Vorwurf verbunden wird: „Erinerst Du Dich, daß Du in dieser Nacht an mich gedacht?“ Siehst Du, ich denke und fühle so wie Du, aber Du hast (wahrscheinlich) nicht in gleichem Maße an mich gedacht. Also bist Du in meiner Schuld. Ich habe keine Schuld. Wohl „habe ich Dich auf der Welt nicht so glücklich gemacht, als ich wohl wünschte“, aber die Verantwortung dafür wird dem himmlischen Vater übertragen, der mehrfach im Brieftext beschworen wird. Dieser ist alleine auch für die Heilung verantwortlich, wenngleich auch nur, wenn Du – Hans Jacob – das Deinige dazu tust: Lenke Deine Gedanken auf den allmächtigen und allgütigen Vater! Wirf Dich in seine Arme! Bete und bleibe ruhig!

Analog dazu findet sich im letzten Abschnitt der beruhigende Satz „Ich will helfen, wo Hülf nöthig!“ Aber der nächste Satz heißt nicht: „Ich liebe Dich als meinen Sohn und denke früh und spät an Dich Du Guter ...“, sondern: „Liebe die Deinigen, denk früh und spat an das Gute, das sie Dir alle thun ...“. Der eine Satz konterkariert den anderen, so dass widersprüchliche Botschaften ausgehen. Das double-bind-Syndrom ist nicht weit, denn wie immer Hans Jacob die Botschaft auch interpretiert, es folgt im nächsten Satz die entgegengesetzte Botschaft. Wie immer sich Hans Jacob verhält, es wird falsch sein: Klagt er schmerzlich über seine Krankheit, wird der Vater ihm vorwerfen, dass er ihm – dem Vater – damit viel Schmerzen und Leid bereite, (und dass er zu wenig Gott vertraue). Wird er willentlich seinen Schmerz unterdrü-

cken, sich noch mehr anstrengen, um seinem Vater (und seinem Erzieher und Lehrherrn) zu gefallen, wird der Stress größer und damit die Wahrscheinlichkeit, seine Anfälle zu bekommen. Der arme Hans Jacob ist in einer Beziehungsfalle, aus der er sich auch durch räumliche Trennung nicht befreien kann, denn für seine Eltern bleibt er sein Leben lang das (einzige) Kind. Es bleibt ihm nur noch die Flucht in die (somatische) Krankheit.

Die Briefe des Vaters sprechen eine erschreckend egozentrische Sprache. Primär geht es um das Leid des Vaters (das durch das Leid und das Versagen des Sohnes ausgelöst wird): Mich hat Dein Übel befallen! Die meisten Sätze (im Brief vom März/April 1787) fangen mit „ich" an, oder es kommt ein anderes selbstbezügliches Pronomen im Satz vor. Diese gekränkte Seele des Vaters sollte der Sohn heilen – der Sohn, der selbst schwer krank ist. Die Überforderung ist mit Händen zu greifen. Die Logik der Botschaft hat alle Elemente einer klassischen Paradoxie, Negation und Selbstreflexivität: Du bist so, wie Du als mein Sohn nicht als mein Sohn bist. Aus diesem Widerspruch folgen natürlich widersprüchliche Imperative: Du bist mein lieber Sohn, also komm her! Aber geh weg, wenn Du mir Kummer machst! Du machst mir (ständig) Kummer! Also bist Du schuld an meinem Leid! Du bist nicht so, wie Du sein solltest! Also kann ich nicht so sein, wie ich (als Vater) sein sollte! Hans Jacob konnte sich keiner bedingungslosen Vaterliebe erfreuen und sich in ihr sicher sein, sondern er wusste, sie war an Bedingungen geknüpft, die er im Grunde nicht erfüllen konnte: „Lieber Papa, ich will herzlich gern glauben, daß Du, wenn keine bösen Nachrichten an Dich komen, daß Du mich sehr lieb hast" (Nr. 52 A 1).

Hans Jacob muss seine Seele aufspalten und zu sich selbst ein Verhältnis aufbauen, das das Sein durch das Sollen negiert. Weil das Sollen das Sein aber ständig reproduziert, ist keine Erlösung in Sicht. In einem Satz schreibt die eine Seele: „Du kanst mit mir machen, was Du willst, mir ist alles eins." (Nr. 29 A 2), und schon im nächsten Satz schreibt die andere das Gegenteil: „Ein Handelsmann wollte ich aber doch gerne werden" (also kein Handwerker). Der Konflikt ist auf Dauer gestellt. Hilflos versucht Hans Jacob gelegentlich, das Dilemma durch Temporalisierung zu lösen: „Ich verbleibe Dein, will sich bessern(der) Sohn (man wird es sehen) Jacob Pestalozzi" (Nr. 34) oder „Ich fange nun auch an zu hofen, ein brafer Mensch zu werden ..." (A 45, A 3).

Aber wie kann aus Korruption (im Sinne moralischen Verfalls bzw. Defizits) Perfektion werden? Dazu bedarf es möglichst des Dauerappells – kein harmloser Spaziergang ist mit dem Vater möglich, ohne dass er nicht „mich mit Gesprächen (unterhält), daß ich ein rechter Mensch werde" (A 56, A 1) – und der Dauerbeobachtung, sprich: einer rigiden Kontrolle. Die Möglichkeiten, die der Erzieher des Emile noch zur Verfügung hatte („schlaf wenigstens in seinem Zimmer" – zwecks ständiger Kontrolle), stehen dem Vater nicht (mehr) zur Verfügung. Also bleibt nur die indirekte Aufsicht des Hauslehrers, des Lehrherrn und die schriftliche Fremd- und Selbstkontrolle. Der Vater erwartet, dass der Sohn ihm wöchentlich schreibt und Bericht erstattet. Wieder wird der Vater im Himmel bemüht, um den Imperativ des Vaters auf der Erde zu legitimieren und zu verstärken: „Schreib mir doch um Gottes willen auch alle Wochen!" (Nr. 25, März 1784). Der Vater drängt seinen Sohn, ein Tagebuch zu führen. Tagebücher sind im 18. Jahrhundert das vorzüglichste Mittel in protestantisch-pietistischen Kreisen, Fremdkontrolle in Selbstkontrolle, Fremdreferenz in Selbstreferenz zu überführen. Diese damit vollzogene schwierige Geburt des modernen Men-

schen, der in der Lage ist, ein reflexives Verhältnis zu sich selbst einzunehmen, erleidet Hans Jacob hier stellvertretend für andere.

In seinen Briefen treten immer wieder zwei Personen auf: Hans Jacob, wie er ist, und Hans Jacob, wie er sein sollte – also das individuelle Ich und das generalisierte Ich (qua Über-Ich). Fast wie über einen unbeteiligten Fremden berichtet Hans Jacob über seine Unarten: „Das erste ist, daß ich dir schreibe, wie ich mich gehalten, welches aber nicht so gut ist, wegen daß ich sehr unordentlich gewesen und mich sehr unartig gegen die Herren aufgeführt. (...) Der gütige Herr Battier .. hat mir es vorigen Montag gesagt, er seye unzufrieden mit mir, und wenn ich nicht könne die Handlung lehrnen, so solle ich ein Handwerk wehlhen ...“. Er schätzt als „das Größte, daß mein Gutthäter überaus schaut, ein glücklicher Mensch aus mir zu machen“ und „Der liebe Herr Battier ist zimlich zufrieden mit mir...“. Jedoch „hat (der Herr Battier) mir aber gesagt, daß, wenn ich mich nicht besser halten werde, (ich) doch eines von denselben lehrnen müsse, wie ich Dir es schon geschrieben habe“ (eine Handwerkerlehre). Sehr distanziert berichtet der Sohn über seine Fehler: „Das erste ist, daß ich Dir schreibe, wie ich mich gehalten, welches aber nicht so gut ist, wegen daß ich sehr unordentlich gewesen und mich sehr unartig gegen die Herren aufgeführt“ (Nr. 37 A 1). Halb ist Hans Jacob so, wie er ist, und halb, wie er sein sollte: „Meine Aufführung ist so halb und halb, doch ist der Battier zimlich mit mir zufrieden; doch könnte es besser seyn“ (Brief Nr. 41 vom 22.4.1785).

Oft scheint sich Hans Jacob, anstatt mit dem Educanden, also mit sich, eher mit seinen Educatoren – dem Vater, Herrn Battier, Herrn Petersen[11], Pfarrer Miville[12] – zu identifizieren und den anderen Hans Jacob zu ermahnen. Im Brief vom 11.8.1786 an seinen Vater (Nr. 64) berichtet er von den vielen Ermahnungen des Vaters, die ihm über Pfarrer Miville aufgetragen worden sind, und er fügt hinzu: „Ich habe den Auftrag mit Freuden und Dank angenohmen“. Im Brief vom 31.10.1786 (Nr. 65) bittet er seinen Vater, ihm „wieder einmahl zu schreiben, daß ich Deine vätterlichen Ermahnungen wieder auf das neue tönen lassen und meine Fehler dadurch verschwächeren kann; indem es jezo so zimlich gehet, doch noch lang nicht, wie es solte.“ Das Ich war offenbar so klein, dass es sich mit dem Über-Ich der generalisierten Erzieher identifiziert.

Wenn er Briefe oder Tagebuch schreibt, dann muss er berücksichtigen, dass sie von Herrn Battier, dessen Hauslehrer (Petersen) oder von seinem Vater gelesen und getadelt werden – und manchmal mit handgreiflichen Folgen: „Ich habe Dir gestern Dienstag einen Brief geschrieben, ..., daß er mir ihn verriß, und für denjenigen an Felenberg hat er mir eine auf das Maul gegeben“ (Nr. 37 A 2, vgl. auch Nr. 39 A 1 f.). Also muss er das schreiben, was wahrscheinlich gefällt, und er schreibt deshalb im nächsten Satz: „Es hatte mir nicht besser gehört, er ist noch gut mit mir verfahren“ (dito). Er muss also zu sich selbst ein reflexives und durchgängig kritisches Verhältnis aufbauen.

---

11 Peter Petersen (1762-1820) ist „angestellter Hausgenosse“ der Basler Kaufmannsfamilie Felix Battier und mit der Erziehung der beiden ältesten Battier-Kinder, Gertrud und Felix, betraut. Wie etliche studierte Theologen überbrückt er zur Sicherung seines Unterhaltes bis zu einer festen kirchlichen Anstellung die Zeit als Hauslehrer.

12 Johann Friedrich Miville (1754-1820) ist Pfarrer und gehört neben Felix Battier, Jakob Sarasin, Wernhard Huber u. a. zum Basler Freundeskreis Pestalozzis.

V.

Im Rückblick spricht vieles für eine Verifizierung unserer Ausgangshypothese. Hans Jacob Petalozzis Schicksal lässt sich als Beziehungsfalle – im Sinne der double-bind-Theorie von Bateson – interpretieren, aus der kein Entkommen mehr möglich war. Wie ein in die Enge getriebenes Tier hatte der Sohn, in Anbetracht der widersprüchlichen (Dauer-)Botschaften seines Vaters,[13] nur zwei gleichermaßen unmögliche Möglichkeiten des Verhaltens. Die Flucht in die Krankheit war eine weitere Möglichkeit auf einer anderen, nämlich somatischen Ebene, das nicht lösbare Problem auf psychischer Ebene zu bewältigen. Das war gewissermaßen das ausgeschlossene Dritte im tertium-non-datur der Beziehungsfalle. Der weitere Lebensweg war deshalb tragisch. Machtlos musste der Vater mit ansehen, wie der Sohn nach der Rückkehr immer mehr abstumpfte und interesselos wurde. Die paranoiden Schübe seiner Krankheit häuften sich, und trotz aufopfernder Liebe seiner Frau starb Hans Jacob kurz nach seinem 32. Geburtstag am Abend des 15.8.1801.

Die pädagogische Beziehung zwischen Vater und Sohn scheint nur Verlierer zu kennen, denn auch der Vater verliert (seinen Sohn). Nach dem ökonomischen und dem finanziellen Scheitern (seiner diversen Projekte) muss er nun auch sein pädagogisches Scheitern in praxi eingestehen. Der nachträgliche Beobachter kann deshalb nur noch konstatieren: „Wie in den großen Tragödien kann die Vernunft nur noch hinzutreten und feststellen: so hätte es nicht sein sollen“ (Luhmann 1990, 212). Pestalozzi, der wie kein anderer das Prinzip Hilfe in die Erziehungsvorstellung (der Moderne) verankert hat, konnte seinem Sohn nicht helfen. Ja, er konnte nicht einmal sich selbst helfen. Wie kann man damit umgehen? Wie hat Pestalozzi die Erfahrung, ein Versager zu sein, bewältigt? Wie verarbeitete er das frustrierende Eingeständnis, dass die „große Absicht“ nie das „kleine Kind“ erreicht hat und seine normativen Erwartungen an der Welt, wie sie ist, regelmäßig zu scheitern pflegten?

Hans Jacob nahm den Weg in die *Krankheit* (wahrscheinlich bedingt durch eine erbliche Konstitution), Johann Heinrich den Weg in die *Literatur*![14] Hier, in der Produktion literarischer Fiktionen sollte der Vater einen probaten Ausweg aus seinem Lebensdilemma finden und den erhofften Lebenserfolg finden.[15] Auch dieser Weg ist von Rousseau schon vorgezeichnet worden, denn auch Rousseau ist in praktischen Dingen durchgehend ein Versager gewesen, aber als Theoretiker ein überaus erfolgreicher Autor. Rousseau war sich dessen bewusst, denn er schrieb im ersten Buch seines „Emile“ ganz ungeschützt: „Dem Beispiel so vieler folgend, lege ich nicht Hand ans Werk, sondern an die Feder. Und anstatt zu tun, was richtig ist, bemühe ich mich, es zu sagen“ (Rousseau 1963, 134). Mitte des 18. Jh. beginnen sich Theorie und

13 Auch das Verhältnis zur Mutter, das hier unberücksichtigt blieb, war nicht unproblematisch. Es war die ganze Familienstruktur, die pathologische Züge aufweist, und so gesehen handelt es sich hier um Folgen einer nicht ungefährlichen, aber gleichwohl unvermeidbaren Institution, der Familie: „Familien sind ein Extremfall gefährlicher Kommunikation:“ (Luhmann 1990, 224)

14 Ein Überblick über sein Werk findet sich bei Liedtke 1992.

15 Diese Differenz war offenbar schon Zeitgenossen aufgefallen, denn Johann Caspar Lavater, der das Scheitern der philanthropisch-praktischen Bemühungen des Johann Heinrich Pestalozzi (der sich zunächst als Bauer, dann als Armenerzieher versuchte) aus Zürich beobachtete, kommt schon damals zu dem entlarvenden Urteil: „Zur Besorgung würde ich Pestalozzi nicht einmal meinen Hühnerstall anvertrauen; aber wenn ich König wäre, würde ich ihn zu meinem ersten Rate machen:“ (zit. nach Keil 1995a, 110)

Praxis zu trennen; sie werden – systemtheoretisch gesprochen – füreinander gegenseitig Umwelt. Rousseau und Pestalozzi haben je auf ihre Weise die Trennung vollzogen und sind als Praktiker gescheitert, als Theoretiker aber überaus erfolgreich geworden und schließlich zu Klassikern geronnen, an deren literarischen Impulsen wir uns noch heute abarbeiten.

LITERATUR

Bastine, R. (1998): Vorlesung Klinische Psychologie, Stuttgart.
Bateson, Gr. (^{2}1983): Ökologie des Geistes, Frankfurt a. M..
Birbaumer, N. und R. F. Schmidt (^{5}2003): Biologische Psychologie, Berlin u.a..
Carlsen, N. R. (^{8}2004): Physiologische Psychologie, München u.a.
Kant, I. (1877): Kritik der reinen Vernunft. Text der Ausgabe von 1781, Leipzig o.J..
Keil, W. (1995a): „Wie Johann Heinrich seine Kinder lehrt ...“ Lebensgeschichte und Erziehung des Hans Jacob Pestalozzi, Regensburg.
Keil, W. (Hg.) (1995b): Dokumentarband zu „Wie Johann Heinrich seine Kinder lehrt...“. Lebensgeschichte und Erziehung des Hans Jacob Pestalozzi, Regensburg.
Liedtke, M. (^{12}1992): Pestalozzi, Reinbek bei Hamburg.
Luhmann, N. (1990): Sozialsystem Familie. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, 196-217.
Luhmann, N. (1990): Glück und Unglück der Kommunikation in Familien. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, 218-272.
Moritz, K. Ph (1963): Anton Reiser, Stuttgart.
Mücke, K. (2003): Probleme sind Lösungen, Potsdam.
Rousseau, J.-J. (1963): Emile oder über die Erziehung, Stuttgart.
Schlippe, A. und J. Schweitzer (1996): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung, Göttingen.
Soëtard, M. (1987): Johann Heinrich Pestalozzi, Sozialreformer – Erzieher – Schöpfer der modernen Volksschule. Eine Bildbiographie, Zürich.
Stadler, P. (1988): Pestalozzi. Geschichtliche Biographie. Von der alten Ordnung zur Revolution (1746-1797), Bd. 1, Zürich.
Treml, A. K. (1991): Ganzheitlichkeit – Affirmative oder kritische Kategorie? Ökumenisches Lernen als ganzheitliches Lernen. In: G. Orth (Hg.): Dem bewohnten Erdkreis Schalom. Beiträge zu einer Zwischenbilanz ökumenischen Lernens, Münster, 233-242.
Schöppe, A. (1995): Theorie paradox: Kreativität als systemische Herausforderung, Heidelberg.
Wils, J.-P. (2006): Nachsicht. Studien zu einer ethisch-hermeneutischen Basiskategorie, Paderborn.

Video-Interviewprojekte der Gedenkstätte Bergen-Belsen

Karin Theilen und Diana Gring

In der Gedenkstätte Bergen-Belsen soll im Spätsommer 2007 eine neue Dauerausstellung eröffnet werden. Sie wird alle Teilbereiche der Geschichte Bergen-Belsens umfassen: Kriegsgefangenenlager, Konzentrationslager und Lager für Displaced Persons (DP-Camp). Umfangreiche Recherchen wurden in den vergangenen Jahren weltweit in Archiven durchgeführt, um die Quellensammlung zu ergänzen und die historischen Kenntnisse zur Geschichte Bergen-Belsens zu erweitern.

Einen wichtigen Quellenbestand – sowohl für die Dokumentation als auch für die Ausstellungsneugestaltung – bilden lebensgeschichtliche Video-Interviews mit Zeitzeugen. Insgesamt sind bisher aus einzelnen Teilprojekten 330 Interviews mit mehr als 1.300 Stunden Filmmaterial entstanden.

Bereits seit 1999 wurden im Rahmen eines von der Stiftung Niedersachsen finanzierten Video-Interviewprojektes 140 lebensgeschichtliche Interviews mit Überlebenden des Konzentrationslagers Bergen-Belsen von Memo Media Productions aufgezeichnet. Im Rahmen dieses unter der Schirmherrschaft des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen stehenden Projektes wurden die Lebensgeschichten von Männern und Frauen aufgenommen, die bereit waren, über ihre Erinnerungen an das Konzentrationslager Bergen-Belsen vor der Kamera zu sprechen, und die heute in den USA, Israel oder Westeuropa leben.

Im Zuge der Neugestaltung wurden und werden über dieses Projekt hinaus von der Gedenkstätte Bergen-Belsen weitere Video-Interviews geführt. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf Interviews mit Überlebenden des Konzentrationslagers Bergen-Belsen aus dem osteuropäischen Raum. Zusätzlich werden lebensgeschichtliche Interviews mit Zeitzeugen zu den Themenkomplexen „Kriegsgefangenenlager Bergen-Belsen“ und „DP-Camp Bergen-Belsen“ aufgenommen. Der Kreis der Interviewpartner wurde erheblich ausgeweitet bis hin zum deutschen Hilfspersonal im DP-Camp, Anwohnern des Konzentrationslagers sowie Anwohnern der Kriegsgefangenenlager Bergen-Belsen, Oerbke und Wietzendorf. In diesem Zusammenhang sind internationale Kooperationen mit anderen Institutionen entstanden.

Für den Themenkomplex „DP-Camp Bergen-Belsen“ wurde eine Kooperation mit dem Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies der Universität Yale (USA) geschlossen.

Mitarbeiter des Fortunoff Video Archive zeichnen in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Bergen-Belsen Interviews mit Zeitzeugen aus den USA und Kanada an der Universität Yale auf. Für diese Video-Interviews haben beide Institutionen Co-Copyrights. Darüber hinaus erhält die Gedenkstätte Bergen-Belsen Kopien von Interviews mit Überlebenden des Konzentrationslagers Bergen-Belsen aus dem mehrere

 © Verlag Barbara Budrich

tausend Interviews umfassenden Archiv des Fortunoff Archives für die pädagogische und wissenschaftliche Nutzung in der Gedenkstätte Bergen-Belsen.

Lebensgeschichtliche Interviews mit ehemaligen italienischen Militärinternierten und ehemaligen italienischen KZ-Häftlingen werden in Kooperation mit dem Istituto di Storia Contemporanea di Como und dem Museo storico di Trento (Italien) durchgeführt. Auch hier ermöglicht ein Co-Copyright jeweils die pädagogische, wissenschaftliche und museale Nutzung für alle beteiligten Institutionen.

Alle Projekte sind methodisch und in ihren technischen Standards eng aufeinander abgestimmt.

Die insgesamt 330 Interviews haben eine durchschnittliche Länge von rund vier Stunden. Da die Dauer seitens der Interviewer nicht festgelegt wird, wurden Interviews von einer Stunde Länge geführt, aber in Einzelfällen auch Interviews, die zwölf, dreizehn oder gar fünfzehn Stunden dauerten. Die Zeitzeugen – etwa zu gleichen Anteilen Männer und Frauen – gehören den Geburtsjahrgängen 1910 bis 1944 an. Dabei sind etwa ein Viertel der Interviewpartner und -partnerinnen Jahrgang 1930 und jünger. Insbesondere für die Zeitzeugen aus der Gruppe der Überlebenden des Konzentrationslagers bedeutet dies, dass sie zum Zeitpunkt ihrer Lagerhaft und der Befreiung Kinder oder Jugendliche waren.

Die Interviews werden überwiegend in Deutsch und Englisch aufgezeichnet. Darüber hinaus wurden bisher auch Interviews in russischer, polnischer, französischer, italienischer, ungarischer, slowakischer, hebräischer, ukrainischer und schwedischer Sprache geführt. Die überwiegende Anzahl der Interviews wird in den Heimatländern der Überlebenden geführt; andere Zeitzeugen besuchen die Gedenkstätte Bergen-Belsen und sprechen dort über ihr Leben vor, während und nach der Verfolgung.

Es liegen mittlerweile Interviews mit Überlebenden aus allen Lagerteilen des Konzentrationslagers Bergen-Belsen vor. Hinsichtlich der Zuordnung zu den so genannten Verfolgtengruppen ist festzuhalten, dass mehrheitlich Interviews mit Überlebenden aufgezeichnet wurden, die als Juden oder aus politischen Gründen verfolgt worden waren. Diese beiden Gruppen stellten die große Mehrheit der rund 120.000 in Bergen-Belsen inhaftierten Menschen dar. Mehr als 60 Jahre nach der Befreiung ist es allerdings nicht mehr möglich, mit Männern und Frauen aus allen im Konzentrationslager Bergen-Belsen inhaftierten Gruppen zu sprechen.

So gibt es aus der Gruppe der wegen ihrer Homosexualität inhaftierten Männer bisher kein Interview. Gleiches gilt für ehemalige Häftlinge, die als so genannte Asoziale oder Berufsverbrecher verfolgt wurden. Ein Interview konnte mit einer Überlebenden geführt werden, die als Zeugin Jehovas verfolgt wurde.

Einen besonderen Stellenwert haben die Interviews mit überlebenden Sinti und Roma für die Arbeit der Gedenkstätte, weil damit ein Quellendefizit zur Geschichte dieser Verfolgtengruppe ausgeglichen werden kann. Die anhaltende Stigmatisierung im Nachkriegsdeutschland und eigene, nichtschriftliche Tradierungsformen haben dazu geführt, dass das Verfolgungsschicksal dieser Gruppe lange Zeit auch in der Forschung nicht ausreichend wahrgenommen worden ist. Umso wichtiger sind jetzt die als mündliche Quelle vorliegenden zehn Videointerviews mit überlebenden Sinti und Roma.

Auf mehreren Reisen nach Russland und in die Ukraine wurden die Erinnerungen von Überlebenden der sowjetischen Kriegsgefangenenlager in der Lüneburger Heide und der ehemaligen sowjetischen KZ-Häftlinge aufgezeichnet. Aufgrund ihres hohen

Alters und ihrer oftmals angegriffenen Gesundheit sind sie nur noch in Ausnahmefällen in der Lage, die Mühen einer Reise nach Deutschland auf sich zu nehmen. Die Erzählungen sind oft zusätzlich geprägt durch die Verfolgungserfahrungen, die viele ehemalige Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in der Sowjetunion nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatland machen mussten. Teilweise leidet die Bereitschaft, über das Erlittene zu sprechen, noch erheblich darunter.

Mehr als 100 Interviews liegen inzwischen zum Themenkomplex „DP-Camp Bergen Belsen" vor. Erst 1950 wurde dieses größte jüdische DP-Camp im besetzten Deutschland aufgelöst. Für die Zeitzeugen liegt die Schwerpunktsetzung im Interview oft verständlicherweise deutlich auf der Verfolgungsphase. Die Erinnerungen hinsichtlich der Themenkomplexe DP-Camp und Nachkriegszeit haben in der Relation zur Verfolgungserfahrung eine eher untergeordnete Rolle. Dies muss bei der Interviewführung angemessen berücksichtigt werden. Themen wie die Problematik des physischen, psychischen, familiären und materiellen Neuanfanges nach der Befreiung, die Schwierigkeiten um Heimatlosigkeit und Emigration sowie der Aufbau eines sozialen und kulturellen Lebens im DP-Camp stehen im Mittelpunkt der Erinnerungen an die Zeit im DP-Camp.

Darüber hinaus wurden Interviews mit Personen geführt, die zum Hilfspersonal im DP-Lager gehörten: Mitarbeiter des American Jewish Joint Distribution Committee (AJDC), der britischen Jewish Relief Unit (JRU), der britischen Military Police, Mitglieder der UNRRA und der Jüdischen Brigade sowie deutsche Ärzte, die freiwillig oder zwangsverpflichtet im DP-Camp gearbeitet haben.

Außerdem wurden auch fünfzehn Interviews mit Anwohnern geführt, also Männern und Frauen, die in den dreißiger und vierziger Jahren in der Umgebung des Konzentrationslagers bzw. der Kriegsgefangenenlager und des DP-Camps gewohnt haben.

Zur technischen Vorgehensweise und Durchführung der Interviews ist folgendes anzumerken: Die Video-Interviews werden mit einer Drei-Chip Mini-DV-Kamera von einem professionellen Kameramann vor einem neutralen schwarzen Hintergrund aufgenommen. Der neutrale Hintergrund wurde gewählt, weil dies einerseits Vorteile bei einer späteren Bearbeitung bietet, andererseits aber auch, weil der neutrale Hintergrund den Zuschauer auf die Zeitzeugen fokussiert.

Das digitale Aufnahmeverfahren ermöglicht qualitativ hochwertiges Filmmaterial, das ohne nennenswerte Qualitätsverluste kopiert und bearbeitet werden kann. Zu klären bleibt nach wie vor das Speichermedium für die langfristige Archivierung. Derzeit lagern die Interviews noch konventionell auf dem Magnetband.

Das inhaltlich-methodische Konzept der Interviewprojekte basiert auf der Grundlage des „narrativen Ansatzes" (vgl. Jureit 1999, 62) und findet im so genannten offenen Interviewverfahren (vgl. Geppert 1994, 310 f.) statt. Das heißt, das Interview vollzieht sich im Prinzip in drei Schritten: die eigene Erzählung als „biografische Konstruktion" (Jureit 1999, 13), immanentes Nachfragen und allgemeine Nachfragen (vgl. auch von Plato 2000, 21 ff.) Die Interviewrealität ist gemessen am theoretischen Ansatz gebrochen. Jedes Interview wird für sich individuell gestaltet und unterliegt unterschiedlichsten Einflussfaktoren, so dass die Dreigliedrigkeit des Interviews nicht immer eingehalten wird. Zurückhaltendes, den Interviewfluss nicht in eine andere Richtung lenkendes, immanentes Nachfragen muss oft – das hat die Interviewpraxis gezeigt – sofort stattfinden. Ansonsten wird der Gesprächsfluss zu sehr unterbrochen und die Entfernung zum Thema ist zu groß.

Es gibt einen Interviewleitfaden, der Fragestellungen zu verschiedenen Themenkomplexen und spezifischen Situationen beinhaltet und von allen Interviewern benutzt wird. In der gewählten Interviewpraxis ist es jedoch unmöglich, ihn in irgendeiner Form „abzuarbeiten". Das Interview ist „ein dialogischer Prozess, an dem auch die Interviewer mit ihrem Auftreten und ihrer Wirkung oder ihrer Frageweise die Antworten bereits mitstrukturieren" (von Plato 1991, 109).

Die Interviews finden in der Regel an einem Tag statt und werden in Einzelfällen auf zwei oder mehr Tage ausgedehnt. Ein lebensgeschichtliches Video-Interview an einem Tag zu führen bedeutet für den Interviewpartner eine vielstündige große Strapaze, furchtbare Erinnerungen werden aufgewühlt. Oft sind die Interviewpartner schon Tage vorher belastet durch Alpträume und Unruhe, die sich auch nach dem Interview fortsetzen. Bei einer Ausdehnung des Interviews auf mehrere Tage wird diese Situation – so unsere Praxiserfahrung – verstärkt. Auch die Rahmenbedingungen, die den Verlauf des Interviews erheblich mitbestimmen, sind unterschiedlich, so dass bei einer Ausdehnung des Interviews eher mehrere einzelne als ein zusammenhängendes und als solches auch auswertbares und interpretierbares[1] Interview entstehen.

Im Anschluss an das eigentliche Interview werden in der Regel Aufnahmen von verschiedenen Materialien aus dem persönlichen Besitz des Zeitzeugen aufgezeichnet: Objekte und Erinnerungsstücke, Familienfotos, Dokumente, Briefe, topografische Skizzen usw., die vom Zeitzeugen erläutert werden.

Der Quellenbestand der in den letzten Jahren entstandenen lebensgeschichtlichen Video-Interviews in der Gedenkstätte Bergen-Belsen zeichnet sich – bei aller thematischen Vielfalt – durch seine technische und methodische Homogenität aus. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die bisher 330 entstandenen Interviews aus allen Teilprojekten von nur zwölf Interviewerinnen und Interviewern durchgeführt wurden, die in enger Abstimmung mit einheitlichen Standards gearbeitet haben. Die sich daraus ergebende Einheitlichkeit der Quellensammlung bietet für alle Bereiche der Dokumentation, der wissenschaftlichen Auswertung und späteren Nutzung große Vorteile.

Die Video-Interviews haben für die Arbeit der Gedenkstätte Bergen-Belsen eine ganz besondere Bedeutung angesichts der Tatsache, dass die Lagerregistratur durch die SS vor der Befreiung komplett vernichtet wurde. So ergänzen die Lebensberichte die unvollständigen Aktenüberlieferungen, thematisieren Aspekte, Situationen und Ereignisse der Lagergeschichte sowie die Lebens- bzw. Überlebensbedingungen, über die aus anderen Quellen nichts oder nur sehr wenig bekannt ist.

Viele Aspekte der Lagergeschichte sind überhaupt nur durch diese Selbstzeugnisse dokumentierbar, so beispielsweise die verschiedenen Formen der Selbstbehauptung der Häftlinge. Die Berichte der Zeitzeugen ermöglichen eine präzise Rekonstruktion der Funktionsmechanismen und der Strukturen des Verfolgungs- und Vernichtungssystems und thematisieren die Realität der Konzentrationslager in ihrer ganzen Bandbreite aus der Perspektive der Überlebenden. Zudem geben sie Einblicke in die Zeit vor der Verfolgung, und sie offenbaren die unvorstellbaren psychischen und physischen Belastungen, unter denen die Menschen noch bis heute leiden.

1 Zur Unterscheidung der Begrifflichkeiten „Auswertung" und „Interpretation" vgl. Krahé 1998, 140.

Der lebensgeschichtliche Ansatz bietet dabei auch die Möglichkeit, den Status des „Opfers“ durch die Schilderung der Lebensphasen vor und nach der Verfolgung zu überwinden. Zusätzlich werden gerade durch die zusammenhängende biografische Erzählweise Brüche und Kontinuitäten in den Lebensgeschichten herausgearbeitet. Zugleich wird das Erzählte in Beziehung zueinander gesetzt.

Nach dem Aufzeichnen der Lebensgeschichten folgt in einem zweiten Schritt die Erschließung und Archivierung der Video-Dokumente. Die Interviews müssen der wissenschaftlichen, musealen und pädagogischen Arbeit zugänglich gemacht werden.

Die Erschließung der Video-Dokumente bedeutet zunächst die Transkribierung und Übersetzung der Interviews, die nicht in deutscher oder englischer Sprache geführt wurden. Zu jedem Interview wird eine Datenbankerschließung unter besonderer Berücksichtigung der visuellen Ebene angefertigt. Dabei werden die Interviews über eine reine Datenbankerschließung hinaus in – durch die Time-Code-Kennung markierten – fünf bis zehn Minuten umfassenden Blöcken zusammenfassend inhaltlich beschrieben. Diese umfangreiche Erschließung der Video-Interviews ist für den Bestand in der Gedenkstätte Bergen-Belsen weitgehend abgeschlossen.

Derzeit wird in der Gedenkstätte Bergen-Belsen an einer Integration der Videointerviews in die neue Dauerausstellung gearbeitet. Auf biografischer und thematischer Ebene werden sie ein wichtiger Bestandteil der neuen Dauerausstellung sein.

LITERATUR

Geppert, Alexander C.T. (1994): Forschungstechnik oder historische Disziplin? Methodische Probleme der Oral History; in: GWU 45, 303-323.

Jureit, Ulrike (1999): Erinnerungsmuster – Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg.

Krahé, Barbara (1998): Das Trauma der Verfolgung. Zur psychologischen Analyse von Videointerviews mit Überlebenden des Holocaust; in: Cathy Gelbin, Eva Lezzi u.a.: Archiv der Erinnerung – Interviews mit Überlebenden der Shoah. Bd. I, Videographierte Lebenserzählungen und ihre Interpretation, Potsdam, 127-156.

Plato, Alexander von (1991): Oral History als Erfahrungswissenschaft – Zum Stand der „mündlichen Geschichte“ in Deutschland; in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Jg. 4, 97-120.

Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zunft; in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Jg. 13, 5-29.

Mitteilungen

BIOS-Sonderheft 2007:
Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit
The Networks of Oral History
Festschrift für Alexander von Plato, hg. v. Almut Leh und Lutz Niethammer

Anlässlich der Verabschiedung Alexander von Platos als Direktor des Instituts für Geschichte und Biographie in den Ruhestand haben Almut Leh und Lutz Niethammer einen Sonderband der Zeitschrift BIOS als Festschrift für Alexander von Plato herausgegeben. Führende Vertreter der International Oral History Association sowie zahlreiche in- und ausländische Weggefährten von Platos sind der Einladung gefolgt, mit ihren Essays zu einer historischen und methodischen Zwischenbilanz der Oral History-‚Bewegung', der lebensgeschichtlichen Interviewforschung und der Erfahrungsgeschichte beizutragen.

Einem Vorwort der Herausgeber folgen die zu sechs thematischen Blöcken geordneten Beiträge, die überwiegend auf Deutsch, einige auf Englisch, einer auf Französisch geschrieben sind. Von allen Beiträgen gibt es englische Abstracts. Das Heft hat einen Umfang von 260 Seiten ist zum Preis von 28,00 € bzw. 24,80 € für Abonnenten erhältlich. Die Beiträge:

Geschichtserfahrung und Methodenwandel

Alistair Thomson: Eine Reise durch das Gedächtnis unserer Bewegung: Vier paradigmatische Revolutionen in der Oral History
Ron Grele: Stages in the evolution of oral history
Philippe Joutard : Mémoire et histoire: comment surmonter le conflit?
Marieta de Moraes Ferreira: The International Oral History Association and the new tendencies in the field of oral history
Alessandro Portelli: Lookin' for a home. Independent oral history archives in Italy

Interview und Gedächtnis

Lutz Niethammer: Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interpretationsverfahren
Albert Lichtblau: Wie verändert sich mündliche Geschichte, wenn wir auch sehen, was wir hören? Überlegungen zur audiovisuellen Geschichte
Mark Roseman: Gespräche und Lektüren zum Körper
Charlotte Heinritz: Schüleraufsätze als Quelle für Oral History und Erfahrungsgeschichte? Aus dem Roeßler-Archiv im Institut für Geschichte und Biographie

Gewalterinnerung

Werner Bohleber: Zum Problem der Veridikalität von Erinnerungen
Michael Zimmermann: Erfahrungsgeschichte und nationalsozialistische Zigeunerverfolgung
Dori Laub: Oral history in the making. Pitfalls and breakthroughs – or the unconscious in action
Selma Leydesdorff: Oral histories and their challenge to collective memory: the case of Srebrenica
Irina Scherbakova: The Gulag in memory

 © Verlag Barbara Budrich

Beziehungsgeschichten

Yvonne Rieker: Amore? Der Diskurs über die Liebe in Süditalien und das Verhältnis der Geschlechter im Migrationsprozess
Eva Ochs: Lager-Liebe
Dorothee Wierling: Vereinigungen – ostdeutsche Briefe an Beate Uhse
Johannes Huinink: Herausforderungen einer lebenslaufbasierten Beziehungs- und Familienforschung
Christian Semler: Respekt als Deal
Annette Leo: Technik ist nicht alles – Eine Reise mit Alexander

Erfahrungsgeschichten

Mercedes Vilanova: Illiteracy, non-voting and oral sources during the Second Republic in Barcelona (1931-1939)
Almut Leh: Robert R. lebt oder: Was Oral History immer noch leistet
Elaine Bauer and Paul Thompson: Shifting Jamaican migrant identities: out to new countries, and back to the homeland
Albrecht Lehmann: Lebensgeschichte und Landschaft. Kulturelle und politische Aspekte
Nori Möding: Unversöhnliche Erinnerungen? Erfahrungen in Israel nach 1933

Biographische Reflektionen

Jörn Schütrumpf: Die erzählte Bukowina oder: Herkunft als Wert und Maß
Gerhard Botz: Beschweigen, Ausblenden und Externalisieren: Der „Fall Grass“ und der „Fall Waldheim“
Christoph Links: Der Umgang mit ostdeutschen Biographien seit 1989. Erfahrungen eines Verlegers
Janis Wilton: Migration stories, international oral history and transnational networks. A (very personal) view from ‘down under’
Luisa Passerini: Self and other: thirty years of doing oral history
Erika M. Hoerning: Historiker a.D.? Sozialtransformation trifft auf Systemtransformation

Call for Papers: 15th International Oral Histor Conference
"Oral History - A Dialogue with our Times"
September 23-26, 2008, Guadalajara (Mexico)

The International Oral History Association in collaboration with the University of Guadalajara and the Mexican Oral History Association (AMHO) invite proposals from around the world for the 15th International Oral History Conference in Guadalajara, Mexico.

Proposals may be for a conference paper, a thematic panel, a special interest group session or a workshop session. Only those proposals clearly focused on oral history will be given consideration. Proposals will be evaluated according to their oral history focus, methodological and theoretical significance and relevance to the conference theme and sub-themes.

Sub Themes

- Contributions of Oral History to the understanding of the 20th Century
- Time in Memory: Lived experience; what is remembered and what is forgotten
- Spaces of Memory: Community, the local, the global and everyday life
- Ecology and Disasters: Environmental themes, natural heritage, cultural resources
- Memory and Politics: Experiences of political participation; NGOs, political groups, political agency and individuals
- Family and Generations
- Migrations: Diasporas, international and local migratory movements, networks, borderlands, religious migration, the human capital of immigrants
- Sharing and Transmitting Faith: Religious traditions
- Oral Tradition
- Theory and Method in Oral History
- Memories of Violence and War: Justice, trauma and memory, survivors, civil rights and human rights
- Memories of the Body: Dance, tatoos, dramatizations and the emotions
- Work: Experiences, conceptions and modalities of work
- Health: Illnesses, healing, myths, the handicapped, elderly and retired people
- Gender
- The Teaching of Oral History: Experiences in formal and informal education
- Archiving Memory: The interview as a source for social research, multiple readings of interviews, publication and dissemination of oral history, audio archives, audiovisual media, access and questioning
- Museums and Oral History
- Oral History and the Visual Image
- Legal and Ethical Issues in Oral History

Master Classes

Several Master Classes and workshops on Oral History will be offered before the Conference by internationally renowned scholars and specialists in Oral History.

Special Interest Groups

Continuing the precedent set in Sydney, Special Interest Groups sessions will be scheduled so that participants can get to know one another, establish contacts and exchange resources and ideas.

Proposals

Please submit a 300-word maximum proposal summarizing your presentation, via the Conference Website: www.congresoioha2008.cucsh.udg.mx
Deadline: July 15, 2007

Only those proposals clearly focused on oral history will be given consideration. Proposals will be evaluated according to their oral history focus, methodological and theoretical significance and relevance to the conference theme and sub-themes. The Organizing Committee will notify acceptance or rejection of proposals by October 15, 2007.

Proposals must be written in English or Spanish. If your proposal is accepted, you will be required to send the final paper in English or Spanish, attaching an abstract summary translated professionally into the second language.

Individual Papers: Will be assigned by the Organizing Committee to international panels or workshops with other papers with similar theme or focus. Thematic Panels: Proposals for thematic panels must have no more than four presenters, preferrably from different countries. Workshops: Workshop proposals must identify the theme or focus of the presentation and should propose a structure and a workshop chair. Special Interest Groups: Suggestions and proposals for sessions are accepted.

Final papers and abstracts must be received on or before February 28, 2008, for inclusion in the Book of Abstracts and the CD of the proceedings of the Conference.

Contacts

Maestra Ana María de la O Castellanos
Email: iohacongress@csh.udg.mx
Departamento de Historia
Centro Universitario de Ciencias Sociales y Humanidades
Guanajuato # 1045
Colonia Alcalde Barranquitas
Guadalajara, Jalisco, México. C.P. 44260
Phone Number/FAX (52) 33 38 19 33 79/74

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Ilse Bürmann, Prof. Dr. phil., Universität Osnabrück, FB 3 Erziehungs- und Kulturwissenschaften, Allgemeine Pädagogik, Heger-Tor Wall 9, 49069 Osnabrück

Gert Dressel, Dr. phil., IFF-Abt. für Kultur und Wissenschaftsanalyse, Schottenfeldgasse 29, A-1070 Wien, Österreich

Diana Gring, Scheidestr. 31, 30625 Hannover

Werner Keil, PD Dr., Helmut-Schmidt-Universität, Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, Fachbereich Pädagogik, Holstenhofweg 85, 22043 Hamburg

Christiane Micus-Loos, Dr. phil, Neumann- Reichardtstr.11, 22041 Hamburg

Ortrun Niethammer, Prof. Dr. phil., Am Wulfekamp 27, D-49082 Osnabrück

Kristina Popowa. Prof. Dr., Institut für bulgarische Geschichte und Archivistik, Fakultät für Geschichte und Rechtswissenschaft, Südwestuniversität „Neofit Rilski", Blagoevgrad, Ivan Michajlov Str.66, Bulgarien

Helmut Schmitz, Dr. phil., University of Warwick, Dept of German Studies, Coventry CV4 7AL, UK

Karin Theilen, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Gedenkstätte Bergen-Belsen, 29303 Lohheide

Alfred K. Treml, Prof. Dr., Helmut-Schmidt-Universität, Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, Fachbereich Pädagogik, Holstenhofweg 85, 22043 Hamburg